

Louis Charpentier
**Macht
und Geheimnis
der
Templer**

Bundeslade
Abendländische Zivilisation
Kathedralen

Die Originalausgabe erschien 1967
bei Editions Robert Laffont, Paris
unter dem Titel «Les mystères templiers»
©Editions Robert Laffont S. A. 1967

Die Übersetzung aus dem Französischen besorgten
Renate Leiffer und *Manfred Barthel*

Mit einem Vorwort von Manfred Barthel

Die Bilddokumente dieses Buches stammen von Yan, Violet,
Anderson-Giraudon und aus dem Archiv des Verfassers

Lizenzausgabe 1986 für
Manfred Pawlak Verlagsgesellschaft mbH, Herrsching
© Walter Verlag, Olten
Schutzumschlag: Bine Cordes, Weyarn
Gedruckt in Jugoslawien
ISBN: 3-88199-296-0

Inhalt

Mönchsritter – Rittermönche 7

- 1 Der mysteriöse Wald des Orients 17
- 2 Die Bundeslade 33
- 3 Das Konzil zu Troyes 45
- 4 Die Ordensanfänge 61
- 5 Das Mysterium des Ursprungs 68
- 6 Die Nachkommenschaft 76
- 7 Cluny 90
- 8 Die Kreuzzüge 97
- 9 Der Templerorden 104
- 10 Die Kampftruppe 117
- 11 Das Abendland 131
- 12 Das Geheimnis des Dornbuschs 140
- 13 Die Templerwege 149
- 14 Das Geheimnis von La Rochelle 160
- 15 Der Reichtum des Tempels 170
- 16 Die Kathedrale 185
- 17 Die Verhaftung 195
- 18 Die Beschuldigungen 211
- 19 Die Verleugnung 218

- 20 Der Baphomet und die Alchimie 234
21 Jenseits der Zeit 251
22 Die Ketzerei 265
23 Die Schätze des Tempels 273
24 Der Wald des Parzival 282

Mönchsritter – Rittermönche

Der Dualismus im Zeitgeist der Kreuzzüge

«Von unserem Leben seht ihr nur
die Schale, die außen ist,
doch ihr seht nicht die mächtigen
Gebote im Inneren.»
Aus den Ordensregeln der Templer

Der Weltuntergang war für das Jahr 1000 vorausgesagt worden. Jedenfalls glaubte die europäische Christenheit daran und bereitete sich durch Wallfahrten, Beten und Fasten darauf vor.

Die Welt ging nicht unter. Außer mehrjährigen Hungersnöten, an die man aber gewöhnt war, blieb alles, wie es war. Blieb es wirklich so?

Nein. Neue Ideen kamen auf. Die absolute Macht der Kirche wurde in Frage gestellt. Der Kirchenlehre stellte sich die Denklehre entgegen, dem Papsttum das Kaisertum. Der Dualismus zwischen Wissen und Glauben, zwischen weltlicher und geistlicher Macht entstand und beeinflusste die Entwicklung der nächsten Jahrhunderte.

Auch die Menschen veränderten sich. So wie jedes Zeitalter seinen Menschen und jede Generation ihr Zeitalter prägt. Statt daß die Menschen nach dem nicht erfolgten Weltuntergang in Lethargie oder in Ausschweifung verfielen, breitete sich religiöse Besessenheit aus. Gebete waren nicht mehr genug – das eigene Leben mußte für das Seelenheil in die Waagschale

geworfen werden. Wanderprediger zogen durchs Land, forderten Armut und Verzicht auf weltliche Freuden.

Dies wäre eine der in der späteren Geschichte so häufigen religiös-exaltierten, ziellosen Bewegungen geblieben, wenn nicht 1095 Papst Urban II diese Stimmung genutzt und zu einem Kreuzzug zur Befreiung der heiligen Stätten aufgerufen hätte. Jerusalem war in türkischer Hand, christliche Pilger wurden mißhandelt. Das war der Anlaß, die Ursachen liegen tiefer.

Urbans Aufruf kam im richtigen Moment. Sowohl, was die innere Bereitschaft als auch, was die äußeren wirtschaftlichen Zustände betraf. Deutschland hatte sich nach Italien orientiert, Frankreich war von beiden Ländern isoliert. Seine wenigen Einwohner bebauten das Land nicht mehr, verkauften es, gleich für welchen Preis, und schlossen sich einer der drei Kreuzzugssäulen an. Bauern, Bettler, Abenteurer, Gesindel, Fanatiker. Menschen, die sich das Kreuzzeichen mit glühenden Eisen in die Haut brennen ließen, um es auch in Gefangenschaft oder im Tod nicht zu verlieren.

Dieser 1. Kreuzzug wurde eine Katastrophe. Zwar eroberte man Jerusalem, aber der Preis waren zweihunderttausend Kreuzfahrer. Daß er nicht noch katastrophaler endete, war das Verdienst von im Kriegshandwerk erfahrenen Männern: den Rittern.

Alles, was wir an Idealvorstellungen vom mittelalterlichen Rittertum haben, traf auf sie nicht zu. Anfang des zweiten Jahrtausends konnte Ritter werden, wer wollte. Adel war keine Voraussetzung. Der Ritterschlag kam erst in den nächsten Jahrzehnten auf. Das Wort grassierte, ein Ritter sei zu allem fähig, aber zu nichts nütze.

Diese Haudegen werden zum Rückgrat der Kreuzfahrer. Sie zusammenschließen, einen mönchischen Ritterorden zu

gründen, war ein Gebot der Zweckmäßigkeit – und es entsprach der dualistischen Geisteshaltung der Zeit, zwei so grundverschiedene Gruppen wie Ritter und Mönche zu verschmelzen.

Drei Ritterorden wurden die Stützen der insgesamt sieben mehr oder weniger erfolgreichen Kreuzzüge.

Der älteste – 1048 gegründet – war die «Brüderschaft des Hospitals des Heiligen Johannes von Jerusalem», bald nur noch «Johanniter» genannt. Ein Orden, der sich der Pflege und Betreuung kranker Pilger verschrieben hatte und sich erst später – nach dem Vorbild des Templerordens – zum militärischen Ritterorden wandelte. Beim Rückzug aus dem Heiligen Land haben die Johanniter Bemerkenswertes geleistet. 1526 verteidigten sie heldenhaft Malta und sicherten so die Heimführung der Pilger nach Europa. Seitdem heißen sie auch «Malteserritter». Ihre Ordenstracht ist ein schwarzer Mantel mit weißem gleichschenkligen Kreuz.

Der jüngste der drei Orden war der «Deutsche Orden». Auch er begann als Krankenpflegebrüderschaft. Er formierte sich 1190 während der verlustreichen Belagerung von Akkon. Acht Jahre später übernimmt er auch militärische Aufgaben. Seine Ordenstracht ist der weiße Mantel mit dem schwarzen Ordenskreuz – den späteren preußischen Farben.

Sein historisches Verdienst war die Kolonisation des deutschen Ostens. Einige Historiker meinen, daß dadurch überhaupt erst Preußen möglich wurde. Das ist kühn, aber nicht unbedingt falsch. Er ist der einzige Orden, der eine Idee verwirklicht, die zur großen Konzeption des zweiten und berühmtesten Ordens gehört: die Schaffung eines eigenen Ordenslandes. Dieser ältere Ritterorden ist die «Brüderschaft der armen Ritter Christi vom Tempel zu Jerusalem», die sogenannten Tempelherren.

Kein anderer Orden, nicht einmal die späteren Jesuiten, hat über Jahrhunderte hinweg die Gemüter so bewegt, so viel Spielraum für Vermutungen, Spekulationen und – ja, auch das – Hoffnungen geliefert.

Im Gegensatz zu den beiden anderen Orden war er von vornherein ein militärischer, ein kriegerischer Orden.

«Ich weiß nicht, ob man sie Mönche oder Ritter nennen sollte. Ich halt es für richtig, ihnen beide Namen zugleich zu geben, denn es fehlt ihnen weder die Sanftmut des Mönchs noch der Mut des Kriegers», schrieb der heilige Bernhard, ihr geistiger Vater oder zumindest Wegbereiter. Mehr über ihn im Text von Charpentier.

Zwei Zitate zur Abrundung des Bildes von diesem Heiligen, der ein glänzender propagandistischer Formulierer war: «Der Christ, der den Ungläubigen im Heiligen Krieg tötet, ist seines Lohnes sicher, noch sicherer, wenn er selbst den Tod findet» und «Der Christ frohlockt über den Tod des Heiden, denn er gereicht Christus selbst zum Ruhme.»

Er wird – neben seinen anderen großen Verdiensten – zum Einpeitscher mehrerer Kreuzzüge.

Daß dies keine nachträgliche Interpretation ist, belegt sein Wort, er sei nicht zum «Seelenheil», sondern zum «Scclenfang» Mönch geworden.

Die Templer wurden die «unbezwinglichen Streiter Christi». Woher kommt das anhaltende Interesse ausgerechnet an diesem Orden mit den weißen Mänteln und dem roten Tatzenkreuz auf der linken Schulter?

Nur wegen des spektakulären Prozesses, der zu seiner Auflösung führte?

Kaum, denn so verlogen und grausam die Begleitumstände dieses Prozesses auch waren – sie waren kein Einzelfall.

Nur wegen der angeblichen Gehcimlehre dieses Ordens?

Kaum, kein Historiker hat bisher verbindliche Belege über diese «innere» Lehre vorgelegt, was allerdings nicht heißt, daß es sie nicht gegeben hat. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es sie gab, denn damals war die junge christliche Lehre mit Geheimlehren durchsetzt. Jede Figur, jedes Zeichen an Dokumenten und Bauwerken dieser Epoche ist nicht zufällig, sondern hatte symbolische Bedeutung. Der Glaube, mit all seinen Verirrungen, gehörte zum Alltag, war Teil des Lebens jedes einzelnen. Was also war es? Es gibt zwei konkrete Gründe für das Interesse an diesem Orden, und Louis Charpentier nennt sie:

Der erste: Der Orden war unmittelbar nach seiner Gründung präsent. Die Organisation war von Anfang an perfekt, und die Bruderschaft hatte sogleich einen geistigen Überbau! Aus Haudegen werden erstaunlich rasch Vertreter höchster ritterlicher Tugenden, die der weltliche Ritterstand später als seine Ideale übernimmt.

Das spricht dafür – und kein seriöser Historiker zweifelt daran –, daß dieser Orden nach einem lange vorbereiteten Plan gegründet wurde.

Der zweite Grund: Die jahrzehntelange Konfrontation mit den Muselmanen veränderte das Feindbild in den Köpfen der geistig Interessierten dieser Elitetruppe.

Angetreten waren sie, vertierte Untermenschen zu bekämpfen, doch sie mußten allmählich erkennen, daß auch das Morgenland über geistige Qualitäten verfügte, durch die die abendländischen angereichert werden konnten und – logischerweise – auch umgekehrt. Zwei Beispiele: die fünfzehn Templerburgen, in Kleinasien und auf Zypern, unterscheiden sich wesentlich von den anderen Kreuzritterburgen. Sie sind der für diese Gegenden geeigneteren byzantinischen Bauweise angepaßt. Das Kreuz, von einem hegenden Halbmond

umschlossen – ein Zeichen, das man bei einigen Templerbauten findet – ist eines dieser Zeichen mit Symbolgehalt, von denen weiter oben die Rede war. Es verkörpert den harmonischen Dualismus zwischen Abend- und Morgenland. Die Templer unternahmen den ersten Versuch einer geistigen Kommunikation zwischen christlichem Abendland und islamisch-ägyptischem Morgenland. Wie bei jedem ersten Versuch, mußte es dabei auch Auswüchse und Mißverständnisse geben – der entscheidende Schritt selbst verliert dadurch nicht an historischer Bedeutung. Der Aufbau des Templerordens entsprach dem der anderen Ritterorden: Seine Grundlage waren die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams. Sein Oberhaupt war der Großmeister, der seinen Sitz in Jerusalem hatte. Ihm standen vier Pferde, ein Kaplan und ein sarazenischer Sekretär für Dolmetscheraufgaben zur Verfügung.

Die Ordensbrüder waren in drei Klassen eingeteilt: Die Ritter (*fratres milites*), die anfangs von adliger Herkunft sein mußten. Später aber, nach den hohen Verlusten, war dies nicht mehr Voraussetzung; die Kaplane (*fratres capellani*), die geistliche und geistige Elite, die auch, falls es gegeben hat, die Geheimlehre behüteten; schliesslich die Servienten oder Knappen (*fratres servientes*). Das waren Landarbeiter, Handwerker, Reitknechte. Sie trugen zur Unterscheidung braune oder blaue Ordensgewänder.

Die Handwerker waren noch einmal gegliedert in Gesellen der Freiheit: Baumeister und Steinmetze; Gesellen der Pflicht: Schreiner und Schlosser; Meister der Axt: Zimmerleute. Alle Ordensangehörigen waren der gleichen Ordensregel unterworfen.

Die zweiundsiebzig Artikel der Regel legten detailliert Rechte und Pflichten fest. So war vorgeschrieben, daß das

Chorhemd, das auf der Haut getragen wurde, aus Wolle sein mußte – nur im Heiligen Land waren Leinene erlaubt, aber «nur aus Barmherzigkeit». Frauen durften auf keinen Fall im Orden aufgenommen werden, verheiratete Ritter nur, wenn sie beim Übertritt die Hälfte ihres Besitzes dem Orden vermachten.

Schon in der Ordensregel ist also die Absicht verankert, diese Gemeinschaft reich zu machen. Außerdem erlaubte eine Bulle des Papstes Alexander III. den Templern ausdrücklich, alles zu behalten, was sie im Kampfe gegen die Ungläubigen erbeutet hatten.

Dieser Reichtum des Ordens, sein Geschick bei finanziellen Transaktionen und sicher auch die Überheblichkeit einzelner trübten den guten Eindruck, den sie durch ihre Verwaltungsarbeit auf die Bevölkerung machten.

Auch hatte sich – ein gutes Jahrhundert nach Gründung des Ordens – die Form, in der man sich den Dingen des Glaubens widmete, geändert. Die ersten Bettlerorden kamen auf. Für sie war der Templerorden der kapitalistisch-aristokratische Gegensatz.

Die Meinung einiger Historiker, daß dieser Orden seinen Reichtum nur sammelte, um damit die Vision eines unter seiner Ordenshoheit stehenden Europas zu ermöglichen, klingt heute phantastisch – damals war sie im realistischen Bereich!

Charpentier hat meiner Meinung nach überzeugend nachgewiesen, wie planvoll die Templer ihre Niederlassungen vom Atlantik bis zum Mittelmeer als Schaltstellen ihrer Macht über Europa verteilt hatten: mit der Pariser Komturci als Mittelpunkt. Insgesamt verwaltete der Orden zehn Provinzen. Sieben davon auf europäischem Boden. Und es ist unbestritten einzig und allein das Verdienst dieses Ordens, den

Vorstoß des Islams nach Europa in Spanien gestoppt zu haben. Über die Gründe, warum der französische König Philipp der Schöne den Prozeß gegen sie erzwang, mit den perfidesten Tricks erzwang, gibt es nur Mutmaßungen. Vorher war noch kein Orden aufgelöst worden, weder durch den Papst noch durch eine weltliche Macht. Erst die Einrichtung der Inquisition machte dies möglich. Sie brauchte nicht einmal vor dem Papst Rechenschaft für ihre Taten abzulegen.

Taktik und Methoden der Inquisition sind bekannt.

Die Taktik: Durch Geständnisse von Vergehen einzelner versuchte man zu einer Verurteilung des ganzen Ordens zu kommen. Zwölf Spitzel wurden in den Orden eingeschleust, um dies vorzubereiten. Die Methode: Folterungen. Man kann sich fragen, wieso kampferprobte Männer unter der Folter zu falschen Aussagen bereit waren. Die Antwort ist einfach: Das Wort Folter ist zu oft mißbraucht worden, als daß wir uns noch eine pralle Vorstellung von der Brutalität mittelalterlicher Foltermethoden machen können. Die Füße wurden in Feuer gesteckt, Zähne herausgerissen, stundenlang hing man Gefangene an ihren Geschlechtsteilen auf, Hände wurden in Schraubstöcke gepresst, bis die Knochen brachen. Und trotz dieser Qualen starben von zweihundert Zeugen sechshundredrig Temppler ohne Geständnis.

Noch ein Zahlenvergleich: Zur Zeit des Prozesses dürfte es fünfzehntausend Temppler gegeben haben – zweihundert Zeugen wären dann 1,3 Prozent! Und nur ein Bruchteil von ihnen widerrief nicht seine erfolgten Geständnisse! Der Tempplerorden wurde aufgelöst, seine große Idee (womit nicht die sogenannte «Geheimlehre» gemeint ist) aber setzte sich über Generationen fort. Wie dies geschah – wir wissen es nicht.

Louis Charpentier dürfte der erste sein, der eine Parallele

zwischen dem Gralskult der Temppler und der französischen Urform des «Parzifal», des «Perceval»-Romans, zu ziehen versucht. Eine verblüffende Parallele, die eine Hypothese geradezu herausfordert: «Perce val» heißt altfranzösisch «Schönes Tal»; der geistige Vater der Temppler, der heilige Bernhard, lebte in der Abtei von Clairvaux, was ebenfalls «Schönes Tal» heißt!

Vermutungen, Kombinationen. Vieles, was zwischen Fakten, Legenden und Deutungen eingebettet ist, wird sich für immer einer verbindlichen Nachprüfung entziehen.

Das große Erbe der Temppler aber ist greifbar und bewundernswert: ihre Kathedralen. Allerdings: Wie sie entstanden, wer sie berechnete, erbaute, finanzierte – das bleibt im Dunkel.

Auch dies bleibt ein Geheimnis der Temppler.

Manfred Barthel

Der mysteriöse Wald des Orients

Dichter Wald bedeckt das Gebiet zwischen Seine und Aube in der feuchten Champagne, zwanzig Kilometer östlich von Troyes. Er hat den ungewöhnlichen Namen «Wald des Orients».

«Oriens» nannten die Latiner¹ ihren Sonnengott, aber was sucht ein latinischer Gott in diesem Landstrich mit seiner alten keltischen Tradition? Alle Ortsnamen haben hier gallischen Ursprung.

Der Wald des Orients, eine geschlossene Fläche von zwanzigtausend Hektar, muß in früheren Zeiten große Bedeutung gehabt haben. Jetzt ist er durchforstet, in Abschnitte und Schneisen aufgeteilt, aber vor weniger als hundert Jahren heulten dort noch Wölfe.

Der Boden besteht aus dem, was unsere Vorfahren «gastine» nannten, d. h. schwerem, festem Ton, schnell Wasser aufsaugend, doch nur langsam wiedergebend. Die geringste Feuchtigkeit auf der Oberfläche wird zu Schlamm, in den Bodenvertiefungen verwandelt Wasser die Tonerde in Moor. Das kleinste Rinnsal auf diesem Boden ist deshalb schwerer und gefährlicher zu überqueren als ein Fluß.

Auch die Landschaftsnamen sind gallischer Herkunft. Die zahlreichen Naturweiher nennt man «Moorseen». Es gibt den *Wald-Moorsee* und den *Feld-Moorsee*; sie sind das Hoheitsgebiet der *Herrinnen* des Erdreichs. Diese Tümpel waren das

¹ Latiner: altitalisches Volk in Latium (A. d. Ü.).

Reich der Fee *Morgue*, sie war die Göttin des Morgens, des Morgenlichts, aber auch allen Ursprungs.

Ein anderer Weiher heißt Weiher des *Argot*, des *Ar-Goat*, des «Baumlands», jenes Gebiets, wo Zimmerleute, Holzfäller und Köhler in der halb geheimen Sprache ihres Metiers redeten.

Die Barse im Süden des Gebirgszugs, die sich durch sumpfige Wiesen schlängelt, hieß einst «Weiße Wouivre», die *Gvan Wèvre*, so genannt, weil ihr ständiger Flußlauf den Mergel des Flußbetts weiß wusch. Ihr Name ist noch in dem Marktflecken *Venduvre* enthalten.

Der vom Wald umschlossene Bauernhof *Belle-Guise*, nahe *Logc-aux-Chèvres*, war ein *Belen-Gwic*, ein bewohnter Ort, der *Belcnos* geweiht war.

Das Dorf *Lusigny*, ebenfalls an der Barse gelegen, bei dem man jetzt ein Reservoir angelegt hat, um das Hochwasser der Seine aufzufangen, stand unter dem Schutz der Fee *Melusine*, der Mutter-*Lusigne*, und wenn es denn sein muß, wird sich *Melusine* auch in diesem neuen künstlichen Teich wohl fühlen.

Fast in der Mitte dieses Walds des Orients – wie ein Keim auf seinem Korn, wie das Schloß von Dornröschen, das hinter dem Rosengestrüpp schläft – ist der «Wald des Tempels». Zu diesem Gebiet gehören das «Waldhaus des Tempels», die «Waldstraße des Tempels», der «Bach des Tempels», die «Vogelquelle», der «Wald der Landzunge», der aber auf keiner Landzunge steht, und der «Wald des Admirals», wo jedoch nichts auf einen Admiral hinweist ...

In diesem «Wald im Wald» verraten mehrere uralte Aufschüttungen, daß es hier einst Weiher gab, die jetzt zugeschüttet oder ausgetrocknet sind. Es waren künstliche, von Menschen angelegte Weiher ...

Für wen wurden diese künstlichen Weiher in einem Landstrich angelegt, in dem natürliche Weiher im Überfluß vorhanden sind? Wer fischte in diesem Wald, in dem die dünnen vermoorten Wasserrinsale auch ohne menschliche Nachhilfe ein ungastliches Labyrinth bilden? Oder waren diese künstlichen Weiher, die den versumpften Boden noch unwegsamer machten, zur Verteidigung bestimmt? Wem diente der «Wald des Tempels» als Zufluchtsort?

Bauernhöfe, deren Umgrenzungen aneinanderstoßen, umgeben den ganzen Wald des Orients; Bauernhöfe, die auf seinem gerodeten Waldboden entstanden. Einige Felder dringen sogar tief in den Wald ein, wie gegen Westen die Ländereien von *Larrifour*. Früher gehörten diese Gebiete zur Zisterzienserabtei mit ihren «Scheunen», dem Schweinestall, den Brunnenbauereien, dem Weizenlager.

Aber neben diesen Zisterzienserbauernhöfen waren *alle* anderen Siedlungen in der Umgebung des Waldes Niederlassungen der Templer. Ihre Namen stehen, soweit sie uns überliefert wurden, in den Urkundenbüchern des Templerordens, oder sie zeigen noch heute die charakteristischen Merkmale ihrer Erbauer.

Diese Bauernhöfe, kleinen Hütten, Schmieden und Ziegeleien hatten zwar in dieser dicht bewaldeten Gegend nur eine unzusammenhängende Verbindung, aber sie lagen in erreichbarer Entfernung von Templer- oder Zisterzienserbesitzungen.

Auf jeden Fall mußte man ihr Gebiet durchqueren.

Es gab hier auch eine kleine Komturei des Ordens des «Heiligen Johannes von Jerusalem», ebenfalls nicht weit vom Wald gelegen. Sie hieß Komturei des Orients und nennt sich jetzt *Ferme de l'Hopiteau*.

Alle diese Besitzungen und alle diese Templer-Gehöfte stan-

den unter dem Schutz von Komtureien, die ihrerseits in einen zweiten Verbindungsring, einige Kilometer entfernt, zusammengefaßt waren. Man kann sie heute noch leicht finden. Sie hießen Bonlieu, Beurevoir, Nuisements, Chauffour, Fresnoy, Verrières, Bouy.

Zu diesen Komturciën gehörten außerdem zwei weiter entfernt liegende Ordensstifte. Eins lag im Osten des Waldes: Thors; das andere im Westen: Payns.

Und diese beiden Hochburgen waren ebenfalls miteinander durch eine dritte Komtureikette verbunden. Ihre Bauernhöfe hießen La Loge-au-Temple, Troyes, Sancey, Menois, Chaussepierre, Montceaux, Avaleur, Buxières, Vitry, Bar-sur-Aube, Arrentières, La Ville-sur-Terre, La Neuville, Rameurt usw.

In diesem dritten Siedlungsring, der sich um den «Wald des Orients» erstreckte, lagen: Payns, ein Lehngut, das dem Grafen Hugues de Payns gehört hatte, dem Gründer und ersten Großmeister des Templerordens; Troyes, Wohnsitz des Grafen Hugues de Champagne, dessen Geschichte eng mit der Gründung des Templerordens verbunden ist und der seine Grafschaft aufgab, um sich den ersten Tempelrittern anzuschließen; auch Clairvaux liegt hier, jene Zisterzienserabtei, deren Abt, der Heilige Bernhard, dem Templerorden seine Regeln und seine Aufgaben stellte.

Und diese Regel gibt er dem Orden hier in Troyes während eines Konzils, das eigens zu diesem Anlaß einberufen wurde.

Ohne Frage, hier in diesem Landstrich zwischen Seine und Aube liegen die Wurzeln des mysteriösen, mächtigen und stolzen Templerordens, von dem der Historiker Michelet²

² Jules Michelet (1798–1874), franz. Geschichtsphilosoph.

sagte, daß sein Zerfall zur größten Umwälzung in der Zivilisation des Abendlandes führte.

Welche Verirrung der Geschichte machte aus der Abtei von Clairvaux ein Gefängnis? Ausgerechnet Clairvaux, das vom heiligen Bernhard, dem Gründer des Ritterordens, geschaffen worden war und der seine oberste Aufgabe in der «Befreiung» sah! Ausgerechnet an diesem Ort läßt man Gefangene vermodern! Historischer Irrtum oder verspätete Rache?

Nichts ist übriggeblieben, nichts von den Templern zu Troyes, außer auf einem Stein an der Brücke Saint-Hubert die demütige Devise der stolzen Tempelritter: «Non nobis, domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam» (Nicht für uns, Herr, nicht für uns, sondern für den Ruhm deines Namens).

Nichts ist mehr von dem erhalten, was einst die erste Ordenskomturei des Abendlandes war, gegründet von der Familie des Hugues de Payns, nichts mehr von dem, was einst seine Burg war, außer dem kleinen quadratischen Erdhügel, auf dem sie – nahe einem Seine-Arm – stand. Die Wassergräben, die sie von zwei Seiten umgaben, sind ausgetrocknet, der Weiher, der sie auf den beiden anderen Seiten schützte, ist zugeschüttet.

Eine kleine Anhöhe in einer Wiese, die an den heutigen Bauernhof angrenzt, kennzeichnet vielleicht den Platz eines Eckturms, der – wie man in der Gegend erzählt – der Schloßturms des Hugues de Payns war.

Die Überlieferung berichtet, daß vor der Tür der Komturei, die zwischen zwei Türmen in einem Winkel lag, sich die «Ulme des Andriel» befand. Dieser keltische Name bezeichnete die tellurische Bedeutung des Ortes. Um sie versammelten sich die frommen Baumeister und Maurer. Die Ulme stand genau vor der Kirche, von der die alten Grundmauern

noch stehen – sie wurde später vom Malteserorden wieder aufgebaut – und deren Grundriß seltsamerweise dieselbe Richtung nach Norden hat wie jener der Kathedrale von Chartres, die sich fast auf derselben geographischen Höhe befindet.

Die Gebäude der Komtureien waren schon im 15. Jahrhundert Ruinen.³ Da aber die Grundmauern und mitunter ganze Gebäude der meisten anderen Komtureien bis in unsere Zeit erhalten blieben, muß man annehmen, daß hier die Zerstörung absichtlich und systematisch vorgenommen worden ist. Um Spuren zu verwischen oder um einen versteckten Schatz zu finden?

Wie bei jedem Templerbau sprechen auch hier die Einheimischen von verschütteten geheimen Gängen, die das «Schloß» mit der Scheune von La Malmaison im Dorf Villacré auf der anderen Seite der Seine unterirdisch verbanden. Auch von Troyes, von Provins und von der Komturei Bonlieu nahe dem Wald des Orients wird dies behauptet.

Und jetzt zu den Persönlichkeiten. Es sind drei: Hugues de Payns, Hugues de Champagne und Bernard de Clairvaux.

Hugues de Payns, offizieller Gründer und erster Großmeister des Templerordens, geboren in Payns. Sein Geburtsjahr muß um 1080 liegen. Er war ein Beamter der Provinzverwaltung der Champagne, und man fand seine Unterschrift auf zwei wichtigen Urkunden des Grafen von Troyes. Auf der einen (21. Oktober 1100) unterschreibt er mit Hugo de Paenz, auf der anderen mit Hugo de Paenciis.

Die meisten Historiker nehmen an, daß er am ersten Kreuzzug teilgenommen hat, und zwar im Heer des Grafen de Blois et de Champagne. Godefrey de Bouillon muß er persönlich

³ Auch von den Ritter-Kapellen war kein Stein mehr auf dem anderen.

gekannt haben. Er hatte zwei Brüder, Baudouin und Eustache de Boulogne und einen Cousin, Baudouin du Bourg, Graf d'Edesse, der als Baudouin II. König von Jerusalem wurde. Dies ist wichtig, wenn man an die Unterstützung und Gunst denkt, die der Templerorden durch diesen Baudouin II. erhielt.

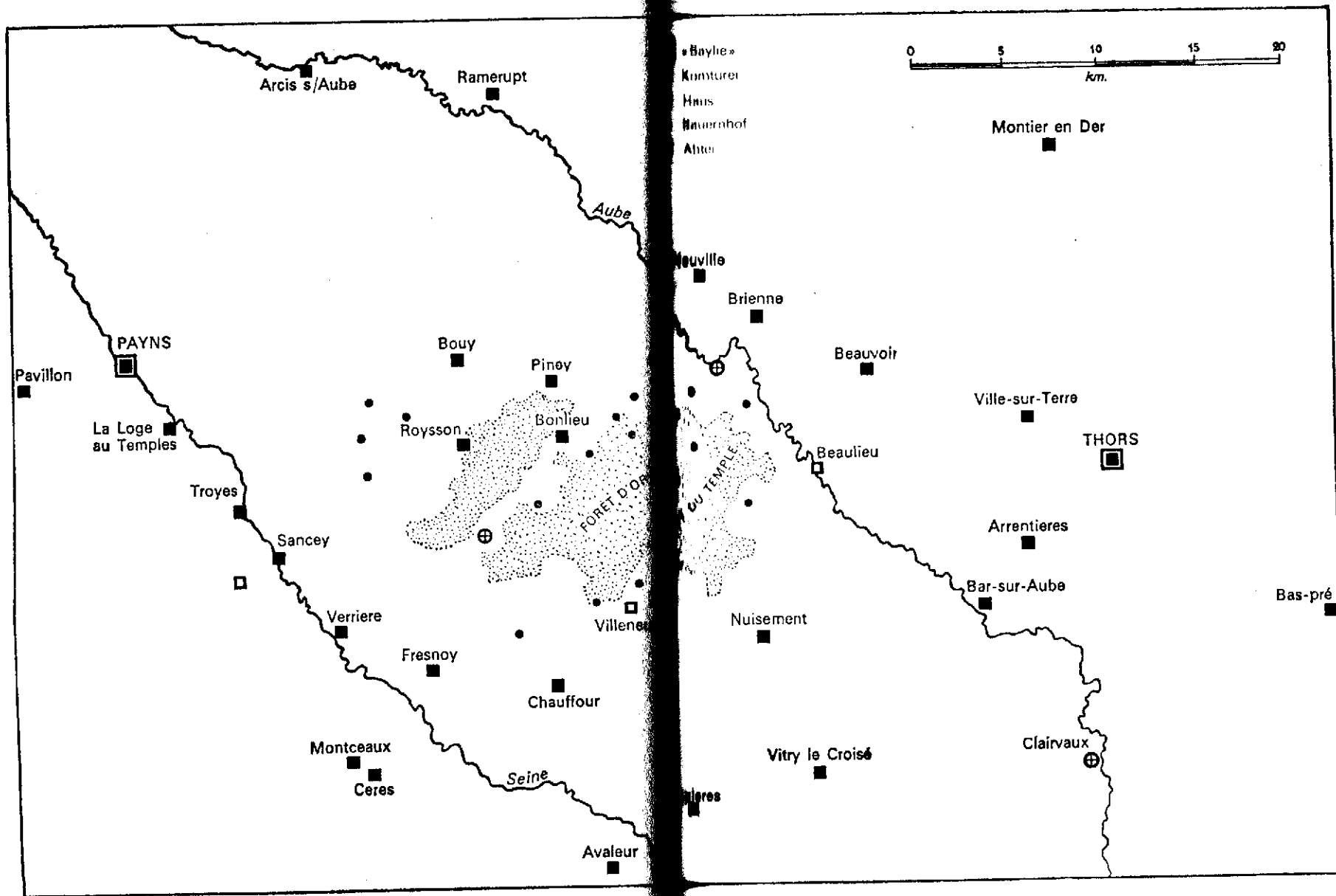
1104 oder 1105 scheint er noch einmal in den Vorderen Orient gereist zu sein; er begleitete Hugues de Champagne. Er war verheiratet, und man weiß, daß er einen Sohn hatte: Thibaud de Pahans, der 1139 Abt der Zisterzienscrabtei von Sainte-Colombe-de-Sens wurde. Man weiß sogar, daß dieser Sohn einigen Ärger hatte, weil er eine Goldkrone, verziert mit Edelsteinen und einem Goldkreuz, verpfändet hatte, um am zweiten Kreuzzug teilnehmen zu können. Die Krone gehörte seiner Abtei und soll ein Werk des heiligen Eligius gewesen sein.

1118 (oder 1119 laut Vacandard) traten neun «gottesfürchtige» Ritter unter der Führung von Hugues de Payns in Jerusalem vor König Baudouin II., der gerade gekrönt worden war, und erboten sich, die Strecke zwischen Jaffa und Jerusalem für die christlichen Pilger zu sichern.

Der König nimmt dies an und tritt ihnen als Hauptquartier einen Teil seines Palastes ab, der auf den Ruinen des Tempels Salomos steht. Auch Domherren vom Heiligen Grab überlassen den Rittern ein Gebäude.

Die neun Ritter legen vor dem Patriarchen von Jerusalem die Gelübde der Armut, Keuschheit und Gehorsamkeit ab, und weil sie sich auch den Wiederaufbau des Salomonischen Tempels zum Ziel gesetzt haben, nennt man sie «die Ritter des Tempels».

Dies ist die offizielle Geschichte der Gründung des Templerordens. Die Geschichtsschreibung fügt gern hinzu: Da sie sehr



arm waren, erhielten sie viele Geschenke, und sie wurden sehr reich und errichteten viele Kirchen.

Aber die offizielle Geschichtsschreibung berichtet weder, daß unter diesen neun Rittern André de Montbard, ein Onkel des heiligen Bernhard war, noch daß 1125 ein neuer Ritter zu ihnen stieß, und zwar Hugues, Graf von Champagne. Möglicherweise ist dieser Hugues de Champagne der Mann, der dem Orden den eigentlichen geistigen Boden bereitete.

Dieser Graf von Champagne hat eine bemerkenswerte Entwicklung. Er wurde 1077 als Sohn des Thibaut III. de Blois und de Champagne geboren. Im Jahr 1093 erhielt er die Champagne als Lehnsgut. Er nahm nicht am ersten Kreuzzug teil, aber er befand sich wahrscheinlich im Jahr 1104 oder 1105 im Heiligen Land.

Nach seiner Rückkehr nimmt er Verbindung zu Etienne Harding, dem Abt der Zisterzienser, auf. Und von diesem Moment an ordnet der Heilige Abt an, daß sein Kloster, dessen Regel bisher mehr auf Beschaulichkeit als auf Wissen ausgerichtet war, bis ins Detail genaue Studien der hebräischen Heiligen Texte betreibt! Der Abt Vacandard hat in seiner Schrift über den heiligen Bernhard seine Verwunderung darüber ausgedrückt. Harding ließ sich sogar bei seinen exakten Übersetzungen durch die textkundigen Rabbiner aus dem Hoch-Burgund helfen.

Hugues geht 1114 noch einmal für kurze Zeit ins Heilige Land, nimmt aber nach seiner Rückkehr (1115) sofort wieder Kontakt mit Etienne Harding auf. Er schenkt dem Zisterzienserorden im Wald von Bar-sur-Aube ein Gebiet, das heute unter dem Namen «Tal des Absinth» bekannt ist, damit dort eine Abtei errichtet werden kann.

Zum Leiter dieser Gründung ernannte er einen jungen Mönch: Bernard de Fontaine, der gemeinsam mit zwölf sorg-

fältig ausgewählten Mönchen – einer von ihnen kam sogar aus der Abtei «La Chaise-Dieu», die nicht zum Zisterzienserorden gehörte – am vorgesehenen Platz die Abtei von Clairvaux errichtete.

Könnte dieser Hugues, Graf von Champagne, nicht der Überbringer eines Geheimtextes gewesen sein? Hat er sich vielleicht dem Abt der Zisterzienser anvertraut, und hat dieser sein Kloster für die Lektüre eines solchen hebräischen Dokuments trainiert? Es muß ein so wichtiges Dokument gewesen sein, daß man jeden, ob christlich oder nicht, dessen Wissen helfen konnte, zur Mithilfe heranzog.

Kann man nicht annehmen, daß die zweite – und kurze – Reise des Grafen eine Reise der Nachprüfung war? Und als diese zweite Prüfung die ersten Ermittlungen bestätigt, wird diese Übersetzungsaufgabe und das, was daraus entstehen kann, einer Persönlichkeit anvertraut, die im Gebiet der Champagne, d. h. unter dem direkten Schutz des Grafen lebt.

Zumindest erstaunlich, wie der junge Mönch Bernhard – er ist jetzt fünfundzwanzig Jahre alt –, kaum in Clairvaux angekommen, die Politik des Abendlandes mitzudenken versteht. Und mit welcher Autorität!

Aber das Benehmen des Grafen von Champagne wird immer seltsamer. Er äußert den Wunsch, ins Heilige Land zurückzukehren, doch weder als Kämpfer noch als Pilger, sondern um bei den Hospitalitern des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem einzutreten, der die Pilger schützt, ihnen hilft und sie pflegt.

Es klingt unwahrscheinlich, daß der Graf von Champagne, einer der ersten Lehnsherren des Königreichs, dessen Ländereien ausgedehnter waren als die des Königs, den unwiderstehlichen Drang verspürte, kranke Pilger zu pflegen. Und

wäre es ihm wirklich nur um sein Seelenheil gegangen, hätte Clairvaux ausgereicht.

Auch hätte er, wenn ihn die Sonne von Jaffa so lockte, als Führer seines Heeres gegen die Ungläubigen Krieg führen können. Suchte er den Tod im Dienst Gottes – hier hätte er ihn finden können. Wollte er aber wegen der Liebe zu einer schönen, aber untreuen Frau dem weltlichen Leben entsagen, wäre er doch nicht gerade einem so strengen Armutsorden beigetreten. Aber er will weder Krieg führen noch treibt ihn verschmähte Liebe. Was ihn ins Morgenland zieht, muß etwas anderes, Außergewöhnliches gewesen sein. Eine Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat?

Da er verheiratet ist und Graf von Champagne, kann er den Hospitalitern nicht beitreten. Es sei denn, seine Frau tritt in einen Konvent ein, was sie jedoch energisch ablehnt.

So zieht nicht er, sondern Hugues de Payns ins Heilige Land. Aber 1125 hält auch Hugues de Champagne nichts mehr in Frankreich; er verstößt seine Frau, verleugnet sein Kind, verzichtet auf seine Grafschaft und trifft sich mit den neun Rittern in deren Haus neben dem Tempel Salomos in Jerusalem.

Warum tut er das alles? Um unter dem Befehl eines seiner Offiziere zu dienen? Um Pilgerwege zu schützen? Das wäre eine zu simple Erklärung!

Dieser Wunsch, ins Heilige Land zurückzukehren, sein Verzicht auf alle Güter gelten der eigentlichen Aufgabe, die sich die neun Ritter dort unten in Jerusalem gestellt hatten. Und das war nicht weniger als die «Suche nach dem Gral»⁴.

⁴ Gral (altfranzösisch graal): ein stufenförmiges Gefäß. In der Dichtung des französischen Mittelalters ein geheimnisvoller, heiliger Gegenstand, der seinem Besitzer irdisches und himmlisches Glück verleiht. Doch nur

Der dritte Mann ist Bernhard von Clairvaux. Zweifellos einer der außergewöhnlichsten Menschen, die das Abendland prägte. Um ihn ist das Geheimnis eines göttlichen «Übermenschen».

Er wurde 1090 nahe Dijon im Schloß von Fontaine geboren. Sein Vater war Tescelin, seine Mutter Aletz de Montbard, die von den Herzögen von Burgund abstammte.

Er wurde in der Kirche Saint-Vories in Châtillon-sur-Seine unterrichtet. Aus dieser Zeit erzählt man sich eine Geschichte, die – auch wenn sie nur erfunden ist – gut zu ihm paßt:

In dieser Kirche Saint-Vories gab es ein altes Bildnis der Mutter Gottes auf Holz. Das Gesicht ist etwas zu lang, die großen Augen ohne viel Ausdruck, die Wangen weder aufgeblasen noch eingefallen. Die verwendeten Farben sind bräunlich und durch das Alter noch nachgedunkelt. Sie ist sitzend dargestellt und hält den kleinen Jesus auf ihrem Schoß. Es handelt sich um eine Schwarze Madonna.

Die Legende erzählt, daß Bernhard im Gebet vor dieser Jungfrau kniet und sie fragt: «Monstra te esse matrem...» («Zeige mir, daß du eine Mutter bist...» A. d. Ü.) Maria drückt auf ihre Brust, und drei Tropfen Milch spritzen auf Bernhards Lippen.

Die Allegorie ist alchimistisch. Sie kann bedeuten, daß der mit der Milch der Schwarzen Jungfrau genährte Bernhard dadurch aus den tiefsten Quellen der druidischen Tradition getrunken hat. Er selbst spendet seinem Lehrmeister Eichen und Buchen. Die zwei heiligen Bäume der Druiden. Fehlt nur noch der Dornstrauch...

der dafür Auserwählte kann ihn finden. Wahrscheinlich handelt es sich um die Verquickung arabisch-alchimistischer Vorstellungen von einem Wunderstein mit christlichen Kelchlegenden (A. d. Ü.).

Ist in ihm bereits ein Sendungsbewußtsein, als er sich dem Zisterzienserorden vorstellt, um Mönch zu werden? Niemand kann es wissen, aber sein Einfluß auf Menschen ist jetzt schon vorhanden. Er ist einundzwanzig Jahre alt, und er kommt nicht allein, sondern mit dreißig Freunden, die er dafür begeistert hat, unter ihnen fünf seiner Brüder und sein Onkel, «der Bruder seiner Mutter». Vielleicht war es jener André de Montbard, fast gleich alt wie Bernhard, den wir unter den neun Rittern wiederfinden und der später Sencschall (Führer der Ritterschaft, A. d. Ü.) des Templerordens wird, vielleicht sogar auch Großmeister, wenn man Marion Melville⁵ Glauben schenken darf!

Der Mönch Bernhard im Kloster Clairvaux untersteht dem Abt Etienne Harding. Doch Bernhard beeinflußt bereits die Führung des Abendlandes. Das ist keine Übertreibung. Er schildert – und dies sehr drastisch – Könige, Päpste, Bischöfe und Lehnmänner; und alle gehorchen diesem Mönch mit der labilen Gesundheit. Päpste, Bischöfe und große Äbte von Cluny bis Saint-Denis beugen sich vor ihm und verehren ihn.

«Der Wille Gottes ist auch der meine», sagt er, «und nichts, was ihn betrifft, ist mir fremd.»

Und er setzt diesen Willen in die Tat um. Das Erstaunlichste dabei ist, daß jeder dies akzeptiert.

Seine Lehre ist natürlich, sein Glaube gradlinig. Als eifriger Anhänger des Marienkultes ist er auch der Schöpfer des Begriffs «Notre Dame». Ebenfalls stammt der Ausdruck «Weihwasserfröschchen» (für übereifrige Kirchenbesucher, A. d. Ü.) von ihm.

Maria war für ihn nicht Josephs Frau, sondern Gottes Frau. Er bezweifelt die unbefleckte Empfängnis und sagt seine Gründe

⁵ Marion Melville: La vie des Templiers (N. R. F.).

frei heraus: «Gottes Frau kann doch nicht so einfältig sein!» Ein Weiser? Sicherlich, aber im höchsten Sinn des Wortes. Er war überzeugt, daß «Gott einige Menschen mit besonderen Fähigkeiten auszeichnete», und seine Zeitgenossen hielten ihn für einen außergewöhnlichen Wundertäter⁶.

Er muß ein umfassendes Wissen besessen haben; dieser kleine Mann, der immer unterwegs war, gab für die Nutzung des Gebiets von Clairvaux Anweisungen, die heute noch bewunderungswürdig sind.

In seinen Armen stirbt 1148 Meall O'Morgair, der Erzbischof d'Armagh, in Irland, der als heiliger Maleachi wahrscheinlich der Verfasser jener berühmten Prophezeiung war, die als «Prophezeiung der Päpste» bekannt wurde. Auch er war ein Redender in Worten Gottes. Bernhard, der seine Biographie schrieb, bescheinigte ihm eine erstaunliche Befähigung zur Zukunftsschau.

Bernhard war es, der den Templerorden schuf, ihm seine Aufgabe stellte und ihn formte, wie dies der Bruder Aymery während des Templerprozesses in seiner Verteidigungsrede erklärte.

Die Lehre und die Aufgabe blieben immer geheim, aber sie beruhen auf historischen Fakten; für mich so klar, als wären sie in Stein eingritzelt.

Unter den neun Rittern, die vor den König von Jerusalem (Baudouin II, A. d. Ü.) treten, waren mindestens zwei, die dem heiligen Bernhard sehr nahestanden. Der eine ist Hugues de Payns, das Oberhaupt der Gruppe, den Bernhard übrigens «meinen vielgeliebten Hugo» nannte und den er als Nachbar und Offizier des Grafen von Champagne sehr gut gekannt haben muß; der andere ist sein Onkel, der Bruder seiner Mut-

⁶ Daniel-Rops: Saint Bernard.

ter, André de Montbard, der möglicherweise auch dem Zisterzienscrorden angehörte.

Gegen die Behauptung, daß «ein Mönch kein Schwert führen dürfe», steht das Beispiel jenes Zisterziensermönchs, der in Spanien die Verteidigung der Festung von Calatrava gegen die Mauren organisierte und erster Obermeister des Kriegerordens von Calatrava wird.

Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß unter jenen neun Rittern, die den Templerorden gründeten und von denen man nur ihre Vornamen kennt, auch Mönche gewesen sind.

Es gilt als sicher, daß die drei flämischen Ritter Godfroy von Saint-Omer, Payen von Montdidier und Archambaud von Saint-Amand, die unter den ersten neun waren, aus dem Gefolge des Grafen Eustache von Boulogne kamen. Dieser Eustache war ein Bruder von Godfroy von Bouillon und Baudouin I. Er brach 1118 auf, um die Krone von Jerusalem in Empfang zu nehmen. Dabei zog er wie üblich durch die Champagne. Bei einer Rast in Pouilles hörte er, daß sein Cousin Baudouin du Bourg sich als König von Jerusalem hatte krönen lassen. Sofort beendet er seine Reise, erteilt aber seinen Rittern die Erlaubnis, nach Jerusalem weiterzuziehen.

Wahrscheinlich ist zur gleichen Zeit, als Eustache de Boulogne mit seinen Männern durch die Champagne zog, den Tempelrittern ihre Mission übertragen worden, und das Gefolge des zukünftigen Königs von Jerusalem (Eustache, A. d. Ü.) schloß sich der kleinen Ritterschar an, der sicher jede Unterstützung willkommen war.

Die Bundeslade

In meinem Buch «Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres» habe ich bereits darauf hingewiesen, daß Bernhard von Clairvaux weder Hugues de Payns noch sein Onkel André de Montbard beauftragt haben konnte, nichts weiter zu tun als nur die Pilgerwege zu sichern. Eine solche simple Aufgabe könnte nicht der Grund dafür gewesen sein, daß Eustache de Boulogne seine Ritter ins Heilige Land weiterziehen ließ oder Hugues de Champagne im Jahr 1125 seine Grafschaft der Kirche schenkte, um sich den neun Rittern im Tempel Salomos anzuschließen.

Wenn wirklich nur dies allein die «wahre» Aufgabe gewesen wäre, hätte es genügt, wenn diese Ritter den Hospitalitern vom Orden des heiligen Johannes beigetreten wären.

Doch in ihrem Gelübde verpflichteten sie sich lediglich, *auch* die Pilgerrouen zu schützen, und sie hielten sich daran, solange es ihnen möglich war, selbst dann noch, als der Tempelorden sehr einflußreich geworden war.

Daß der Schutz der Pilgerwege nur ein Teil ihrer Aufgabe war, zeigt sich auch darin, daß sie mehr wie Mönche und nicht wie Ritter lebten.

Später, als der Orden die Weihen erhalten hat und über eine Armee in Palästina verfügt, wird ihm eine weitere Aufgabe übertragen: die Verteidigung der Heiligen Stätten. Aber das ist 1128 etwas ganz anderes als 1118, zehn Jahre zuvor.

Während dieser zehn Jahre nehmen sie an keinem Kampf teil! Dabei gab es Kämpfe genug!

Seit Beginn seiner Regierungszeit im Jahr 1118 steht Baudouin II. dem Atabeg¹ von Damaskus gegenüber, der ihm den Krieg erklärt, sich auf Galiläa wirft, es überrennt, Tiberias plündert, das Land verwüstet, sich dann mit den Fatimiden in Askalon verbündet. Das ägyptische Heer unternimmt einen erneuten Angriff gegen die Franken, zieht eine Flotte in Tyrus zusammen und schickt eine neue Armee nach Askalon. König Baudouin II. siegt zwar in Tiberias, aber im Jahr 1119 muß er Antiochia gegen El-Ghazi verteidigen und sich gleich danach einer großen türkischen Armee stellen, die Apamea bedroht. Nach einigen Niederlagen muß er erneut im Jahr 1120 gegen El-Ghazi einen Feldzug führen; ebenso im Jahr 1121 gegen Nord-Syrien; es folgt ein zweiter Feldzug im Jahr 1122 gegen Nord-Syrien; im Jahr 1123 wird er gefangen genommen und durch die Armenier aus der Festung Karpuz befreit; man nimmt ihn wieder gefangen und läßt ihn gegen Lösegeld abermals frei. Alliiert mit den Beduinen, belagert er im Jahr 1124 Aleppo, das er 1124 einnimmt. Im selben Jahr zerschlägt er eine muselmanische Vereinigung und kämpft gegen das Emirat von Damaskus.

Man kann dies in allen fundierten Geschichtswerken nachlesen. Die neun Ritter des Tempels bewachen in dieser Zeit ihren Pilgerweg. Nichts anderes. So groß auch die Gefahr sein mag, sie nehmen an keinem Kampf teil, bleiben unter sich und werben niemanden an.

Ganz offensichtlich sind sie nicht bereit, sich in Kämpfe einzulassen. Aber sie bemühen sich um den Wiederaufbau des Tempels Salomos, nach dessen Fertigstellung sie die einzigen Besitzer sind. Auch legen sie die unterirdischen Pferdeställe frei.

¹ Atabeg: Ehrentitel für einflußreiche Emire (A. d. Ü.).

Welch prächtiges Quartier für neun arme Ritter, so arm, daß aus der Darstellung auf einem Siegel, die einen ganz anderen Sinn hatte, die Legende entstand, sie hätten nur ein Pferd für zwei gehabt!

Es gibt nur eine Erklärung für dieses Verhalten: Die neun Ritter sind nicht nur gekommen, um die Pilger zu schützen, sondern auch um etwas besonders Wichtiges zu finden, zu schützen und mitzunehmen, etwas besonders Heiliges, das sich am Tempel Salomos befindet: die Bundeslade und die Gesetzestafeln.

Es gibt eine Legende um die Bundeslade. Eine legendäre Geschichtsschreibung; zweifellos mehr Geschichte als Legende. Mehr oder weniger ist es immer dieselbe Legende, von der jedes Zeitalter seine Version hat. Diese Sage berichtet von der Weitergabe wichtiger Erkenntnisse von einer Zivilisation auf die folgende.

«Ich habe die Welt mit dem Maß, mit der Zahl und mit dem Gewicht geschaffen», sagt Gott in der Genesis. Was bedeutet dies anderes, als daß es ein grundlegendes physikalisches Gesetz gibt, das das gesamte Universum lenkt?

Die menschliche Wissenschaft beruht auf diesem Gesetz, auf seiner Erforschung. Aber sie kennt nur Bruchstücke davon, und der Traum aller Suchenden, aller Wissenden war es immer, aus diesen Bruchstücken das Urgesetz, die Weltformel, wieder zusammenzufügen.

Ohne Frage ist es vermessen, wenn man sich einbildet, daß der Mensch mit seinem schwachen Verstand zu dem totalen Wissen dieses Gesetzes vorstoßen kann, aber es ist nicht weniger falsch anzunehmen, daß ihm die Wege, die dorthin führen, total verschlossen sind.

Es ist sicher, daß besonders intelligente oder besonders sensitive Menschen – oder auch jene, von denen man sich vorstellen

kann, daß sie «anderswoher» gekommen sind – solche Wege gefunden haben und weit in die Kenntnis des Universal-Gesetzes vordrangen.

Es muß eine verschlüsselte Weitergabe dieses Gesetzes stattgefunden haben, denn ohne sie hätte der Mensch niemals Fortschritte machen können. Aber um zu verhindern, daß diese Machtmittel an geistig nicht genug entwickelte Menschen weitergegeben werden, blieben die verschlüsselten Texte immer für jene geheim, oder besser gesagt unzugänglich, die nicht die notwendigen Vorkenntnisse besessen hatten, um sie zu verstehen.

Diese verschlüsselten Hinweise wurden in der Umgangssprache immer mit Gold in Verbindung gebracht. Einer von ihnen, der bekannteste, ist der «Goldene Schnitt»; durch ihn ist der geometrische Übergang von der Geraden zur Biegung möglich, d. h. von den irdischen Gesetzen zu den göttlichen Gesetzen. Aber die Art, ihn anzuwenden, bleibt geheim. Doch: was nützt es, einen Schlüssel liegen zu lassen, wenn auf ihm weder vermerkt ist, in welches Schloß er paßt, noch wie man ihn anwendet?

Ein anderer «Schlüssel» ist das «Goldknie». Es hat dieselbe geometrische Eigentümlichkeit wie die «Zahl des Goldes»; man muß es als «Gonios d'Or», als «Goldwinkel», erkennen. Wahrscheinlich geht die Legende des Pythagoras² mit dem Goldbein darauf zurück.

Man kann noch die «Goldäpfel» aus dem Garten der Hesperiden, das «Goldene Vlies» und das «Goldene Haar», das in

² Pythagoras: 6. Jahrhundert v. Chr.; in seiner Philosophie ist die Zahl das Wesen aller Dinge. Der Gegensatz von gerade und ungerade findet sich überall wieder. Gnostisch beeinflusst. Nach seinem Tod wurde er als Halbgott, als Sohn des Hermes mit goldenem Oberschenkel, verehrt (A. d. Ü.).

der «Garagai» der «Sainte-Victoire» seinen Niederschlag fand, anführen.

Anstelle des Goldes spricht man gelegentlich auch vom Smaragd, um diesen einführenden «Schlüssel» zu bezeichnen; aus Smaragd bestand Luzifers Haupt, das er im irdischen Paradies während seines Falls verliert; nicht zu vergessen der Smaragdtisch des Hermes Trismegistos.

Die «Goldäpfel» wurden von Herakles für die Pelasger über die Töchter des Atlas beschafft. Der Garten der Hesperiden wurde von einem Drachen und von dem Riesen Antäus verteidigt. Die geographischen Angaben und die Namen legen die Vermutung nahe, daß es sich bei diesem Bericht um ein Dokument aus dem versunkenen Atlantis handelt.

Das «Goldene Vlies» wurde von Jason mit Hilfe der Zauberin Medea geraubt. Die Griechen erbeuteten es vom Volk des Kaukasus, wo nach der Legende Prometheus an den Fels geschmiedet war, weil die Götter ihm nicht verziehen, daß er das Himmelsfeuer geraubt und den Menschen gebracht hatte.

Immer nach einem solchen Dokumentenraub entsteht bei den Menschen, die es jetzt besitzen, Zivilisation oder zumindest entstehen Kultstätten, die Zeugnisse für Fortschritt und Zivilisation sind.

Wir kennen nur einige Überlieferungen, aber sicher gab es noch mehr. Bemerkenswert ist dabei, daß immer Streit und Raub damit verbunden waren.

Man kennt nicht die genauen Ursprünge, aus denen das Wissen der Ägypter kam, aber fest steht, daß es relativ plötzlich kam, ohne Entwicklung, könnte man behaupten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gesetzestafeln auf heilige ägyptische Dokumente zurückgehen, die Moses während des Exodus mit sich führte. Dies würde die Verfolgung der Hebräer

durch die Ägypter erklären, und warum der Pharao sie hindern will, das Land zu verlassen. Im Alten Testament steht, daß die Tafeln aus Stein waren, sie sind jedoch in einem Goldkasten eingeschlossen: der Bundeslade.

Offenbar waren den Hebräern vor Salomo solche Gesetzestafeln unbekannt, und selbst Salomo, der mit der ganzen Weisheit der Ägypter vertraut war, muß, da seinen Konstrukteuren die Gesetze der Architektur unbekannt waren, die Hilfe des Königs von Tyrus erbitten, um seinen Tempel zu bauen. Obwohl Israel sich praktisch nie eine richtige Zivilisation aufbauen konnte, ist es doch bemerkenswert, daß zwei Zivilisationen ihre Wurzeln im «Buch», in der Bibel, haben: die Zivilisation des Islams und die christliche. Nicht weniger bemerkenswert ist es, daß beide Jerusalem eroberten, d. h. jenen Ort, an dem sich die Gesetzestafeln befanden. Und beide mußten sie durch Kampf gewinnen.

Außerdem gibt es noch zwei weitere identische Phänomene: ein schneller Zivilisationssprung in der Welt des Islams nach der Einnahme von Jerusalem und ein schneller Zivilisationsprung des Abendlandes nach der Einnahme von Jerusalem. In dieser sogenannten arabischen Zivilisation ist alles verwunderlich. Angehörige eines Nomaden-Hirtenstammes werden Baumeister. Man vermutet, daß die muselmanischen Baumeister nicht aus Arabien, sondern aus Persien kamen. Ein außergewöhnlicher geistiger Frühling, der sich nicht auf Bauten beschränkt, sondern sich auch auf die Landwirtschaft, die Medizin, die Mathematik und auf die Alchimie erstreckt! Daß der wissenschaftliche Aufschwung in der christlichen Welt weniger sprunghaft erfolgt, liegt daran, daß schon eine höhere Basis existiert, die auf den Resten der lateinischen, byzantinischen und griechischen Zivilisation ruht. Aber auch auf Teilen der muselmanischen Zivilisation, die von Spanien

ins Abendland drang. Fraglos ist die abendländische Zivilisation nach den Kreuzzügen erst richtig erblüht.

Im Gegensatz dazu stirbt die islamische Zivilisation an den Kreuzzügen. Langsam, aber sicher. So, als wäre sie von ihren Grundlagen getrennt worden.

Die christliche Zivilisation verdorrt nach dem Verlust Jerusalems und besonders nach dem Untergang des Templerordens.

Danach gibt es weder in islamischen Ländern noch im Abendland eine geschlossene Zivilisation, sondern nur noch eine individualistische. Die Muselmanen haben mit Hilfe weiser Juden «Fortschritte gemacht», wie auch die Zisterzienser in Saint-Etienne die Hilfe wissender Juden benötigten. Auch die abendländische Medizin existiert nur durch die Hilfe weiser Juden.

Es ist durchaus möglich, daß in den von Moses vergrabenen Büchern der geheimnisvolle Schlüssel für das Verständnis der Gesetzestafeln verborgen war. Die kabbalistischen Juden glauben, die Methode der Übertragung der Moses-Bücher in Zahlen zu kennen. Heute würde man statt Zahlen «Formeln» sagen.

Die Muselmanen der großen Epoche beschützten nicht nur aus purer Nächstenliebe die wissenden Juden. Auch die Päpste, Benediktiner und Zisterzienser beschützten «ihre Juden» (von denen übrigens Nostradamus abstammen soll) nicht nur aus Herzensgüte. Sie brauchen ihr Wissen! Und nicht nur aus Nächstenliebe geht Bernhard von Clairvaux auf die Reise, um die rechtsrheinische Judenhetze zu stoppen.

Wenn all dies wahr ist – verständlicherweise kann man keinen direkten Beweis vorlegen –, dann erklärt sich die Grundübereinstimmung sowohl der Formen als auch der Proportionen und der rhythmischen Maße, die alten ägyptischen

Bauten, einigen Moscheen und gotischen Kathedralen gemeinsam sind.

Und wenn diese Gesetzestafeln, wie ich annehme, eine «Formel des Universums» enthalten, und wenn sich diese Tafeln, die aus Ägypten kamen, in den Händen der Baumeister der Kathedralen befanden, scheint es gar nicht mehr so verwunderlich, daß – genau wie die Pyramiden eine wissenschaftliche kosmische «Formel» ausdrücken – (Der Abbé Moreux, Astronom und Mathematiker, der diese These vertrat, kann schwerlich als Dummkopf oder «Heide» abgetan werden) – auch die Proportionen und Dimensionen der Kathedrale von Chartres eine Kenntnis der Erdkugel verraten, wie sie in keinem Schriftwerk dieser Epoche zu finden ist.

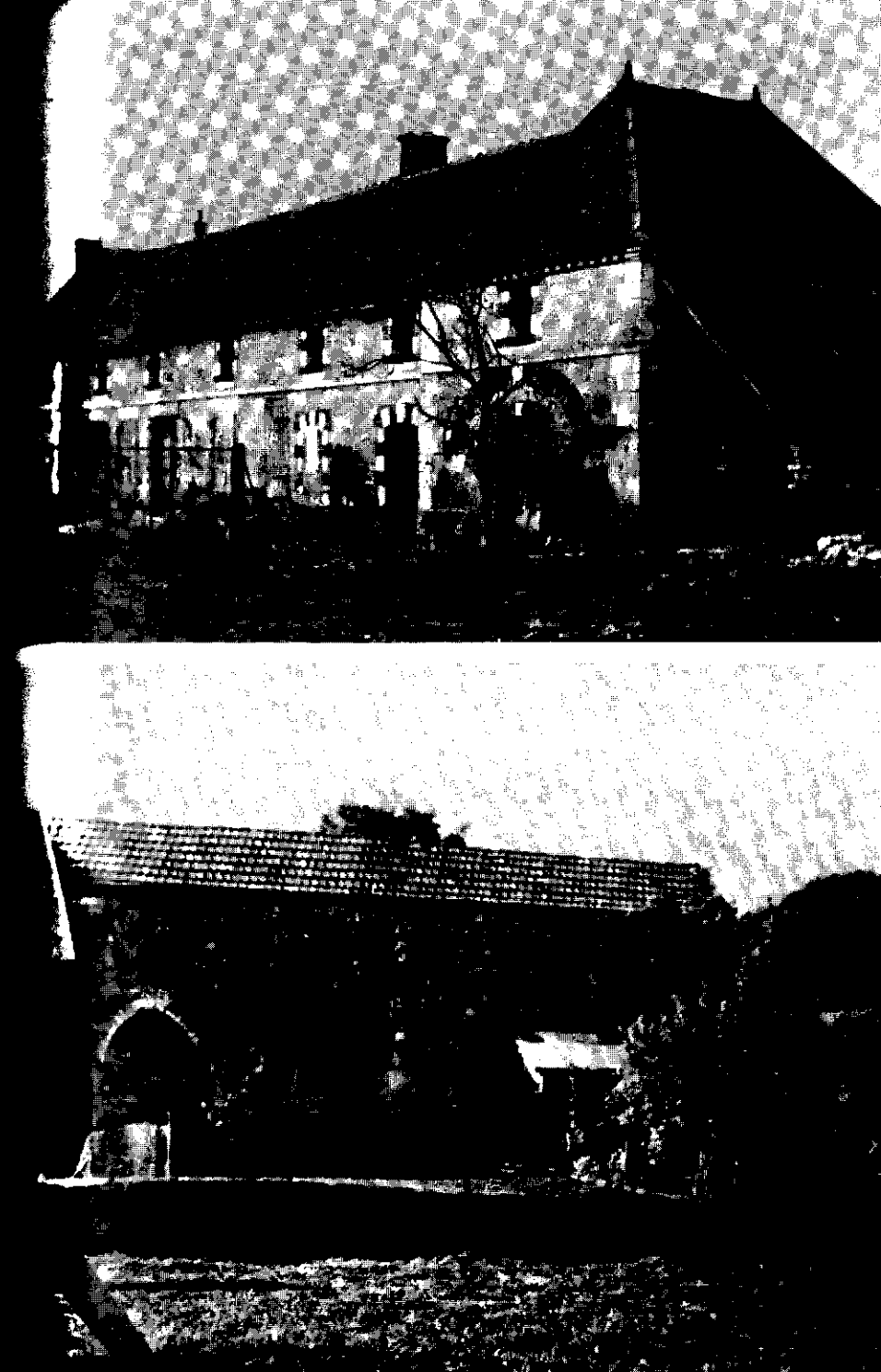
Die Suche nach den Gesetzestafeln, nach dem Gral, der immer als die «Schale des Wissens» galt – das war die Aufgabe, die der heilige Bernhard den neun Rittern gestellt hatte.

41 Oben: Das Ordenshaus der Provinz von Payns. Es wurde total zerstört und später vom Johanniterorden des heiligen Johannes von Jerusalem wieder aufgebaut (Kapitel 1). Unten: Kapelle der Baylic (Ordensburg, A. d. Ü.) von Coulours (Yonne). Sie war der Sitz des Großvisitors der französischen Provinzen. (12. Jahrhundert).

42 Links: Der Heilige Bernhard (von Piero della Francesca; s. Kapitel 1). Rechts: Die Bundeslade, wie sie am Nordportal der Kathedrale von Chartres dargestellt ist.

43 Die Heiligen Petrus, Paulus und Stephanus legen für den schlafenden Abt Cunzo den Grundriß der Abtei von Cluny mit einem Seil fest. (Miniatur aus dem 12. Jahrhundert; s. Kapitel 6).

44 Das Gebiet des Salomotempels mit der Omarmoschee (Felsendom, A. d. Ü.) in der Mitte. Dieses Gebiet war im 12. Jahrhundert von den Tempelrittern besetzt (heutiger Zustand; s. Kapitel 7).



Das Konzil zu Troyes

Im Jahre 1128 kommen die Ritter in die Champagne zurück. Auf dem Konzil zu Troyes sind sie mindestens zu fünf, denn in derselben Zeit überbringt Bruder Andreas – Andreas von Montbard –, der von einem anderen Ritter begleitet wird, dem Papst eine Nachricht von König Baudoin II.

Es bleiben also nur drei Ritter im Heiligen Land zurück, unter ihnen Hugues de Champagne. Zu wenige, um den Pilgerweg zu schützen, selbst wenn sie für die Ausführung der eigentlichen Aufgabe Hilfe angeworben hätten.

Wurde diese Aufgabe wirklich gelöst? Haben sie die Bundeslade mitgebracht? Die Mission war geheim, ihr Erfolg oder ihr Mißerfolg ebenso. Aber wäre sie fehlgeschlagen, wären sie doch nicht so zahlreich zurückgekommen. Wie eine Begleitmannschaft!

Es gibt keine, ja es kann keine Dokumente geben, die diese Fragen beantworten, aber es gibt die gotischen Kathedralen, die durch ihre Konstruktion vermuten lassen, daß außergewöhnliches Wissen vorhanden war, sowohl über die Erde und ihre Natur wie auch über die Reaktionen des menschlichen Unterbewußtseins.

Der plötzliche Aufschwung, die außergewöhnliche Macht des Templerordens waren die Gründe, derentwegen die Überlieferung immer wieder davon sprach, daß der Orden im Besitz der Gesetzestafeln sei.

Am Nordportal der Kathedrale von Chartres befindet sich ein kleines Relief mit folgender Inschrift: «Hic dimittitur Ar-

cha Cederis», was man getrost so übersetzen kann: «Hier wird die Bundeslade sichtbar.» Vergessen wir auch nicht, daß es in der Gralssage heißt: «In Gefahr baut um den Gral einen Tempel gleich dem des Salomo.» Und schließlich dieses Konzil zu Troyes!

Es gibt keinen Fall, daß bei der Gründung eines Ordens jemals die Einberufung eines Konzils nötig gewesen wäre. Doch nur aus diesem Grund rief Bernhard von Clairvaux das Konzil im Jahr 1128 zusammen! In Troyes, in der Nähe von Payns und Clairvaux, im Gebiet des Grafen der Champagne!

Dieses Konzil war mehr als eine Ordensgründung, mehr als eine dokumentarische Eintragung, es war eine feierliche Proklamation. Und noch mehr. Es bedeutet, daß die ganze Kirche mit all ihren Gliedern den Templern verbunden ist. Das bedeutet, diesem Orden allen anderen Orden gegenüber einen bevorzugten Rang einräumen.

Man zeichnet ihn mit der großen Heiligsprechung aus, die von niemandem ungestraft aufgehoben werden kann.

Später, während des Prozesses, erinnert Bruder Amaury in seiner Verteidigung in Form eines Gebetes daran. Er wendet sich an Jesus: «Dein Orden, der auf dem großen Konzil gegründet wurde, zu Ehren der glorreichen Jungfrau Maria, Deiner Mutter, durch den seligen Bernhard...»

Und wie sorgfältig wurde dieser feierliche Akt geplant. Wenn man von einer «Mission» spricht, wird klar, daß dieser Aufwand nicht von ungefähr kam.

Das Konzil findet in der Hauptstadt des Grafen Thibaut, Neffe und Erbe des Grafen der Champagne, statt; Bernhard kündigt es ihm mit diesen Worten an:

«Haben Sie die Güte, sich dem päpstlichen Botschafter gegenüber bereitwillig und unterwürfig zu zeigen als Anerkennung, daß er Ihre Hauptstadt für die Abhaltung eines so gro-

ßen Konzils gewählt hat, und würden Sie liebenswürdigerweise Ihre Unterstützung und Einwilligung zu den Beschlüssen und Entscheidungen geben, die dieser im wohlwollenden Interesse für angebracht hält.» (Der Befehlston, den Bernhard hier anwendet, ist ihm geläufig, sogar dem Papst gegenüber.)

Den Grafen der Champagne um Unterstützung und Einwilligung bitten, bedeutet übrigens, daß die «Beschlüsse und Entscheidungen», die das Konzil treffen wird, die Champagne direkt angehen. Außerdem aber bedeutet es auch, daß man den neu zu gründenden Orden unter den temporären Schutz des Grafen stellt. Und sein Wohlwollen, wie auch das seiner Nachfolger, läßt den Orden nie im Stich. Die Güter, die man den Templern in dieser Provinz gibt, sind unermesslich. Vor allem das Monopol der Forstgerichtsbarkeit für das ganze Gebiet zwischen Seine und Aube! Dadurch bekam der Orden uneingeschränkte Macht über Gehölz und Wälder, darunter auch dem des Orients.

Natürlich würde man gerne wissen, was aus dem Ritter-«Gepäck» nach dem Konzil von Troyes geworden ist. Haben die Ritter in Clairvaux oder bei den Zisterziensern die mitgebrachten «Dokumente» hinterlegt: die Gesetzestafeln oder Kopien davon? Wir werden es wohl nie erfahren. Aber die auf dem Konzil einberufenen Notabeln schienen sorgfältig ausgewählt worden zu sein, vielleicht waren es nur solche, die man für würdig hielt, die Dokumente wenigstens zu betrachten.

Die Templer werden Mönchs-Soldaten

Auf diesem Konzil erklärt Hugues de Payns seinen Wunsch, einen Mönchs-Soldaten-Orden zu gründen, dessen Kern von seinen Templerkameraden gebildet werden soll. Das Konzil willigt ein und beauftragt Bernhard, die Regeln zu verfassen. Und Bernhard diktiert dem Geistlichen Michael eine Ordensregel. Es ist schade, daß man den Präliminarien dieser Regel nie genügend Aufmerksamkeit geschenkt hat, denn sie enthüllen, daß bereits eine erste Mission ausgeführt worden ist. Und selbst der Ton dieser Präliminarien ist der eines Te-deums:

«Mit Gottes (Damedieu) und mit unserer und mit unseres Retters Jesu Christi Hilfe ist das Werk vollendet worden, der seine Freunde aus der Heiligen Stadt Jerusalem in die Marche (heute Département La Creuze, A. d. Ü.) und Bourgogne zurückbeordnete. Es sind Freunde, die für unser Wohlwollen und für die Verbreitung des rechten Glaubens ohne Unterlaß ihre Seelen Gott anbieten, welch edle Aufopferung ...»

«Das Werk ist vollendet»: die Arbeit ist getan.

«Damedieu»: steht dies für das lateinische «Domine Deus» oder für das französische «Notre Dame» (Heilige Jungfrau)? Die Zisterzienser wie auch die Templer hegen eine besondere Verehrung für die Mutter Gottes. Sie haben ihr Leben der Jungfrau geweiht. Und die Mutter Gottes, die Bernhard – wie die Legende erzählt – mit ihrer Milch nährte, ist eben doch etwas anderes als eine auserwählte Jungfrau. Vielleicht hegt darin die Erklärung für den Ketzerprozeß, den man dem Orden später machte.

«Mit uns»: das heißt, man gibt sich zu erkennen. Der Orden bekennt sich als Urheber der Mission. «Unser Retter Jesus Christus» steht übrigens an dritter Stelle! «Er hat zurückbeor-

dert»: sie wurden also abgerufen, die Ritter! Warum? Vielleicht, weil die Mission erfüllt war?

«Der seine Freunde in die Marche und Bourgogne zurückbeordnete»: also in die Champagne. Die aber hatte sich von der königlichen und herzoglichen Gerichtsbarkeit gelöst!

Die Regel, die der heilige Bernhard diktiert, ist mönchisch und in ihrer Substanz zisterziensisch, was nicht überraschen sollte. Man schreibt sogar den neuen Rittern das weiße Gewand vor (jenes der Zisterzienser, aber auch der die Bundeslade bewachenden Leviten!).

Doch es gibt Unterschiede bei den Regeln für den Templerorden, die einiges Licht in das geheimnisvolle Dunkel um diese Männer bringen. Ihre Regeln sind viel mehr den «Auf-lagen» ähnlich, die für die Laienbrüder gelten, als den Regeln für Mönche, die das Ordensgelübde abgelegt haben.

So legten die Zisterziensermönche die Gelübde der Keuschheit, Armut, Gehorsamkeit und Beständigkeit ab, während die Laienbrüder – wie auch die Templer – nur Keuschheit, Armut und Gehorsamkeit schworen.

Die Zisterziensermönche sind total geschoren, die Templer müssen, wie auch die Laienbrüder, zwar kahl sein, dürfen aber einen Bart tragen. Auch sind die Templer genau wie die Laienbrüder nicht denselben religiösen Übungen unterworfen wie die Zisterzienser, die das Ordensgelübde abgelegt haben. Die Templer, wie auch die Laienbrüder, mußten, bevor sie ihr Gelübde ablegten, eine Probezeit absolvieren.

Haben die Templerregeln keltischen Ursprung?

Der Sinn der Regeln, wie sie der heilige Bernhard verfaßte, gilt also offenbar für einen Orden, der eine weltliche Mission

hat. Eine Mission, die über die ganze Welt verbreitet werden sollte.

Erst nach dem Konzil von Troyes wird die Vereinigung der Templer zu einem religiösen Orden. Obgleich Hugues de Payns sein Gelübde in die Hände des Erzvaters abgelegt hatte, zeichnete er in Jerusalem noch als Laien-, nicht als Klosterbruder! Überhaupt halten sich die Regeln nicht streng an mönchische Gesichtspunkte christlicher Orden. Schließlich handelt es sich nach wie vor um eine militärische «Ritterschaft». Außerdem ist es durchaus denkbar, daß Bernhard von Clairvaux Gefallen daran fand, alte keltische Traditionen und deren «Tabus» wiederaufleben zu lassen. Vielleicht wollte er sogar mit dieser religiösen Ritterschaft an die alten keltischen Orden anknüpfen ...

Seine Regeln enthalten, christlich umgeformt, tatsächlich jene Pflichten, die in früheren Zeiten einmal der «Rote Zweig» («Rameau Rouge») und die «Feinians» in Irland hatten. Man muß die fast bardischen «Triaden» beachten (die Aufteilung in drei, A. d. Ü.)!

Die Tempelritter mußten immer den Kampf gegen die Ketzer annehmen, selbst wenn sie einer gegen drei waren. Wenn sie gegen andere kämpften, durften sie erst zurückschlagen, nachdem sie dreimal attackiert wurden. Wenn sie ihre Aufgaben nicht erfüllten, wurden sie dreimal geißelt. Auch für das tägliche Leben galten Dreierregeln: Dreimal in der Woche dürfen sie Fleisch essen. Für die Tage, an denen sie gehungert haben, dürfen sie an anderen Tagen drei Teller essen. Dreimal im Jahr müssen sie kommunizieren; dreimal in der Woche die Messe hören, dreimal in der Woche Almosen geben.

Man sollte über den keltischen Gesichtspunkt, aus dem heraus der heilige Bernhard seine Regeln diktiert, nachdenken! Die Ähnlichkeit ist genau so verblüffend wie die Tatsache,

daß später der Templerorden seine weltlichen Handlungen (außerhalb des Heiligen Landes) auf altes keltisches Gebiet konzentriert. Alles deutet daraufhin, daß der heilige Abt, genährt von der Milch der Schwarzen Jungfrau, erzogen unter Eichen und Buchen, Freund des Iren O'Moghair, besonderen Wert darauf legte, daß die von ihm ins Leben gerufene neue Ritterschaft an keltische Traditionen anknüpft. Vielleicht ist dies auch der Grund, daß der Tempel (die Kathedrale) auf druidischer Erde errichtet wurde.

Weil es so schön exotisch klingt und weil es damals Mode war, Geschichte so darzustellen, als sei alles Licht aus dem Orient gekommen, hat man den Templern nachgesagt, sie hätten ihre Ritterideale und ihre Kampftechnik von den Ismaeliten aus dem Ansarieh-Gebirge übernommen.

Nun hat der Scheich el-Dschebel schon immer die Phantasie beflügelt. Dieser «Alte vom Berge», der über das Volk der «Assassis» herrschte, die man dann die «Assassinen» (Assassinen: fanatisch-grausame, politisch-religiöse Sekte der Mohammedaner, 12./13. Jh.; A. d. Ü.) nannte und die ähnlich wie moderne «Geheimpolizisten» aus den Kriminalromanen oder Terroristen kämpften. Diese «Geheimpolizisten» (Terroristen. A. d. Ü.), die in ihren Kampfmethoden, wenn sie es für notwendig hielten, auch vor Mord nicht zurückschreckten, sollen die Vorbilder für die Ritterschaft der Templer gewesen sein?! Moral und Kampfweise der Assassinen haben nichts mit dem zu tun, was wir unter dem Begriff Ritterschaft verstehen.

Auch stimmt diese Theorie überhaupt weder mit dem überein, was wir von den Templerregeln wissen, noch mit den Taten des Templerordens im Heiligen Land.

Denn in der muselmanischen Welt gab es keine Ritterschaft, die der Templerritterschaft entsprochen hätte (ausgenommen vielleicht in der militärischen Disziplin), vor allem aber gab es keine Mönchsritterschaft.

Was es gab – besonders unter den Sufis¹ – waren militärische Brüderschaften, waren Kollegien der Weisen, der Wissenden und der Religiösen, aber die militärische Templer-«Brüderschaft» bestand aus Mönchen (zumindest im harten Kern des Ordens). Die Templer waren keine Soldaten, die religiös waren, sondern Gläubige, die ihres Glaubens wegen Soldaten wurden.

Zu rasch setzte man Ritterlichkeit mit Höflichkeit gleich, weil die Beziehungen zwischen den Templern und Muslimen, wenn sie sich nicht bekämpften (was selten genug war), von gegenseitiger Höflichkeit geprägt waren. Doch war dies in jenen Zeiten, in denen nationaler oder Rassenhaß vollkommen unbekannt waren, absolut normal. Durchaus möglich, daß diese Beziehungen manchmal freundschaftlich waren, ohne daß man daraus gleich so voreilige Schlüsse ziehen sollte, wie dies von einigen Historikern getan wurde.

Daß diese Palästinakämpfer, als sie ins Abendland zurückkamen, neue Lebensarten, Gerätschaften und Küchenrezepte mitbrachten, ist nichts Außergewöhnliches. Wir haben ja auch aus Nordafrika das Kuskus und das Méchoui² eingeführt, ohne daß deswegen der, der Kuskus mag, gleich als Eingeweihter in die Geheimlehre des Korans angesehen werden kann.

¹ Sufis: «Die mit dem Wollhemd Bekleideten», islamisch-mystische Sekte. (A. d. Ü.)

² Méchoui: über Holzkohlenfeuer gebratenes Hammel- oder Lammfleisch. (A. d. Ü.)

Das «Ordène der Ritterschaft», ein Gedicht von über fünfhundert Versen, das im 13. Jahrhundert in pikardischem Dialekt geschrieben wurde, erzählt, wie im Jahre 1187 Hugues den Ritterorden nach der Schlacht von Tiberias an Sultan Saladin übergab. Was unverständlich wäre, wenn diese abendländische Ritterschaft ihren Ursprung im Orient gehabt hätte.

Einzelne Kontakte zum Islam

Andererseits ist damit nicht gesagt, daß zwischen den Templern und den Sufis überhaupt keine Kontakte bestanden hätten. Es ist durchaus möglich, daß gewisse sufische Weisheiten angenommen und für den inneren Aufbau des Templerordens übernommen wurden. Darunter wahrscheinlich auch geheime Lehren. Doch welche Beweise kann man dafür vorlegen? Auch ist es nicht ausgeschlossen, ja wahrscheinlich, daß die Baumeister der Muselmanen und die der Templer in Verbindung standen, und dies nicht nur auf architektonischem Sektor. All dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Ritterschaft der Templer vollkommen nach den Regeln des heiligen Bernhard aufgebaut war und andere, orientalische Regeln nicht brauchte.

Seltsam übrigens, daß man immer dem Templerorden orientalische Kontakte nachsagt, aber nie dem Orden vom heiligen Johannes von Jerusalem, der eine viel lockerere Disziplin hatte und viel eher fruchtbare Beziehungen zu den «Weisen» des Islams hätte aufnehmen können! Auch war dieser Orden älter als der «Der armen Brüder Christi vom Tempel zu Jerusalem».

Die Überlegung war wohl, daß der anfängliche, rasche Reichtum des Templerordens so groß war, daß er nicht von

seinen Stiftern allein gekommen sein konnte, sondern daß die Muselmanen für Dienste, die der Orden ihnen leistete, bezahlten.

Ritterschlag und Gelübde

Für die historische Einordnung der Templer ist von Bedeutung, daß ihre Gründung in Troyes zeitlich mit den ersten Anfängen der weltlichen Ritterschaft zusammenfällt, die sich in den folgenden Jahrzehnten über ganz Europa verbreitet. Es steht außer Zweifel, daß seine Gründung für die geistige Entwicklung des reichlich ungeschlachten Adels von größter Bedeutung war. Man verbreitet die Ideale dieses Rittertums durch altfranzösische Heldengedichte, alles Werke von Benediktiner-Geistlichen, deren Ziel es ist, die «Reiterei» (Cavalerie) zum «Rittertum» (Chevalerie) hochzustilisieren. Kein Zweifel, dies ist Teil eines vorgefaßten Kulturplans, der auch die Intensivierung der Landwirtschaft, des Handwerks und des Handels einschloß. Der heilige Bernhard spricht seine Vorstellungen über militärische Aufgaben deutlich aus, wenn er an Thibaut de Champagne schreibt: «Das Schwert wurde dir nur für die Verteidigung der Schwachen und der Armen gegeben ...»

Die ganze Templermission ist vielleicht in dem nachdrücklichen Hinweis des Priors von England an Heinrich III. Plantagenet³ enthalten: «Ihr werdet König sein, solange Ihr gerecht seid!»

Ein Sitten- und Lebenskodex galt von diesem Zeitpunkt an für die weltliche «Ritterschaft». Er hatte eine «Dienstelei-

³ Heinrich III. Plantagenet: Beiname der 2. Familie der Grafen von Anjou, die von 1154 bis 1485 Könige von England waren (A. d. Ü.).

stung» zum Inhalt, die sich nicht nur auf den Lehnsherrn bezog.

Es wurde, wie wir aus Erzählungen wissen, eine Probezeit für den zukünftigen Ritter eingeführt, während der er sich physischer und moralischer Prüfungen unterziehen mußte. Wurde er nach dieser Zeit für wert befunden, ein Ritter zu sein, erhielt er eine Art Einweihung, deren Höhepunkt der «Ritterschlag» war.

Normalerweise ist jetzt der neue Ritter würdig, die «Kabale» zu reiten.⁴ Die Waffen, die man ihm übergibt, sind mit kabbalistischen Zeichen geschmückt, einer Symbolik, in die man ihn während der Probezeit eingeführt hat und die von den Wappencroiden gehütet wird.

Gleichzeitig etabliert sich eine Berufsritterschaft, die sich aus den Bruderschaften heraus entwickelt. Auch sie kennt eine Probezeit mit Prüfungen. Es ist eine Ritterschaft, die nach kabbalistischen Angaben aufgebaut ist. Diese Angaben beziehen sich auf die einzelnen Stände. Sie hatten ihren Ursprung in der millenarischen Gnosis. Damit das Geheimnis der kabbalistischen Angaben bewahrt bleibt, verständigen sich die Ritter untereinander in bildhaften Symbolen, durch phonetische Wortspielereien und musikalische Harmonien.

Der Reichtum des Templerordens

Man muß das Ganze als eine Revolution sehen, die versucht, in dem sozialen Chaos des Hochmittelalters eine logische, humane Regel wiederherzustellen. Ihre noch heute gültige

⁴ «Die Kabbala zu reiten», hier: sich in den Geheimzeichen der Kabbala auskennen. (A. d. Ü.)

Konzeption stammt aus dem Altertum. Mit all diesen humanitären Aktivitäten wollte Bernhard den Templerorden verbinden, um gleichzeitig der Organisator, der Schiedsrichter und ihr Behüter sein zu können. Ein sehr mächtiger, wenn nicht sogar ein allmächtiger Schiedsrichter! Denn seine Macht beruht auf einer seiner Ordensregeln, von der noch nicht gesprochen wurde: der Bereicherung.

Diese Bereicherung war von Anfang an gewollt. Der Orden, sagt diese Regel, kann Ländereien besitzen, ihm gehören freie Männer und Leibeigene an, um die Ländereien nutzbar zu machen. Er kann Häuser besitzen und einen Teil der kirchlichen Einnahmen behalten.

Dies war nicht ungewöhnlich. Alle mönchischen Gemeinschaften konnten zu dieser Zeit Vermögen bilden, und ihre Äbte konnten selbstherrlich über das Vermögen ihrer Abteien verfügen.

Nicht so beim Templerorden. Kein Großmeister konnte ohne Zustimmung der Stiftsversammlung über das Vermögen des Ordens verfügen! Mehr noch: wenn die Stiftsversammlung über die Vergabe von Gütern des «Tempels» entschieden hatte, dann durfte der Profit nur dem Orden, niemals aber seinen Ordensbrüdern zugutekommen.

So wie die Tempelritter im Kampf nie Pardon verlangen dürfen (auch dies stammt vom «Roten Zweig»), dürfen sie sich auch aus der Gefangenschaft nicht durch Lösegeld freikaufen. «Keinen Sol, kein Mauerstück, keinen Zoll Boden» dürfen sie geben, sagt die Regel. Deshalb wurden – von wenigen Ausnahmen abgesehen – gefangene Templer immer hingerichtet.

«Ich kann nur», sagt ein gefangener Großmeister, «meinen

Gürtel und meinen Dolch als Lösegeld geben», was dasselbe bedeutet wie «Ich kann nur versprechen, nicht mehr zu kämpfen.» Ein Großmeister, der so befreit wurde, reicht seine Entlassung ein und wird «Großvisiteur», d. h. er kämpft nicht mehr.

Der Chronist Joinville⁵ erzählte die folgende Episode: Als König Ludwig IX. in der Schlacht von Mansura gefangen genommen wurde, verlangte man für seine Freilassung ein sehr hohes Lösegeld. So hoch war die Summe, daß es unmöglich war, sie in kurzer Zeit aufzubringen. Aber Frankreichs König durfte nicht in den Händen der Heiden bleiben. Joinville wendet sich an den Schatzmeister des Templerordens, um sich die nötige Summe vorstrecken zu lassen. «Weder kann ich», sagt der Schatzmeister, «noch darf ich ohne die Vollmacht des Großmeisters!» Da Joinville ihn jedoch mit seiner Streitaxt bedrohte, fuhr er fort: «Aber ich habe keine Befugnis, mich gegen Sie zu verteidigen, somit muß ich der Gewalt nachgeben.» Damit unterstrich er, daß ihm, nur weil er durch Gewalt gezwungen wurde, nichts anderes übrigblieb, als das Lösegeld für den König auszuhändigen.

So, wie es Joinville erzählt, klingt es wie ein Schwank, aber es zeigt, wie strikt die Regel, die die Güter des Ordens betraf, befolgt wurde.

Immer wieder finden wir Belege, daß der Reichtum des Ordens jenen Projekten zugute kommt, für die der heilige Bernhard Geld und Gold angelegt haben will. Er will den reichen Orden – ohne jede Limitierung.

Interessant, daß Bernhard in der gleichen Zeit, oder kurz danach, allen Zisterzienserabteien verbietet, Häuser, Menschen

⁵ Joinville, Jean: 1225–1317, Seneschall der Champagne, begleitete den König auf dem Kreuzzug (A. d. Ü.).

und Grundstücke (die außerhalb ihrer eigenen Gebiete liegen) anzunehmen!

Dieses Gebot wird zwar wenig befolgt, aber es ist bezeichnend, daß es die Absicht des Abtes von Clairvaux war, alle weltlichen Aufgaben, die bis zu dieser Zeit den Abteien oblagen, nun auf den Templerorden zu übertragen.

Nachdem der Orden reich war, mußten seine Ritter arm sein, und von Anfang an trug man Armut zur Schau. Wahrscheinlich waren weder Hugues de Payns noch Godefroy von Saint-Omer besonders arm, Godefroy hatte von seinem Lehngut von Ypern große Gebiete dem Tempel übereignet. Auch für Payen von Montdidier und Archambaud von Saint-Amand-lès-Eaux gilt dies. Und auf keinen Fall war der, der als letzter dazu kam, Hugues, Graf der Champagne, arm.

Die Zweiheit der Ordenslehre

Nicht um Armut handelte es sich, sondern um Verzicht auf persönlichen Besitz. Eine Zweideutigkeit, mit der die Ritter zu leben wußten. Wenn sie der Welt nicht als arm erschienen – wer sollte dann spenden? Und der Orden «brauchte» Spenden!

Diese Doppeldeutigkeit: nicht Armut, sondern Besitzlosigkeit, ist eine Grundlage, auf der alle Templerregeln aufgebaut sind. Sie alle sind gewollte Zweiheits- oder Doppeldeutigkeitslehren. Sie trugen den Keim für den tragischen Untergang des Ordens in sich.

Die Zweiheitslehre wurde zur Grundlage der Organisation. In den Regeln findet sie sich in der «paarweisen Aufstellung»

der Brüder, die immer zu zweit ausgehen und zu zweit aus derselben Schüssel essen mußten.

Das berühmte Siegel der Templer, das zwei Ritter auf einem Pferd zeigt und in dem man ein Zeichen der Armut sehen sollte, könnte ebenfalls darauf hindeuten. Vielleicht aber handelt es sich dabei auch um eine militärische Anordnung. Denn ein Ritter allein ist ein gefürchteter Angreifer, aber es fehlt ihm die «Verteidigung». Seine schwere Rüstung hindert ihn daran, rasch vom Angriff in die Verteidigung nach rückwärts zu wechseln. Zwei Ritter in Rüstung auf einem Pferd hintereinander deckten den «toten Winkel», besonders wenn sie gewohnt sind, zusammen zu kämpfen.

Man wird an die Sage von Janus bifrons⁶ – dem König Janus mit den zwei Gesichtern – erinnert, den man oft in der Ikonographie religiöser Bauten wiederfindet. Zwei Ritter, die hinter einem einzigen «Karfunkel»-Schild⁷ Deckung suchen, finden wir wieder am königlichen Tor von Chartres und Reims!

Dieser gewollte Reichtum hat sein Gegenstück im Almosengeben. Es ist auch keine Diskrepanz zwischen dem Dienst mit dem Schwert und dem Reichtum – beide sind Schutz und Hilfe für die Armen und Schwachen. Der «Dienst» ist die große Entschuldigung, für das eine wie für das andere.

Wahrscheinlich stammt der militärische Teil der Ordensregeln weit mehr von Hugues de Payns als von Bernhard von Clairvaux. In Wortlaut und Inhalt erinnert dieser Teil an Armeeverordnungen für Kriegszeiten an Milizsoldaten, die

⁶ Janus: erster legendärer König des Latiums, der die Gabe besaß, gleichzeitig die Vergangenheit und die Zukunft sehen zu können, meist mit zwei Gesichtern dargestellt (A. d. Ü.).

⁷ Karfunkel: Edelstein, hier: alchimistisch-kabbalistisches Symbol für Karfunkel. Entweder ein Delphin oder eine Rose. (A. d. Ü.)

«auf Zeit» dienen, also für Schildträger und Hilfskräfte; aber auch die Vorrechte des Großmeisters und der Großwürden-träger waren genau festgelegt.

Gab es eine Geheimregel?

Von den Templerregeln kennen wir nur die, die öffentlich verbreitet werden durften. Auch sie nicht im Original, nur in Kopien und Übersetzungen.

Doch die «Geheimregeln», die angeblich enthüllt und dann wieder verborgen wurden, sind nicht einmal in Abschriften bekannt.

Für die einfachen Regeln gab es gelegentlich Änderungen, allerdings nur unwesentliche, und Hinzufügungen. Man nannte sie «retrais» («Zurücknahmen»). Sie betrafen die (of-fizielle) Aufnahmezeremonie für neue Brüder.

Aber es wäre gegen alle Erfahrung, wenn ein Orden, der seine vielfältigen militärischen, sozialen und religiösen Aufgaben so konsequent ausführte, ohne zusätzliche «starke Gebote» neben den einfachen Regeln ausgekommen wäre.

Dies allein ist schon ein Grund, warum es eine Geheimregel gegeben haben muß.

Die Ordensanfänge

Unmittelbar nach dem Konzil von Troyes (1128) erhielt der Templerorden den päpstlichen Segen. Von nun an hatte er seine Regel und sein Ordensgewand: weiße Mäntel für die Ritter, schwarze für die Herolde und Knappen. Das rote Kreuz, das auf der linken Schulter getragen wird, wird ihnen erst nach 1145 von Papst Eugen III. verliehen.

Sofort beginnt die «Rekrutierung». Hugues de Payns, der durch die Familie de Champagne sowohl mit den Herzögen der Normandie wie mit den Königen von England verwandt war, reist in die Normandie und überquert den Ärmelkanal.

In der Chronik des Waverlia-Klosters steht folgende Notiz über diese Reise: «Dieses Jahr (1128) kam Hugues de Payns, Oberhaupt der Miliz des Tempels von Jerusalem, mit zwei Soldaten und zwei Geistlichen (da der Tempel zu jener Zeit weder Geistliche noch Kaplane hatte, wird es sich um zwei Zisterzienser gehandelt haben) nach England und durchquerte die ganze Gegend bis nach Schottland und rekrutierte für Jerusalem, und viele nahmen das Kreuz, um sich noch in jenem Jahr oder dem folgenden nach Jerusalem auf den Weg zu machen.»

Nach Flandern scheint Geoffroy von Saint-Omer in gleicher Mission gereist zu sein. Er war dafür der richtige Mann, da er von Eustache de Boulogne abstammte.

Hugues de Payns reist 1129 nach Anjou, um bei Hugues d'Amboise Abbitte zu leisten, möglicherweise aber auch, um

ein Geschenk zu besichtigen, das dem Orden im Jahr 1127, ein Jahr vor seiner Entstehung, übergeben wurde.

Einige Historiker halten es für erwiesen, daß er in Spanien war, aber es ist wahrscheinlicher, daß er einen anderen seiner Gefährten mit dieser Erkundungsreise beauftragt hat. 1130 kehrt er mit einer durchorganisierten, im Abendland rekrutierten Truppe nach Jerusalem zurück (zur gleichen Zeit wie Foulques von Anjou mit seinem Kriegsheer). Die Tempelmiliz ist gegründet. Und Bernhard hat dafür alle seine Kräfte, seine Beredsamkeit und seine Autorität eingesetzt.

Vom Geist der Tempelritter

«Eine neue Ritterschaft ist im Land der Inkarnation erschienen. Sie ist neu, sage ich, denn sie hat sich noch nicht bewährt in jener Welt, in der sie einen Doppelkampf führen muß, einerseits gegen die Widersacher des Fleisches in sich selbst, andererseits gegen den Geist des Bösen im Himmel. Daß ihre Ritter genug innere Kraft haben, den inneren Feinden zu widerstehen, betrachte ich nicht als Wunder, weil ich es für selbstverständlich halte. Aber daß sie mit der Kraft ihres Geistes gegen Laster und Dämonen kämpfen, kann ich nicht nur wunderbar nennen, sondern finde es auch für unsere Religion lobenswert.»

Die Schilderung, die Bernhard vom Leben der Templer gibt, ist von strenger Nüchternheit: «Sic gehen und kommen auf ein Zeichen ihres Kommandeurs. Sie tragen die Kleidung, die er ihnen gibt, bemühen sich weder um andere Kleider noch um andere Nahrung ... Sie mißtrauen jedem Übermaß an Lebensweise und Kleidung ... Sie leben zusammen ohne Frauen und Kinder ... Sie leben unter einem Dach mit nichts,

was ihnen eigen ist, nicht einmal ihrem Willen ...» Der nächste Satz ist von außerordentlicher Wichtigkeit: «Niemand steht unter einem anderen. Sie ehren den Besten, nicht den Berühmtesten.» Und weiter: «Sie sind kahl geschoren ..., man sieht sie nie gekämmt, selten gewaschen, den Bart struppig, nach Staub riechend, schmutzig von ihren Kämpfen und der Hitze ...»

Nichts Verführerisches ist in seinen Worten; und dennoch war ihr Erfolg groß. Gott hatte Bernhard viele Begabungen verliehen, auch die der Überredungskunst.

Er hat seinen Worten eine Abhandlung über die Erlösung hinzugefügt und dem Orden erlaubt, auch Exkommunizierte, wenn der Bischof zustimmte, in ihren Reihen aufzunehmen. Das zeigt, daß er sich keinerlei Illusion hingab, wie die Rekrutierungen erfolgten: «Unter ihnen», sagt er, «gibt es Schurken, Gottlose, Räuber, Frevler, Mörder, Meineidige, Ehebrecher. Doch das hat einen doppelten Vorteil: Einmal, daß diese Menschen weggehen, ist eine Erlösung für unser Land, andererseits können sie im Orient gute Dienste leisten.» Zynische Worte. Aber es ist Tatsache, daß die Kreuzzüge eine Wohltat für das Abendland waren.

Der Reichtum des Ordens

Dachte Bernhard wirklich daran, aus diesem Abschaum Mönche zu machen? Sicherlich nicht! Aber Milizsoldaten! Wer Mönchsritter im Templerorden werden wollte, mußte eine Probezeit absolvieren, die sehr lang ausgedehnt werden konnte. Was auch immer der wahre Grund gewesen sein mag, in Scharen melden sich Freiwillige, der Orden wird mit Schenkungen überhäuft. Die Begeisterung für das mönchi-

sehe Rittertum ist geschaffen. Auch der Barmherzige Orden des heiligen Johannes von Jerusalem profitiert von dieser Begeisterung. Bei ihm melden sich jene, die sich vor der Strenge des Templerordens fürchten. Bei den Johannitern finden sie lässigere, aber dennoch ritterliche Regeln.

Zwanzigmal retten diese beiden Orden das Heilige Land; sechs Tempel-Großmeister fallen im Kampf

Ganz schnell wird der Orden reich, fast steinreich. Im Orient durch die Beute seiner Waffen (Plünderungen sind Gewohnheit), im Abendland durch große Schenkungen.

Man schenkt dem Tempel aus den gleichen Gründen, aus denen man zuvor den Abteien gegeben hatte: aus Buße, aus Angst vor dem Jenseits, für das Heil der Seele. Man spendet Geld, überträgt ein Stück Land oder sogar einen Menschen. Man setzt den Tempel als Erben ein; die großen Grundherren geben ihr Brachland ab, ihre «gastine», wo nichts drauf wächst, ihre Wälder.

Und alles wird angenommen.

Der König von Aragon wollte sein ganzes Königreich den Templern und Hospitalitern schenken, doch die Lehnsleute und das Volk, angeführt von ihrer Geistlichkeit, verhinderten es. Vielleicht sollte man bedauern, daß dieses Experiment nicht durchgeführt wurde: ein ganzes Land – von einer religiösen Ritterschaft geführt!

Anfangs kommen die Schenkungen verständlicherweise besonders aus der Champagne und aus Flandern, dann folgt Poitou und Aquitanien, schließlich nimmt der Orden an der ganzen Mittelmeerküste die Verteidigung gegen die Raubzüge der Barbaren in die Hand. Im Jahr 1270 besaßen die Templer in Frankreich rund tausend Komtureien und unzählige «Scheunen» (Ordenshäuser). 1307 besitzen sie das Doppelte.

Nach außen ist der Orden eine Einheit, nach innen hat er zwei verschiedene Organisationssysteme: die Truppe und die Komtureien: den Orient und das Abendland.

Im Orient ist der Orden eine Kampfarmee; im Abendland ist der Orden eine mönchische Organisation, deren Mitglieder bewaffnet sind, aber nur, um sich verteidigen zu können. Sie beteiligen sich an keinem Kampf: oder «irgendeinem» Krieg im Abendland, außer gegen die Muselmanen in Spanien und Portugal. Jedoch besteht permanenter Nachschubverkehr von Menschen und Verpflegung zwischen Orient und Abendland und zurück. Er muß hervorragend durchorganisiert gewesen sein.

Existierte der Templerorden schon vor seiner Gründung?

Eine Frage bleibt: Wie kam der Orden im Abendland zu einer so eingespielten Organisation, wenn man – wie es die meisten Historiker tun – davon ausgeht, daß seine Gründung allein das Werk der ersten neun Ritter war?

Die Antwort kann nur sein, daß sich der Orden nicht nach und nach organisierte, sondern daß er nach einem vorhandenen Plan aufgebaut wurde. Die Rekrutierung, die Hugues de Payns und seine Ritter nach dem Konzil zu Troyes betreiben, bringt dem Orden nicht nur Kampftruppen, sondern auch Verwalter. Als Hugues 1130 ins Heilige Land zurückgeht, um dort die Truppe aufzubauen, hatte er weder Zeit noch Mittel, um die neun abendländischen Provinzen zu organisieren.

Zurück bleiben nur Payen de Montdidier als «Meister in Frankreich» und – laut Marion Melville – Geoffroy Bisot im Languedoc. Was aber war mit den anderen Provinzen? Kaum anzunehmen, daß die soeben gewählten Männer schon

fähig waren, sie zu organisieren! Viel glaubhafter ist, daß der Orden in Frankreich schon vorher heimlich existierte, und auch die gedanklichen und finanziellen Vorbereitungen für seine Ziele müssen vor seiner offiziellen Gründung bereits begonnen haben. Beweise dafür sind die Schenkungen, die dem Orden schon vor seiner Gründung gemacht wurden, ja, einige sogar vor der Rückkehr der neun Ritter aus dem Heiligen Land!

Die Königin Maria von Portugal schenkte am 19. März 1128 dem Templerorden das Schloß und den Titel eines «Sour auf dem Mondego».

Das waren keine milden Gaben, die man den «armen» Wächtern der Pilgerstraßen im Heiligen Land gab, damit sie sich ernähren konnten, sondern Gebiete, die es zu organisieren und zu besetzen galt! Dies gilt auch für die Schenkung eines Gebietes nahe Azay-sur-Cher, das 1127 Foulques d'Anjou dem Orden vermachte. Außerdem zeigt der Überfluß der Schenkungen klar, daß dies alles wie ein Feldzug betrieben wird – und zwar nicht durch die Ritter, die ja nicht im Lande sind –, der aber zweifellos für sie organisiert wird, damit sie später aus diesen Gebieten Vorteile ziehen.

War alles seit Jahrhunderten geplant?

Dies alles spricht dafür, daß hier nach einem vorhandenen Plan gehandelt wurde. Auch der Orden handelt «nach Plan». Im Jahr 1128 tauscht der Tempel mit der Zisterzienserabtei von Vauluisant ein Gebiet in Cérilly gegen ein anderes in Coulours, «weil es ihnen angemessener ist».

Diese Ritter, die neun Jahre lang die Pilgerwege beschützten, wußten also schon, welche Gebiete bei ihrer Rückkehr für sie

«angemessener» sein würden! Und sie wußten sehr genau, welche Orte in Frankreich ihnen «angemessen» waren. Diese Komturei von Coulours scheint übrigens die Ausbildungsstätte für alle Komtureien von Frankreich gewesen zu sein. Auf ihrem Siegel stand: «secretum templi» (Abgeschiedenheit des Tempels). Die Schrift war von einem gnostischen Symbol umgeben.

Sind das nicht Beweise, daß der Tempel schon vor seiner offiziellen Gründung existierte, daß er gewollt, entworfen und durchorganisiert wurde? War dem so, dann ist der heilige Bernhard einer seiner Meister gewesen, wenn nicht sogar der Großmeister. Dagegen spricht nicht, daß er Zisterzienser ist. Tatsächlich scheint der Tempel keineswegs den Zisterziensern «untertan» zu sein. Im Eid des Meisters von Portugal werden die Zisterzienser «unsere Gefährten» genannt, was nur besagt, daß sie das gleiche Ziel verfolgen. Und als weiterer Beweis: Während des Kreuzzuges gegen die Albigenser trennen sich die Templer zwar von Arnaud-Amaury, dem Zisterzienser, ohne jedoch gegen ihn Partei zu ergreifen.

Hat es also eine «Höhere Führung» gegeben, die seit Jahrhunderten die ganze «Angelegenheit» vorbereitet und gesteuert hat und die die führenden Köpfe der Benediktiner, der Zisterzienser und der Templer «dirigierte»?

All dies wird immer ein Geheimnis bleiben.

Das Mysterium des Ursprungs

Ist das Geheimnis des Ursprungs der Templer wirklich so unergründlich? Fest steht: Der Templerorden ist sehr eng mit drei Formen menschlichen Zusammenlebens verbunden: der Kultur, dem Handel und der religiösen Bindung. Auch ist es offensichtlich, daß es der heilige Bernhard war, der dem Orden für alle drei Gebiete den Weg weist. Er stellt ihm die Aufgabe, das, was bisher nur von Mönchen gepflegt wurde, in die Welt zu tragen und zu vergrößern.

Das war eine soziale Mission: die Menschen ernähren, sie beschützen, ihren Handel und ihre Beziehungen entwickeln und letztlich jene Voraussetzungen für eine geistige Entwicklung schaffen, ohne die der Mensch nichts anderes als ein zweibeiniges Tier bleibt.

Und zweifellos bekommen wir durch diese religiöse Ausrichtung den Schlüssel zu den Ursprüngen des Templerordens, was auch erklärt, wieso der Kommandostab des Großmeisters des Tempels ein «Abakus»¹ des Magisters der Baumeister ist. Der Bau religiöser Gebäude verlangt, ja fordert, eingeweiht zu sein. Er setzt voraus, daß die Steinmetze, Maurer und Zimmerleute die «Ehrenhand» erworben haben, die das Zeichen für ihre «Fertigkeit» ist. Die Einweihung bedingt ein instinktives Wissen von der Materie; eine Verbindung der Hand mit der Materie. Eine manuelle «Magie».

¹ Abakus: Stab der Großmeister und der Baumeister. Pythagoreischen Ursprungs. An einem Ende befand sich eine runde Platte, auf der das Templerkreuz in einem Kreis graviert war. (A. d. Ü)

Weiterhin bedarf es eines Minimalwissens, das über das nackte Berechnungen hinausgeht. Ein Wissen z. B. über das Verhalten der Materie beim Fall eines Steins oder eines Holzstücks. Was geschieht mit ihnen, wenn sie dem Einfluß verschiedener Kräfte ausgeliefert sind, durch deren Antagonismus aus Schwere und Spannkraft aktive Kraft erzeugt wird? Die Zahl der Menschen, die fähig ist, es bis zu dieser Einweihung – das Wort ist nicht zu stark – zu bringen, ist offensichtlich begrenzt.

Wenn auch der Templerorden die Erbauer der Kathedralen unter seinen Schutz stellen und ihnen die notwendige Freiheit zusichern konnte – und dies in einem Jahrhundert ohne Freiheit für Bürgerliche –, um das Werk zu verwirklichen, und ihrem Leben durch diese Aufgabe einen Sinn gab, so kann er es doch nicht gewesen sein, der sie formte und prägte!

Während der zweihundert Jahre, die der Templerorden existierte, wurden allein in Frankreich mehr als zweihundert Kirchen gebaut, romanische wie gotische, unter ihnen jene gewaltigen Bauten, die uns auch heute noch beeindrucken.

Dem steht entgegen, daß Salomo für einen einzigen Tempel fremde Hilfe herbeirufen mußte. Was unter der Ägide der Templer erbaut wurde, ist ein menschliches Wunder. Das Wunder eines Willens, der in die Tat umgesetzt wurde, der aber schon seit mehr als sechshundert Jahren vorhanden war. Ein Wille, dessen Ziel es war, eine festbegründete und sich im Gleichgewicht haltende Zivilisation zu fördern, wie die Technokraten sagen würden. Eine Förderung, die vor allem der handwerklichen Arbeit zugute kommen sollte.

Nach den barbarischen Invasionen und unter der Herrschaft barbarischer Grundherren war dies keine leichte Aufgabe ...

Obwohl der römische Materialismus den unterjochten Menschen ihre Tradition nahm, hatte er doch auch seine Vorteile. Die äußere Organisation war gut – besonders natürlich für die Römer. Die «pax romana» garantierte ein recht bequemes Leben voller Vergnügungen. Irgendwie ähnelte die römische Lebensart dem, was man heute «the American way of life» nennt. Der Mensch hat zu essen, zu trinken, kann in den Zirkus gehen. Er selbst jedoch ist nur eine Ertragsmaschine. Das drückt sich in den römischen Bauten aus: gigantisch, doch ohne Seele. Was man an manueller Fertigkeit gelernt hatte, war in den Bauten erhalten. Mehr nicht.

Und dann kamen die Barbaren. Jene, die man Germanen nennt, weil sie sich, irgendwo aus Eurasien kommend, eine Zeitlang in Germanien aufhielten, nachdem sie dort den germanischen Zweig der Kelten verdrängt hatten.

Sie waren im wahrsten Sinn des Wortes Barbaren: sie lebten in Stämmen zusammen, unfähig, so scheint es, zu kultivieren, unfähig, zu bauen.

Was man in Germanien an Wertvollem findet, wie die Hallstattzivilisation, entstand vor ihrer Zeit.

Drei Jahrhunderte lang stürzen sie sich stammweise auf das römische Reich, durchqueren es plündernd, brennend und mordend.

Wenn man Jullian² glauben darf, gab es vor den germanischen Invasionen sechszwanzig Millionen Gallier, nach der Eroberung nur noch zwölf.

Dreihundert Jahre war es die Hauptaufgabe der Einwohner Galliens, Italiens, Spaniens und Tingitaniens, sich zu verstecken, um zu überleben.

Diese Invasionen wurden durch Landbesetzungen gefestigt.

² Jullian, Camille; 1859–1955, franz. Geschichtsforscher.

Die Gallier z. B. lebten um das Jahr 600 n. Chr. unter folgendem System:

Eine regierende, kriegerische, barbarische und allmächtige Klasse hat das gesamte Land, die Besitzungen und die Menschen unter sich aufgeteilt. Praktisch hat sie damit das Recht über Leben und Tod aller, die nicht zur Rasse der Herrschenden gehören.

Da sie Krieger sind – und zwar nur Krieger und Plünderer –, die sich auch gegenseitig ausplündern, besteht die Politik ihrer Anführer nicht im Erzeugen, sondern im Vernichten. Auch ihre Bauten sind kriegsbezogen: Festungen, um das Geraubte zu verteidigen.

So bleibt es bis zum Jahre tausend und darüber hinaus. Die Not, der Hunger, die Unterdrückung und die Zerstörungen bringen die verzweifelten Bauern dazu, sich ebenfalls zu plündernden Banden zusammenzuschließen. Das Elend wurde dadurch noch größer.

Handwerkliche Leistungen (außer ganz wenigen Ausnahmen) und die Bestellung der Felder sind gleich Null. Niemand, weder das Volk noch die «führenden Klassen», denkt daran, Wissen – nicht einmal handwerkliches – weiterzugeben.

Das frühe Christentum

Es gibt Doktrinen in der neuen Religion, die die Kelten nicht so leicht übernommen hätten, wenn darin nicht etwas gewesen wäre, was sie angesprochen hätte: die Mutter Gottes, der Opferstein, die Erschaffung des Menschen durch Gott, die Unsterblichkeit der Seele, das Opfer vor der Wiedergeburt. Auch die Symbole: die Dreifaltigkeit, das Kreuz, die Gemeinschaft der Zwölf.

Aber sehr schnell wird die neue Geistlichkeit zu einem Instrument in den Händen der Herrschenden.

Chlodwig meinte, daß Soissons und Paris eine Messe wert wären, aber er dachte nicht daran, diese Messe gratis zu lesen. Er stellte sich vielmehr vor, daß er und seine Vasallen die Bischöfe ernannten, und zwar aus ihren eigenen Familien! Dieser «Wahl» durften dann Gallier, Leibeigene und Roßknechte zustimmen.

Diese politischen Praktiken hielten sich bis zur Französischen Revolution – von seltenen Ausnahmen abgesehen.

Keine andere Klasse mußte länger zivilisiert werden als die Feudalgesellschaft! Als sie sich zu organisieren beginnt – unzulänglich und auf dem Rücken des Volkes –, stellen die sarazenischen, dann die normannischen Invasionen alles in Frage.

Doch dann, ungefähr um das Jahr tausend, ändert sich plötzlich alles. Hören wir, was Raoul Glaber, Mönch von Saint-Bénigne aus Dijon, dazu meint: «Als das dritte Jahr nach tausend begann, machte man sich in der ganzen Christenheit und besonders in Italien und Gallien daran, die Kirchen zu erneuern. Selbst die, die nicht renoviert werden mußten, wurden von den Christen durch neue, schönere ersetzt. Es schien, als ob die Welt den Staub von ihrer alten Hülle abschütteln wollte, um überall das weiße Kleid ihrer neuen Kirchen anzuziehen ...»

Vor dem Jahr tausend gab es nur wenige oder gar keine Baumeister mit Talent. Außer einigen Prachtbauten, die deutlich byzantinisch sind, ist alles, was uns bis heute erhalten blieb, ziemlich erbärmlich und plump.

Nach dem Jahr tausend blüht die Romanik mit außergewöhnlicher Kraft auf.

Wo kamen plötzlich die Baumeister her?

Im Jahr tausend gab es 1108 romanische Abteien, die fast alle vor 950 erbaut worden waren und nach dem Jahr tausend ausgebessert wurden. Im 11. Jahrhundert kamen weitere 326 und im 12. Jahrhundert noch 702 Abteien dazu. Dies waren keine kleinen Bauten, besonders nicht jene, die im 11. und 12. Jahrhundert errichtet wurden. Unter diesen Abteien sind die von Cluny, von Charité-sur-Loire, von Tournus, von Jumièges und die zwei Abteien von Caen (getrennt für Männer und Frauen). Erstaunlich, daß man plötzlich nicht nur die nötigen Handwerker und Künstler findet, sondern auch Baumeister, die fähig sind, eine Basilika zu erdenken, sie materiell, geistig und geistlich zu erdenken!

Zwischen 1000 und 1300 wurden in Frankreich alle wichtigen Kathedralen, Kirchen und Abteien gebaut. In dreihundert Jahren! Fast alle wurden mehrmals gebaut oder wieder aufgebaut.

Zum Vergleich: Seit dem 14. Jahrhundert, also in sechshundert Jahren, sind in Frankreich nicht mehr als fünfzig architektonisch gelungene Bauten errichtet worden! Die meisten davon waren Schlösser.

Ich fürchte, man findet in den letzten 150 Jahren nicht einen einzigen architektonisch gleichwertigen Bau, trotz der Existenz von «Kunstakademien».

Überlegen wir: Wie viele Generationen von Maurern, Steinmetzen und Zimmerleuten brauchten wir heute, damit die Generation heranwächst, die fähig ist, etwas Gleichwertiges wie Chartres oder Amiens zu schaffen?!

Und all dies scheint bei den Baumeistern des Mittelalters – dem angeblich so finsternen – wie eine angeborene und selbstverständliche Gabe. Genie? Dann sollte man nachrechnen,

wie viele Bau-«Genics» notwendig gewesen wären, um allein all jene großartigen Bauten zu errichten, die wir heute noch kennen. Nicht gerechnet jene, die durch Zerfall, Aufgabe oder Vernichtung zerstört wurden!

Es gibt eine andere Erklärung, denn nichts wird aus dem Nichts verwirklicht.

Es muß ein sauberer Betrug stattgefunden haben!

Eine Verheimlichung des Reichtums.

Des menschlichen Reichtums.

Kirchen für das Volk

Ein bewundernswerter Mann kann mitten in der größten Barbarei *ein* bewundernswertes Werk schaffen. Doch die Geschichtsschreibung gibt nicht genaue Auskünfte, da sie immer nur subjektiv geschrieben werden kann. Die Architektur aber gibt sofort Auskunft über das technische Niveau der Baumeister und im weiteren Sinn über das Niveau der Menschen, für die die Bauten bestimmt sind.

Nur ein religiöses Bauwerk kann auf einen Schlag Auskunft geben, sowohl über die Baumeister als auch über die Menschen, für die es errichtet wurde. Dies gilt besonders für die christlichen und muselmanischen Bauwerke, da diese Religionen «populär» und nicht nur für Eingeweihte reserviert waren wie z. B. die ägyptische Religion.

Entscheidend aber ist, daß die Kathedrale die Kirche der Stadt ist, d. h. daß sie mit einem demokratischen Ziel erbaut wurde und daß diese Kathedrale Menschen belehrt, und zwar besser als die Abteien, die nur für die Mönche bestimmt waren.

Das ist eine Wirkung, für die wir den «Urhebern», die sie geschaffen haben, also u. a. dem Templerorden, Dank schulden.

Wenn auch nicht so augenscheinlich, weil keine Spuren zurückgeblieben sind, kann man doch sagen, daß diese weltgeistliche Belehrung sich auch auf die Landwirtschaft und den Handel erstreckte. Dazu gehörte der Geldhandel ebenso wie die Handwerkskunst, die sich daraus entwickelte, und auch die Erziehung, die von einer solchen Förderung abhängt.

Alle Wege führen zu den Templern

Dadurch wird der Templerorden zum ausführenden Organ einer Überlieferung, die aus den Zeiten der Invasion stammt und die der Boden war, auf dem der Orden erblühen konnte. Der Tempel hat seinen Ursprung bei den Zisterziensern, und diese stammen von Cluny, das wiederum auf Aniane zurückgeht, jene benediktinische Verschmelzung der Richtung von Fleury und der des keltischen Christentums des heiligen Kolumban.

Es ist verständlich, daß die Historiker in ihren Studien über das Phänomen «Templer» durch die *eine* Mission der neun Ritter, die Pilgerwege zu schützen, in die Irre geführt wurden. Sie sahen in dieser Aufgabe den Ursprung des Ordens, anstatt ihn dort zu suchen, wo man ihn findet: sechshundert Jahre vorher.

In Subiaco und Monte Cassino.

Die Nachkommenschaft

Bevor die Barbaren Rom zerstörten, brachten die Juden aus dem Orient eine Offenbarung mit ins Abendland.

Warum sie dies taten und welche Vorteile sie sich erhofften, braucht uns nicht zu interessieren. Immer gibt es Händler im Tempel, und der heilige Paul sagte selbst, oder man legte es ihm in den Mund, daß es nur gerecht sei, wenn Rom, seit es diese Offenbarung durch das jüdische Volk erhielt, dieses mit seinem Reichtum unterstützte.

Das zeigt, welch großer Wert von allen Seiten dieser Offenbarung beigemessen wird.

Dann überflutete die Barbarei mit ihren Invasionen das gesamte Römische Reich.

Bericht von einem Einsiedler

Damals lebte ein außergewöhnlicher Mann. Er hieß Benedikt. Benedikt aus Nursia. Ein Sabiner. Er wurde 480 geboren. Während der Invasionswirren und Freischärlerkämpfe lebte er als Einsiedler, ganz seinen Meditationen ergeben.

Der Ruf seiner Heiligkeit breitet sich aus, Anhänger strömen herbei. Also muß dieser Einsiedler Verbindungen mit der Welt gehabt haben, und wahrscheinlich hat er jene, die zu ihm kamen, beraten. Er gründet eine Gemeinschaft. Er gibt ihr eine Regel, deren Grundlagen Mäßigkeit, Intelligenz und Großmut waren.

Er öffnete die Pforten seines Klosters ohne Rücksicht auf Rang und Namen jedem, der wirklich Gott sucht. Nur Sektierer waren ausgeschlossen. Und er gab seiner Gemeinschaft einen regelmäßigen Arbeitsplan. Der volle Tag ist der handwerklichen Arbeit (sieben Stunden), dem Studium (vier Stunden) und den Gottesdiensten (vier Stunden) gewidmet. Über den Ursprung dieser Einteilung kann man streiten. Die einen sagen, daß sie von Benedikt von Nursia stamme; andere behaupten, daß sie die Übernahme einer anderen Regel sei, die unter der Bezeichnung «Regel des Meisters» bekannt ist. Wer war dieser «Meister»? Handelt es sich um eine Essenerregel? Wir können es nicht mehr feststellen, aber wir dürfen vermuten, daß der heilige Benedikt Kenntnis von früheren Verhaltensregeln hatte.

Die erste Renaissance der Antike

Die Mönche des heiligen Benedikt arbeiten hauptsächlich als Handwerker. Das war zweifellos lebensnotwendig. Da sie in einer geschlossenen Gemeinschaft leben, müssen sie das Land bebauen, um sich zu ernähren, und sei es noch so kümmerlich, wie es bei ihnen der Fall war. Auch müssen sie ihre Klöster selbst erbauen. Und ihre Abteien sind meistens Meisterwerke.

Schließlich beginnt Benedikt von Nursia eine Arbeit, die zum Fundament der ganzen christlichen Zivilisation wird: In einem Land, das durch Barbaren und Kelten in Feuer und Blut getaucht wurde, beginnt er mit der systematischen Sammlung der klassischen Manuskripte, die die junge Kirche – nach dem Prinzip «Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich» – vernichten wollte, weil sie sie für ketzerisch hielt.

Er gründete auch die wissenschaftliche Tradition der Benediktiner, die nicht abriß bis heute – und es ist wahrscheinlich, daß in seinem Kloster ein Stab von Gelehrten lebte.

Er, genauso wie seine Nachfolger, sammeln nicht nur Manuskripte. Auch die Werke der antiken Bildhauer werden in den Klöstern zusammengetragen. Die Sammlungen wurden im 16. Jahrhundert zerstört.

Zur Zeit Karls des Großen findet beispielsweise der hochwürdige Abt von Jumièges, Eginhard, nichts dabei, eine antike Gemme, die eine nackte Venus darstellte, als Siegel zu benutzen.

Als das Kloster Monte Cassino das erste Mal von den Barbaren zerstört wurde (die zweite Zerstörung erfolgte 1341 durch ein Erdbeben, die dritte 1943 durch amerikanische Bomben), retteten die Mönche noch vor den heiligen Reliquien jene wertvollen Manuskripte und brachten sie nach Rom.

Durch diese Mönche, also noch vor den muselmanischen Quellen, kennen wir Platon, Aristoteles, Pythagoras und die hellenistischen Alexandriner. Sie sind es, die von den letzten römischen Handwerkern, die eine Mauer hochziehen konnten, und von den Byzantinern in Süditalien, ja von Byzanz selbst Prinzipien des Steinbaus übernehmen und den romanischen Baustil entwickeln. Auch pflegen die Mönche von Monte Cassino stilrein jene Musik, die ihren Namen von dem benediktinischen Papst Gregor erhielt: die gregorianische. Durch den heiligen Benedikt und dessen Nachfolger kam griechisches Geistesgut ins Christentum.

Voltaire hielt die Gotik für barbarisch und noch mehr die Romanik. Kein Wunder! Wenn man so kirchenfeindlich ist wie er, dann ist man es total.

In der Französischen Revolution bezeichnete man abwer-

tend die Abteien wie z. B. Cluny oder Jumièges als «Steinbrüche»!

Die Romantiker jedoch weinten vor Enthusiasmus über den unbegreiflichen Genius, der diese Bauten in einem künstlerischen, heiligen Rausch errichtet hatte. Damals beginnt man zu begreifen, daß diese Monumente nach wissenschaftlichen Überlieferungen errichtet wurden, die noch nicht in kunsthistorischen Schubladen eingeordnet waren, sondern direkt von Euklid und Pythagoras stammten.

Man ahnt auch, daß sie nach astronomischen und irdischen Grundgedanken gebaut wurden, seltsamerweise ähnlich den größten Monumenten der Antike, und man erkennt, daß alle technischen Probleme fehlerlos gelöst wurden.

Als die Archäologen sich dann mit dem Studium der Harmoniegesetze befaßten und ihre Untersuchungen nach diesen ausrichteten, entdeckte man in den Bauplänen noch viele Beziehungen. Der wesentliche Teil der Grundgedanken für diese Bauten geht auf die klassische griechische Wissenschaft zurück. Also mußten die Baumeister, zumindest die der Romanik, diese Wissenschaft gekannt haben, und zwar nicht nur oberflächlich.

Die Baumeister der Romanik aber sind ausschließlich Benediktiner. Oder ihre Schüler.

Aber Architektur basiert nicht nur auf Philosophie und Geometrie, so wichtig sie auch sein mögen. Architektur verlangt vor allem Bewegung von Material, Materie. Eine Zivilisation ohne «Wirkende», ohne «Meister», ist tot, bevor sie gelebt hat.

Es sind die Nachkommen des heiligen Benedikt, und nur sie, die das Fortbestehen der handwerklichen Tradition sichern. Sie können es durch jenen Teil ihrer Ordensregel, der sich auf die obligatorische manuelle Arbeit bezieht. Diese Regel der

manuellen Arbeit wurde befolgt, solange der Orden existierte. Diese ständige Erforschung der Überlieferungen, gepaart mit einem mathematischen Wissen, das fortlaufend ergänzt wurde, erlaubte es den Mönchen des heiligen Benedikt, Kenntnisse wiederzufinden und weiterzugeben, die seit alters her nur «Eingeweihten» zugänglich waren.

Aber dieses Wissen konnte nicht hinter Klostermauern bleiben. Es mußte in die Welt getragen werden. Die Priester und die Bürger jedoch waren schutzlos der «führenden Schicht» ausgeliefert. Um das Wissen zu verbreiten, bediente man sich eines Tricks. Man erfand die «Laienbrüder». Sie waren keine Mönche, aber sie gehörten trotzdem zum Orden. Sie führten bis zu einem gewissen Grad ein weltliches Leben, aber sie konnten sich auf ihre geistliche Zugehörigkeit berufen, wenn Landesherrn oder Bischöfe versuchten, sie zu belästigen oder zu behindern. Dann konnten sie sich unter den Schutz des Ordens stellen oder sogar das Ordensgewand anziehen.

Diese Handwerker, Künstler und Meister lebten unter dem Schutz des Benediktinerordens, bis ein anderer Orden ihre Sicherheit und Freiheit garantierte. Dieser andere Orden waren die Templer.

Alle Brückenbaumeister des Mittelalters – und der Brückenbau war für die Zivilisation von immenser Bedeutung – waren unter dem Namen «Pontifexbrüder» bekannt. Sie standen unter dem Schutz der Benediktiner. Schon unter Karl dem Großen hatten die Baumeister und die Steinmetze soviel Kunstfertigkeit und Wissen erworben, daß sie für Eginhard, Historiker und Abt von Jumièges, die Kapelle Karls des Großen in Aix-la-Chapelle in byzantinischem Stil errichten konnten, und zwar so solid, daß sie die Jahrhunderte bis in unsere Tage überdauerte.

Die Vorstellung, daß Benedikt von Nursia, als er sein Kloster von Monte Cassino gründete und an der Wiederentdeckung alter Zivilisationen arbeitete – was sich nicht nur auf den «Bau» bezieht –, vielleicht bereits ahnte, daß daraus einmal die Kathedrale von Chartres entstehen würde, ist von beklemmender Großartigkeit.

Welcher präzise, sichere und weise Wille hat über mehr als achthundert Jahre eine ganze Welt gelenkt? Ja, wirklich ein Wille mit klarem Ziel, denn im Abendland waren die griechische Wissenschaft und römisches und byzantinisches Wissen kaum bekannt.

Der heilige Benedikt starb 547, sieben Jahre nach der Geburt des heiligen Kolumban. Der heilige Benedikt bewahrte für die Christenheit den Schatz der Klassik; derselben Christenheit vermachte der heilige Kolumban den geistigen Reichtum der Kelten.

Der heilige Kolumban war ein irischer Christ. Irland kam sehr früh zum Christentum, und dies weder durch brutalen Druck römischer Besatzer noch durch Bedrängung seitens christlicher Barbaren, sonst wäre in Irland dasselbe wie in allen anderen Ländern des druidischen Keltentums geschehen: so wie die römischen Christen und jene Chlodwigs¹ den Galliern das Christentum vergällt haben.

Irland hatte weder mit Rom noch mit den Barbaren zu tun, deshalb kam es reibungslos zum Christentum.

Wir wissen nicht sehr viel über die Druiden, aber die Leichtigkeit, mit der sie eine gewisse Form des Christentums annehmen, zeigt, daß sie diesen Ideen geistig sehr nahe gestanden haben. Nichts in dieser neuen Offenbarung stieß sie ab. Ja, sie hatten sie für das Jahr tausend erwartet! Weder die göttli-

¹ Chlodwig I.: Frankenkönig d. Haus der Merowinger, 466–511 (A. d. Ü.).

che Einheit noch der unsichtbare Gott, der das Universum in all seinen Formen in sich vereinigt, noch die Dreifaltigkeit, noch der Gott, der von einer Jungfrau geboren wurde (Merlin² wurde von einer Jungfrau geboren), noch der leibhaftige Gott, noch der göttliche Mensch, der ans Kreuz geschlagen wurde, noch die Auferstehung, noch die Unsterblichkeit der Seele. Dies alles lehrten ihre Priester schon vor der Christianisierung.

Ruft nicht der heilige Benno in seiner letzten Stunde aus: «Ich sehe die Dreifaltigkeit, Peter und Paul, die Druiden und die Heiligen...»?

Das gesamte Keltentum stürzt sich, angeführt von seinen Druiden, auf das Christentum. Doch die Hoffnungen brechen zusammen, als das Christentum in den Händen der germanischen Könige und ihrer Bischöfe zu einem Werkzeug der Unterdrückung wird. Irland, das erst der römischen, dann den barbarischen Eroberungen entging, bleibt zwar christlich, aber auf eine – wie man vielleicht sagen könnte – «druidische Art».

«Der heilige Kertigern», berichtet ein englischer Autor, «läßt wieder mehrere druidische Sitten aufleben und scheint eine Zeitlang in einer völlig druidischen Art zu handeln...» Derselbe Autor schrieb von dem König Diarmuid Mac Caerbhail (528), er sei halb Druide, halb Christ. Die «druidische» Konzeption des Christentums entstand in Irland. Nach Gallien kam sie durch den heiligen Kolumban, der feinfühlig von einem Benediktiner-Papst unterstützt wurde: Gregor I., dem heiligen Gregor dem Großen.

Im Jahr 600 gründet der heilige Kolumban das Kloster Iona

² Merlin, Ambrosius: um 480, sagenhafter Magier aus Wales. Gehört zum Sagenkreis um König Artus (A. d. Ü.).

im Trierer Raum. Man weiß nur wenig von seiner Regel. Sie ähnelte wahrscheinlich der des heiligen Benedikt, nur war sie wohl asketischer. Schade, daß man so wenig von ihr weiß, denn sie könnte uns viele Auskünfte über die Druidenlehre geben. Der heilige Kolumban war nämlich Druide und von Druiden erzogen.

In Irland ist die Aufgabe der Druiden klar festgelegt: So schlichtet der Orden der irischen Druiden-Barden einen Streit zwischen dem König und seinen Söhnen. Diese Rolle des Schiedsrichters – das ist genau eine der Aufgaben der Druiden.

In Gallien gründet der heilige Kolumban um das Jahr 600 Anegay, Luxeuil, Fontaine. Er reist viel. Er geht nach Rom, um Gregor den Großen zu besuchen, er geht zu den Lango-barden in die Gegend von Monte Cassino, er geht nach Friesland, nach Deutschland. Vielleicht ein Reisender mit höherem Auftrag...

Der Benediktinerorden entsteht in Italien, der Orden des heiligen Kolumban in Irland. Verwunderlich, daß die gemeinsame Entwicklung dieser beiden Orden und schließlich ihre Vereinigung sich hauptsächlich in Gallien vollzieht.

Doch dies ist nur auf den ersten Blick erstaunlich. Der Süden Italiens ist byzantinisch, mehr oder weniger wird er von byzantinischer Politik und orientalischen Einflüssen beherrscht. Rom wiederum ist der Schauplatz innerer Machtkämpfe, die wenig mit geistigen Auseinandersetzungen zu tun haben.

In Irland pendelt das Christentum zwischen den «römischen» Grundgedanken der neuen Religion und dem Zurückgreifen auf überheferte Formen eines Kultes aus vergangener Zeit.

Großbritannien erlebt in dieser Zeit die Invasionen der Sachsen. Sobald die Sachsen zum Christentum bekehrt sind, wollen auch sie, wie dies schon Chlodwig tat, die bretonische Kirche der sächsischen Geistlichkeit unterstellen.

Im Jahr 601 gründete der heilige Augustin das Kloster Canterbury. Dessen bretonische Mönche sind nicht bereit, sich der neuen angelsächsischen Kirche zu unterwerfen. Das Resultat: Die angelsächsische Armee tötet im Jahr 617 eintausendzweihundert bretonische Mönche in der Schlacht von Kerleon.

Auch die schottischen Mönche verlangten um dieselbe Zeit ihre völlige Unabhängigkeit von der angelsächsischen Geistlichkeit.

In Gallien ist die Lage anders. Alles wurde zerstört. Es gibt keine überlebende Tradition, die genügend Kraft hätte, die Entwicklung zu beeinflussen oder wenigstens sich zu bestätigen. Man ist ziemlich weit weg von Rom und seinen Machtkämpfen um Positionen in der geistigen Führung. Die Entscheidung, wer die Herrschaft gewinnt, bleibt lange offen, und so kann man sich in den verschiedenen Königreichen, Herzogtümern und Grafschaften verstecken.

Das «Oberhaupt» des Benediktinerordens spielt fünfhundert Jahre lang ein solches Versteckspiel!

590 wird ein Benediktiner Papst. Es ist Gregor I., der Große, der heilige Gregor, von dem das erste gregorianische Ritual stammt.

Und Gregor ist der erste, der das Werkzeug benützt, das der heilige Benedikt geschaffen hat. Und auch das, was ihm Kolumban aus Irland mitbrachte. Es gilt als erwiesen, daß Teile des Rituals der keltischen Kirche von Gregor in das gregorianische Ritual eingearbeitet wurden. Hauptsächlich in dem musikalisch-mathematischen Teil, der von den Mönchen

von Monte Cassino stammt und auf die David-Psalmen zurückgeht.

Zum ersten Mal zeigen sich die drei Pfeiler, auf denen die abendländische Zivilisation ruht: die Offenbarung Christi, die Denkleistung der Klassik und das keltische Wissen um die Materie.

In der christlichen Offenbarung steckt eine Fülle hebräischer Tradition, die sich allerdings von Jahrhundert zu Jahrhundert verringert.

So bestimmte die jüdisch-christliche Kirche der ersten Jahrhunderte, daß nicht ein einziger jüdischer Gesetzestext, einschließlich der Beschneidung, geändert werden dürfe! Diese Tradition reicht bis zur Kirche des Mittelalters, die nicht mehr davon ablegt als es bereits die Evangelisten taten; am wenigsten Paulus.

Im Gegensatz dazu breitete sich griechisches Geistesgut immer mehr aus. Besonders unter dem Einfluß der islamischen Schulen von Córdoba und Toledo.

Die keltische Tradition aber existiert an allen Plätzen, an denen es noch einen Kontakt zur Materie, zur Natur gibt. Die Überlieferung der Vorfahren bleibt lebendig. Das Volk der geheimnisvollen Steine findet zur Magie der Steine seiner Vorfahren zurück.

Wie es auch immer sei, Gregor I., der diese Verschmelzung beginnt, muß nicht nur außergewöhnlich intelligent gewesen sein, sondern auch außerordentlichen Weitblick besessen haben. Sein Anteil an der Blüte des Mittelalters ist beträchtlich. Er ist zu klug, um nicht zu erkennen, daß der Unterschied zwischen dem Druidismus und dem Christentum seiner Benediktiner nur äußerlich ist. Um das eine mit dem anderen zu verbinden, genügt es, äußerliche, formale Retuschen vorzunehmen – den inneren Sinngehalt braucht man nicht zu ändern.

Um die Vereinigung der beiden Richtungen zu verwirklichen, schuf er das gregorianische Ritual, dessen magische Handlung die Menschen tief bewegt. Um sein Ziel zu verwirklichen, kann er sich der weisen Mönche bedienen, die vom heiligen Benedikt in diesem Gebiet erzogen wurden. Sie werden seine Missionare bei den Anführern der Barbaren, bei den Bischöfen, die nicht weniger barbarisch sind, und bei jenen Völkern, die in ungesittete Zustände zurückgefallen sind. Diese Mönche brachten all diesen Stämmen sein gregorianisches Ritual. Eines der großen Verdienste Gregors I. war, daß er begriffen hatte, daß Gewalt in bestimmten Bereichen nichts einbringt. Er stellt sich deshalb gegen Martin³, jenen Pannonier⁴, der in Gallien heidnische Opferstätten und geweihte Druidensteine zerstörte.

«Ich habe entschieden», sagte Gregor, «daß es nicht richtig war, die Tempel der Heiden zu zerstören, nur ihre Idole hätte man zerstören sollen.»

Aber die Druiden hatten keine Idole, genausowenig wie die Kelten, und Gregor wußte das. Die einzigen Idole waren römische Götterbilder, und deren Zerstörung berührte die galische Bevölkerung bestimmt nicht.

Für ihren eigenen Glauben hatten die Gallier nur geweihte Plätze, die durch Bäume oder Steine gekennzeichnet waren, die aber nicht von Menschenhand zurechtgestutzt wurden. Diese geweihten Orte anerkennen hieß: die Grundlage der Druidenlehre offen im Rahmen der katholischen Kirchenlehre anerkennen. Kein Zufall, daß die Mönche sich auf den geweihten Stätten der Galher niederließen!

³ Der heilige Martin: in Pannonien geboren, wurde Soldat, dann Bischof von Tours (A. d. Ü.).

⁴ Pannonien: römische Donauprovinz.

Von diesen Plätzen aus begannen sie ihre Missionsarbeit, um die Anführer zu bilden, die Geistlichkeit zu formen und das Volk zu unterrichten.

Warum soll man diese Entwicklung nicht so darstellen, wie sie war: Die Benediktinerklöster nahmen den Platz der früheren druidischen Bünde ein, wurden Hüter des Rituals, Ratgeber der Großen, Lehrer des Volkes. Dieses Unternehmen betrieben die Mönche mehrere hundert Jahre lang mit einem festen Willen und einer bewunderungswürdigen Gewandtheit.

Diese Mönche mußten sich gegen die Bischöfe verteidigen, die alles versuchten, um sie zu beeinflussen und unter ihre Macht zu bekommen. Sie mußten sich gegen die Könige und Lehns Herren verteidigen, die bestimmen wollten, wer Abt wurde, um auch weiterhin die «Pfründe» denen zukommen zu lassen, die ihnen genehm waren.

Es galt, hier nachzugeben, dort fest zu bleiben, damit ihnen die Abteien nicht als «Ordenspfründe» weggenommen wurden.

Der Aufbau einer Abtei bleibt sieb immer gleich: zuerst die Umgebung landwirtschaftlich nutzbar machen, dann bauen, danach unterrichten. Jedes Ordenshaus wird zu einer Schule für Landwirte, Steinmetze, Zimmerleute, Handwerker und Geistliche. Die Geistlichen leiten die Verwaltung wie Lehns Herren und sind die ersten «Erzieher» des einfachen Volkes. Es ist interessant, quer durch die Geschichte jener Zeit zu verfolgen, wie die politischen oder militärischen Ereignisse mit der Verlegung des «eingeweihten» Kerns des Ordens in Wechselbeziehung steht.

Immer – immer! – ist der Ordenssitz außerhalb des Bereichs der königlichen Macht.

Die Eingeweihten des Ordens achteten darauf, friedlich mit

Äbten ihrer Wahl zu arbeiten und nicht mit denen, die ihnen durch weltlichen Druck aufgezwungen wurden.

Vom Lateran⁵ aus, auf Anregung Gregors I., ließ sich der «eingeweihte Kern» in Fleury-sur-Loire, am Knotenpunkt Frankreichs, Burgunds und Aquitaniens nieder. Es schien, als wenn sich alles nach dort in Bewegung setzte.

Als das Kloster von Fleury, das später Saint-Benoît-sur-Loire wurde, brannte, retteten die Mönche als erstes die wertvollen Manuskripte, die vollständigste Sammlung klassischen Wissens in dieser Epoche.

Als die fränkischen Könige die Loire überschritten und die Grenzen Aquitaniens veränderten, emigrierte das «Wissen». Es zog ins Burgund, dessen Herrscher seiner Arbeit mehr Verständnis entgegenbrachte. Vermutlich ging der «Kopf» des Ordens nach Saint-Seine. Fest steht, daß von Saint-Seine aus der Abt Witizza, nachdem er der Karolingermacht entkommen ist, sich nach Katalonien⁶, nahe Montpellier, und von da nach Aniane begibt, wo er den Namen Benedikt annimmt. Abt Witizza wurde der heilige Benedikt von Aniane. Hier in Aniane verbindet der heilige Benedikt endgültig seine Regeln mit denen des heiligen Kolumban, die sich ohnehin sehr ähnlich sind, zu einer gemeinsamen Regel. Klugerweise überläßt man es den Äbten, die Regeln so auszulegen, wie es für ihre Gebiete am zweckmäßigsten ist.

Kurze Zeit danach scheint die Ordensspitze wieder nach Glanfeuil zurückgekehrt zu sein, dann – auf der Flucht vor normannischen Plünderungen – nach Saint-Savin-sur-Gartempe, schließlich nach Saint-Martin-d'Autun (880).

⁵ Lateran: ehemaliger Palast des Papstes in Rom (A. d. Ü.).

⁶ Katalonien: besteht heute aus den Provinzen Barcelona und Tarragona. Damals war es eine von Frankreich abhängige Grafschaft, jedoch ohne Lehnspflicht (A. d. Ü.).

Von da aus brachte der Abt Bernon, der mehr als neunhundert Manuskripte mit alter Weisheit im Gepäck hatte, den Orden nach Gigny im Jura. Von dort zog er kurz darauf mit zwölf Mönchen in ein Gebiet, das ihm von Karl III. von Burgund gegeben wurde: nach Cluny.

Cluny bleibt bis zu den Kreuzzügen geistiger Mittelpunkt des Ordens.

Cluny

Das gesamte Streben der Benediktiner hat zu Beginn des 10. Jahrhunderts nur ein Ziel: Cluny.

Die Belege vergangener Überlieferungen waren gesammelt, ebenso die Eliminierung «dessen, was nicht passend war».

Im Alten Testament war der hebräische Teil auf die eingesegneten Überlieferungen reduziert: Moses, David und Salomo. Der Rest der jüdischen Schriften diente nur noch als Belehrungsparabel. Die Evangelien wurden mühsam für das Abendland adaptiert, wobei den Berichten des Paulus besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde und – für die «Philosophen» – dem Johannes-Evangelium.

Das griechische Wissen, das vom heiligen Benedikt gesammelt und durch die muselmanischen Auslegungen und Veröffentlichungen vervollständigt wurde, ist vorwiegend pythagoreisch und platonisch. Aristoteles, dem Weltlichen zugewandt, gewinnt erst im 13. Jahrhundert die Oberhand.

Der keltische Anteil, der in der Bevölkerung unterschwellig vorhanden ist und durch die christlichen Druiden – Pelagius (den man nicht vergessen darf), Patrick, Kolumban und später Malcachie – gepflegt wurde, vertritt sozusagen die «Materie». Der Dolmen wird zur Kathedrale und die Schwarze Jungfrau zur Mutter Gottes.

All dies setzt Kenntnisse voraus, die weit über intellektuelles Wissen hinausgehen. Die Abteien von Cluny, Jumièges, Tournus oder Moissac haben sich schließlich nicht von selbst gebaut!

Die christliche Überlieferung ist geschaffen. Die Zivilisation des Abendlandes auf christlicher Grundlage ist möglich.

Der Ausbau beginnt.

Bernon, der Abt, jener, der die seltenen und weisen Manuskripte mit sich führte, kam von Gigny mit zwölf Mönchen – zwölf, offensichtlich weil es zwölf Stämme in Israel gab, zwölf Stämme von Ismael, zwölf Jünger und zwölf Knoten nach druidischem Maß – auf ein Gebiet, das Karl III. von Burgund 910 dem Orden geschenkt hatte.

In Cluny.

In einem Wald.

«In Cluny», sagt der Abt Chaume, «beginnt die Wiederbelebung des geistigen Lebens Burgunds, so wie es im 7. Jahrhundert war, als man sich hier bemühte, die griechisch-romanische Zivilisation zu behüten.»

In Cluny begann auch noch etwas ganz anderes...

«Das Erbe von Witizza» (der heilige Benedikt von Aniane), sagt Dom Berlière, «das von Bernon nach Cluny übermittelt wurde, macht aus diesem Kloster den Bewahrer einer großen Tradition: Es wird für die nächsten zwei Jahrhunderte ein neues Monte Cassino, Sitz der Lehre für alle, die in die mönchischen Traditionen eindringen wollen, und gleichzeitig der Mittelpunkt intensiver Ausstrahlung auf die Christenheit.»¹

In der Schenkungsurkunde von Karl III. von Burgund wurde ausdrücklich gefordert: «Daß man hier mit äußerstem Eifer die Werke der Barmherzigkeit gegenüber den Armen, Bedürftigen, Besuchern und Reisenden pflegt.»

Im Jahr 932 verlangt eine Bulle des Papstes Johannes XI. von

¹ Dom Berlière: «Der mönchische Orden, von den Ursprüngen zum 16. Jahrhundert».

Odon, dem zweiten Abt: «Wir wollen, daß Euer Kloster mit all dem, was ihm gehört, losgelöst ist von aller Zugehörigkeit zu irgendeinem König, Bischof oder Grafen, wer immer dies auch sei.»

939 wird in einer neuen päpstlichen Bulle festgelegt, daß Cluny nur dem Heiligen Stuhl unterstellt ist: ad tuendum non ad dominandum, womit sogar die Einmischung des Pontifex maximus in die Angelegenheiten von Cluny ausgeschaltet wird.

Um 999, als Odilon Abt ist und wohl Auseinandersetzungen mit der Weltgeistlichkeit hatte, präzisiert Papst Gregor V. erneut: «Wir bestimmen, daß kein Bischof, kein Priester zur Priesterweihe oder zur Weihe einer Kirche, eines Priesters, Diakonen oder zur Messe in dieses ehrwürdige Kloster kommen darf, wenn er nicht vom Abt des Klosters eingeladen wurde.»

Im Jahr 1027 lehnt Papst Johannes XIX. es strikt ab, dem Kloster den Kirchenbann aufzuerlegen oder es zu exkommunizieren.

All diese Privilegien wurden offensichtlich durch Benediktiner-Päpste, die in jener Zeit besonders zahlreich waren, und mit Zustimmung der Herzöge von Burgund und der Grafen von Mâcon gewährt. Die Bischöfe wurden erst gar nicht mehr gefragt. (Diese Privilegien erhält fast im gleichen Wortlaut später der Templerorden).

Daraus erkennt man, daß alle Maßnahmen getroffen wurden, damit Cluny in seiner Arbeit durch nichts gehindert wurde. Cluny brauchte und erhielt völlige geistige Bewegungsfreiheit, genauso wie es mit Unterstützung der Herzöge von Burgund von jedem politischen Druck verschont bleibt. Sein Einfluß ist beträchtlich, sowohl durch seine Ausstrahlung wie durch die Ausbildung der Mönche als auch durch

seine «Ableger», die man überall in christlichem Gebiet ansiedelt.

Insgesamt ordnen sich dreizehnhundert Klöster unter die neue Regel von Cluny, die von Odon gänzlich umgearbeitet wurde.

Diese Regel reduziert nochmals die Zeit für manuelle Arbeiten der geistlichen Mönche: «Die verschiedenen Tätigkeiten, die das Leben eines großen Klosters verlangt, und die landwirtschaftlichen Arbeiten verbleiben bei den weltlichen Mönchen (laici monachi), den Inhabern von Pfründen, den Landarbeitern und den Leibeigenen.»²

Die geistlichen Mönche widmen sich der Verwaltung, dem Studium, der Lektüre, der Schönschreibekunst, der Illuminierungskunst, der Architektur, der Bildhauerei und der Malerei. Die Gebiete der Klöster von Cluny waren – wie damals üblich – sehr groß. Doch der Orden behielt nur die «Geschäftsführung» oder den Besitzanspruch, alle landwirtschaftliche Bebauung legte man in weltliche Hände. Im allgemeinen sind es nicht mehr die Mönche, die kultivieren. Sie sind nur noch die Lehrer.

Nach diesem System arbeiten später auch die Komturciei des Templerordens.

Alle Handwerkskünste sind praktisch in den Klöstern vertreten, von denen einige, wie das Mutterhaus Cluny, zu richtigen Städten wurden. Dort lernen die Handwerker ihr Metier, üben es aus, bis sie ohne Beeinträchtigung des Klosterlebens weggehen können und es den Meistern ihres Faches erlaubt wird, Zünfte zu gründen.

Cluny und seine Nebenklöster waren die ersten Stationen, von denen aus überliefertes Wissen für die Errichtung religiö-

² A. Chagny: Cluny et son empire.

ser Bauwerke angewendet wurde. Die erste Kirche von Cluny – Cluny I – wurde vom Abt Bernon 915 begonnen. Ein halbes Jahrhundert später wurde Cluny II erbaut, wahrscheinlich unter Abt Aymar.

«Die Kirche war, falls nicht das erste, so doch eines der ersten Beispiele für einen Typ, dem Lefèvre-Pontalis die Bezeichnung (benediktinischer Plan) gab.»³

Dieser benediktinische Plan wird in der Folgezeit immer wieder angewendet bis zur Kirche von Mont-Saint-Michel, die 1023 begonnen wurde.

Nachdem man einen dem Orden gemäßen architektonischen Stil gefunden hatte, beeilte sich Cluny, ihn zu benützen und zu verbreiten. Vielleicht sogar als architektonisches Signum des Ordens.

In diesem Zusammenhang muß auch Guillaume von Volpiano erwähnt werden, einer der wenigen Architekten, dessen Name uns überliefert wurde. Guillaume von Volpiano, der mit Sicherheit in Cluny war und der sich wahrscheinlich auch an den Arbeiten an Cluny II beteiligte, ist ein aus Italien stammender Baumeister-Mönch. Er erbaute die Abtei von Saint-Bénigne in Dijon, deren Abt er möglicherweise war. Die Normannen hatten sich verpflichtet, die von ihnen verwüstete Normandie wieder aufzubauen, und es ist der Baumeister-Mönch Volpiano, der dieses Unternehmen leitet.

Er selber baut Fécamp im Jahr 1003 und Bernay im Jahr 1013 wieder auf, gleichzeitig bildet er die Schüler aus, die im Jahr 1034 Le Bec-Hellouin, Jumièges und das Männer- und Frauenkloster von Caen erbauen.

Der Italiener Volpiano, der in Burgund sein architektonisches Können erlernte, trägt zwar das Wissen von Cluny,

³ A. Chagny: Cluny et son empire.

aber nicht die Formen weiter. Er baut unter dem Himmel der Normandie nicht den Stil des Burgunds, sondern den der Normandie. Seine Architektur paßt sich der Landschaft, der Luft und auch dem Geist der Bewohner von Neustrien⁴ an.

Und dem Baumaterial, das er verwendet.

Diese Anpassung der Architektur an die Landschaft ist bemerkenswert. Man findet sie in der Romanik von Aquitanien, der Auvergne oder der Loire wieder.

Dieser Geist der architektonischen Anpassung dringt auch nach Cluny (während Eginhard beim Bau von Aachen noch das Byzantinische betonte).

Volpianos «Schüler» gehören zu den bemerkenswertesten Baumeistern des Abendlandes. Sie – zumindest ihre geistigen Nachfolger – sind für die gesamte englische Gotik verantwortlich.

Es dauert nur ein Jahrhundert, dann ist Cluny führend im abendländischen Kirchen- und Klosterbau.

Dann, im Jahr 1088, beginnt Hugo I., der heilige Hugo, den Wiederaufbau der Stiftskirche des Ordens nach einem gewaltigen Plan. Die Bauzeit dauert ungefähr dreißig Jahre.

«Die Abtei breitete sich nach allen Seiten aus, von überall zog sie Arbeiter für ihren Hauptbau zusammen. Die geschicktesten Bildhauer und die bemerkenswertesten Maler aus der großen Mönchsfamilie von Cluny halfen bei diesem Werk.»⁵ So, die Meister sind also bereit!

Eines gilt es festzuhalten: Der Benediktinerorden erdachte, erschuf und haute die Romanik als Tempel für Mönche. In

⁴ Neustrien: eines der drei von Chilperich gegründeten Königreiche. Zu ihm gehörten die Gebiete zwischen Loire, Bretagne, Ärmelkanal und Maas (A. d. Ü.).

⁵ A. Chagny: Cluny et son empire.

ihm finden sich die Eingeweihten zusammen, nicht die Öffentlichkeit!

Doch solche Bauten reichen nicht aus, um Bildung zu vermitteln. Hierfür braucht man ein Bauwerk, das unmittelbar und aus sich selbst «beeinflußt».

Aus sich selbst, ohne kirchliche Rituale!

Aber auf diesem Gebiet kennt sich die mönchische Romanik nicht aus. Um dies zu schaffen, ist die Kenntnis bestimmter geheimer Gesetze nötig. Man muß um die richtige «Behandlung» des Steins wissen; ein Wissen, das die Baumeister bestimmter Dolmen⁶, die Baumeister bestimmter ägyptischer und die Baumeister bestimmter griechischer Monumente ebenso besaßen wie die Baumeister des Tempels Salomos.

Herakles ging die Goldäpfel im Garten der Hesperiden suchen, Jason das Goldene Vlies, Moses die Gesetzestafeln.

Diese Gesetzestafeln sind in der Bundeslade aufbewahrt.

Die Bundeslade befindet sich in Jerusalem ...

Die Reihe setzt sich jetzt fort:

Pierre de Molesmes, Benediktiner, gründet den Zisterzienserorden.

Im Jahr 1096 setzt Odon de Lagery, ehemaliger Prior von Cluny, der als Papst Urban II. hieß, die Idee der Kreuzzüge in die Tat um.

⁶ Dolmen: tischförmig gebautes, urgeschichtliches Steingrab (A. d. Ü.).

Die Kreuzzüge

Die erste Idee zu einem Kreuzzug dürfte Sylvester II., der Papst des Jahres tausend, gehabt haben. Er versprach all den adligen Raufbolden, die sich, wann immer es ging, gegenseitig beraubten, den «Frieden in Gott». Dieser Sylvester II. war der ehemalige Benediktinermönch Gerbert!

Dieser Papst ist in vieler Hinsicht eine seltsame Figur, die in der Kirchengeschichte nicht gerade den Ruf großer Heiligkeit hat.

In seiner Jugend war er Schäfer, wurde dann Novize in Saint-Géraud-d'Aurillac, wo er bereits durch seine außerordentliche mathematische und physikalische Begabung verblüffte. Er war so intelligent, daß der Prior einen Prinzen von Aragon, der eines Tages im Konvent von Aurillac abstieg, gefragt haben soll, ob er in seinem Land keinen Lehrer wüßte, der den jungen Gerbert unterrichten könnte, da sie im Konvent nicht mehr dazu in der Lage wären. Der Prinz sagte ja, und der Novize Gerbert ging mit ihm nach Spanien. Er studierte an spanischen Universitäten, entweder in Toledo oder in Córdoba, wo arabische und jüdische Wissenschaftler Lehrstühle innehatten.

Das Abendland verdankt Gerbert die Einführung der arabischen Zahlen und wahrscheinlich auch die Algebra. Er war ein sehr guter Astronom, Erfinder eines Sternhöhenmessers. Seine Erklärung der Sternbewegung durch die Armillarsphäre brachte ihm die Bewunderung seiner Schüler ein. Die Beschreibung einer Mondfinsternis durch seinen Schüler

Glaber zeigt, daß Gerbert sehr genau über das Sonnensystem informiert war. Außerdem verbesserte er die Orgeln seiner Zeit. Er war ein friedlicher Mensch – die Einführung des «Gottesfriedens» beweist es –, und er ist der erste, der die Kreuzzugs-idee aussprach, die einhundert Jahre später Urban II. verkündete

Wahrscheinlich hatte Sylvester II. nicht die Absicht, gegen die Muselmanen zu kämpfen, denn wenn er das gewollt hätte, wären die Muselmanen in Spanien die richtigeren Gegner gewesen als jene in Palästina.

Ihn interessierte nur das Heilige Land; und er sah zweifellos in Jerusalem etwas anderes als einen heiligen Ort, das Zentrum der Welt. Als vielseitig gebildeter Mann der Wissenschaft mußte er zwangsläufig versuchen, die Grundlagen der Gesetzessteine kennenzulernen, denen die muslimanische Zivilisation wahrscheinlich so viel verdankt.

Wie es auch immer gewesen sein mag, seit Sylvester II., seit dem Jahr tausend, ist Jerusalem ein Ziel der Benediktiner. Aber über dieses Ziel wird nicht gesprochen, bis alle Vorbereitungen getroffen sind. Diesen Vorbereitungen widmet sich Cluny, und die Vorbereitungszeit steckt voller seltsamer Ereignisse.

Der Benediktinerorden, gleichviel unter welchen Äbten, legte immer den größten Wert darauf, sein geistiges Zentrum außerhalb des Machtbereichs der fränkischen Könige anzusiedeln. Er vertraute sich lieber den Aquitanern, den Katalanen und den Burgundern an als den Erben Chlodwigs.

Hielt er sie für ungebildet? Möglich, denn keiner dieser Merowingerkönige hat durch Intelligenz oder durch moralische Leistungen gegläntzt. Aber als Cluny gegründet wurde, ereignete sich etwas, das die Dinge änderte:

Mehr als hundert Jahre lang verwüsteten die Normannen die

westlichen Landstriche. Karl III., König von Frankreich, überließ einen Teil von Neustricien einem gewissen Ganger Rolf, Rollo, Norweger, der ein solcher Hüne war, daß er nur zu Fuß ging, weil jedes Pferd unter seinem Gewicht zusammengebrochen wäre.

Dieser Norweger Rollo war kein Germane aus den Ebenen der Ukraine, denn diese Germanen waren nicht bis nach Norwegen vorgedrungen. Rollo und seine Männer waren Kelten wie die alten Skandinavier:

«Die alten ersischen Gedichte verraten», sagt Michelet, «daß die druidischen Riten unter den Skandinaviern bekannt waren und daß die bretonischen Druiden von ihnen Hilfe erhielten, wenn sie in Gefahr waren.» (Nach «Ossians Cathlin», II, S. 216)

Als die Skandinavier das Christentum annahmen, taten sie es nicht wie Chlodwig, um «davon zu profitieren». Sie hatten zwar zuerst Abteien zerstört, aber sie errichteten neue. Zum Beispiel: Le Bec-Hellouin, in der die Jugend der Normandie unterrichtet wurde, darunter auch Wilhelm, der Sohn Tankreds von Hauteville, des Landesherrn von Cotentin.

Und jetzt beachten wir die chronologische Entwicklung:

1034 wurde Le Bec-Hellouin gegründet.

1042 besetzt Wilhelm von Hauteville, Sohn Tankreds, Apulien.

1059 wird Robert Guiscard de Hauteville Herzog von Apulien und Kalabrien.

1060 nimmt er Messina ein.

1082 vertreibt er durch den Sieg von Durazzo über Alexios Komnenos endgültig Byzanz aus Italien.

1085 ist er in Syrakus.

1090 in Malta.

Papst Gregor VII., der den Kalender erneuert, jener Papst von

Canossa, der als Benediktinermönch Hildebrand hieß, begünstigt, soweit dies in seinen Kräften steht, die normannische Herrschaft in Unteritalien.

1096 ist es dann soweit: der Benediktiner-Papst Urban II. treibt den ersten Kreuzzug voran.

Man muß zugeben, daß diese Absicherung des Weges nach Jerusalem und die Besetzung der Marschetappen durch die Normannen wirklich zielsicher vorangetrieben wurden.

Während dieser Zeit – 1066 – treibt der Benediktinermönch Lanfranc, Lehrer in Bec-Hellouin, mit allen Mitteln die Eroberung Englands durch eben diese Normannen voran, als ob es darauf ankäme, den Rücken des Abendlandes gegen die Sachsen, denen man genauso wie den Franken mißtraute, zu sichern. Nach dem Mönchsblutbad von Kerleon war das Mißtrauen berechtigt.

Und wieder ist es ein Normanne, der die erste «Erkundung» unternimmt. Zufall?

Sein Name: Roussel de Bailleul, ein normannischer Abenteurer, der, aus dem Königreich Beider Sizilien¹ kommend, sich und seine Truppe in den Dienst der Byzantiner stellt. Er erobert 1073 Lykaonien², Galatien³. Byzanz, das plötzlich Angst bekommt, ruft die Muselmanen zu Hilfe, und Roussel wird am Berg Sophon vernichtend geschlagen. (Man versteht, daß von da an die Kreuzfahrer den Herrschern von Konstantinopel gegenüber mißtrauisch wurden.)

In dieser Zeit betreiben die Mönche auch die Christianisierung Armeniens und bemühen sich auch hier erfolgreich, die Bildung zu fördern.

¹ Königreich Beider Sizilien: bestand seit 1043 aus Neapel und Sizilien.

² Lykaonien: kleinasiatisches Land, Hauptstadt Iconium.

³ Galatien: ebenfalls kleinasiatisches Land (A. d. Ü.).

Wirklich alles nur Zufälle, die sich um den Orden des heiligen Benedikt ereignen?

Und dann endlich das «Kreuzzugunternehmen»: ein Erfolg auf der ganzen Linie, der unseren heutigen Werbetextern und politischen Propagandisten unbegreiflich ist.

Man muß bedenken, daß es keine Presse gab, kaum Möglichkeiten, Nachrichten zu übermitteln und miteinander Verbindung zu halten!

Sicher haben einige zehntausend Benediktiner das Ihrige dazu getan, jeder in seinem Gebiet – aber trotzdem! Eigentlich war es nur ein Unternehmen, das die Adligen, die «Leute des Schlosses», betraf. Denn es ging um Kampf, und der Kampf war den Edlen vorbehalten. Weder Leibeigene noch Bauern oder Bürgerliche hatten das Recht, Waffen zu benutzen, geschweige denn zu besitzen.

Nur eine Parole gibt es: «Erlöst die Heiligen Stätten!»

Sie wird unterstützt durch einen Befehl von oben: «Gott will es!»

Aber hinter vorgehaltener Hand spricht man von Eroberung, Abenteuern, von Königreichen, die gegründet, Lehnsgütern, die verliehen werden.

Unwillkürlich denkt man dabei an Beeinflussung durch Zauberei, an Massensuggestion. Ich weiß nicht, was es war; vielleicht das, das schon die Kelten des Brennus⁴ nach Rom, Delphi und Anatolien in Marsch setzte.

Sie wirkt immer wieder, die alte Verzauberung! Sogar zu viel! Man brauchte Kämpfer, aber man erhält eine Volksmenge ohne Waffen, ohne Ausbildung, ohne Oberaufsicht, ohne Führer. Sogar Kinder ziehen mit. Doch weder die Bürgerlichen noch die Kinder kommen an. Sie bleiben in den er-

⁴ Brennus: Anführer der Kelten aus Sens (A. d. Ü.).

richteten Etappen hängen, nur die Kampftruppe erobert Jerusalem.

Jerusalem fiel am 14. Juli 1099 nach langwieriger Belagerung und einem verlustreichen Angriff.

Die Eroberung fand zweimal statt. Zuerst wurde die Stadtmauer erstürmt, doch dann zogen sich die Verteidiger zum Söller des alten Tempels Salomos zurück, der jetzt Haram-al-Scherif genannt wurde.

Auf dieser Anhöhe erhoben sich zwei Moscheen: die Qubbat-el-Aksa (die Selige), die im Jahr 637 von Omar errichtet wurde, und die Qubbat-al-Zakhra, die später unter dem Namen Templum Domini bekannt wurde.

Die El-Aksa war – und ist – eine achteckige Konstruktion, deren Mitte von einer kleinen Kuppel gekrönt wird, die sich über einem flachen Felsen erhebt. Dies ist ein heiliger Platz, sowohl für die Juden, da hier der Tempel Salomos stand, als auch für die Muselmanen, da die Kuppel über jenem Fels errichtet wurde, von dem der schlafende Mohammed in Allahs Himmel emporgehoben wurde.

An diesem Platz zusammengedrängt, kämpften die letzten Verteidiger der Stadt verbissen. Die «Anonyme Geschichtsschreibung des Kreuzzuges» beschreibt den Kampf so: «Nachdem sie in die Stadt eingedrungen waren, verfolgten und massakrierten unsere Pilger die Sarazenen bis zum Tempel Salomos, wohin diese sich zurückgezogen hatten und wo sie den unseren den fürchterlichsten Kampf des ganzen Tages lieferten, so grausam, daß der ganze Tempel von Blut triefte.» Und in der Moschee selbst gab es laut Wilhelm von Tyrus «ein solches Blutbad, daß die Unseren bis zu den Knöcheln im Blut waten».

Während des furchtbaren Massakers legten die Kreuzfahrer Feuer auf die Synagoge, in die sie die Juden eingeschlossen hatten. Aus Rache, weil sich die Juden einige Jahre vorher an dem Massaker der Fatimiden gegen die Christen, die in der Stadt wohnten, beteiligt hatten. Damals wurde ein Patriarch niedergemetzelt.

Trotz Blut und Grausamkeit – das Ziel der Kreuzzüge war erreicht: die Christen besaßen Jerusalem. Dies war ein religiöses Ziel, und die lateinische Geistlichkeit, die die Truppen begleitete und nicht protestierte, als sich Baudouin von Boulogne die Gebiete von Edessa und Bohemund von Tarent das Fürstentum von Antiochia aneigneten, hatte die Absicht, Jerusalem als «Land der Kirche» zu proklamieren. Aber die Adligen lehnten sich dagegen auf und stellten sich hinter Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, der sich weigerte, dort eine Krone zu tragen, wo Christus die Dornenkrone getragen hatte.

Er legt sich den Titel «Verwalter des Heiligen Grabs» zu und läßt sich an dem historischen Platz des Tempels Salomos nieder, dessen Verteidigung so erbittert war.

Sein Neffe, Baudouin II., räumte den Platz im Jahr 1118 zu Gunsten der neun armen Tempelritter.

Während dieser Zeit bereitete der Zisterzienserabt Etienne Harding sich und seinen Orden auf die Entschlüsselung eines heiligen «Dokuments» vor, das aus dem Heiligen Land kommen sollte.

Das, was für die christliche Zivilisation wichtig war, bereitete sich in Cluny vor. Es war das Ergebnis einer langen, mühevollen Arbeit. Es ging von den Zisterziensern aus und wird in Clairvaux in Bewegung gebracht und von der christlich-europäischen Templerorganisation in die Tat umgesetzt.

Der Templerorden

Der Templerorden ist das Produkt der abendländischen Entwicklung. Ein Resultat, das von langer Hand vorbereitet wurde. Seine eigentliche Mission liegt im Abendland, die Verteidigung des Heiligen Landes ist nur eine Art «Anlaß»: Anlaß zur Erprobung, ein Mittel zum Machterwerb, denn durch die Verteidigung des Heiligen Landes bekommt der Orden «Publizität». Aufgrund dieser Verteidigung erhält der Orden Schenkungen, die er sicher nicht bekommen hätte, wenn nur seine Aufgabe für das Abendland bekannt gewesen wäre.

Außerdem, wie auch Marion Melville bemerkte, wird nirgendwo in der Ordensregel die erste offizielle Mission des Templerordens erwähnt: die Bewachung der Pilgerwege. Vergißt sie der heilige Bernhard? Das einzige, was er tut, er fordert die weltliche Ritterschaft auf, sich der Templermiliz anzuschließen. Auch ist die Beschreibung der dem Orden übertragenen weltlichen Aufgaben neu formuliert: Aufgaben, die bis dahin bei den Klöstern lagen.

Zum gleichen Zeitpunkt, zu dem der heilige Bernhard die Templer durch ihre Ordensregel bevollmächtigte, Länder, Häuser und Leute, die sie bewirtschaften sollen, zu erwerben, verbietet er seinem eigenen Orden, künftig Länder, Häuser und Leute anzunehmen!

Übrigens übertrugen die Benediktinerabteien nach und nach ihre Länder den Templern, und zwar bis zur Auflösung des Ordens.

Und immer öfter sind es die Templer, die in ihren nach außen abgeriegelten Plätzen den Kunsthandwerkern und religiösen Baumeistern Wohnung und Schutz gewähren und ihnen größte Freiheiten einräumen.

Nachdem sie bereits gegen weltliche Übergriffe durch kirchliche Privilegien geschützt waren, gewährte ihnen der Papst auch noch Privilegien gegen die weltliche Geistlichkeit und befreite sie damit von jeder Vormundschaft.

Dies führte zu einem Staat im Staat mit der Gefahr eines Mißbrauchs dieser Macht. Es scheint, daß man diese Gefahr durch eine harte Disziplin eindämmte – und durch die Möglichkeit, anfällige Charaktere als Ritter nach Palästina auf die Kampfstätten zu schicken.

Jedoch mußte diese strenge Disziplin durch Männer, die selbst jeder Versuchung widerstanden, überwacht werden; und hier stellt sich die Frage: Wer waren diese «inneren Lenker»? Obwohl es nirgendwo ausdrücklich gesagt wird, gibt es keinen Zweifel, daß es zwei Kategorien von Templern gab: Mönche und weltliche, oder richtiger: halbweltliche, die unter einer mönchischen, oder zumindest militärischen Regel lebten.

Dies ist das Korps der Rittermönche, das den Kern des Templerordens bildet.

Als Historiker die Gräber auf Templerfriedhöfen öffneten, waren sie erstaunt, manche Körper nicht in Särgen vorzufinden, sondern in der Erde mit dem Gesicht nach unten. Sie fragten sich, ob es sich dabei um einen letzten Demutsakt handelte oder um eine Imitation gewisser Beerdigungsrituale des Sufismus.

Doch war dies nichts anderes als das Beerdigungsritual der Zisterziensermönche, das auch heute noch angewandt wird. Der Körper des Mönchs wird mit seinem Gewand auf einem

Brett befestigt und dann mit dem Gesicht nach unten in die Grube gelegt.

Das, was die Forscher ausgegraben hatten, waren die sterblichen Reste der «wahren» Templer: der Mönche. Nur diese hatten ein Noviziat durchstehen müssen, das durch die Regel ausdrücklich vorgeschrieben und dessen Dauer nicht festgelegt war, sondern vom Meister für jeden einzelnen festgesetzt wurde. Dieses Noviziat schloß ganz kategorisch ein einführendes Ritual ein. Wäre dem nicht so gewesen, hätte das Noviziat nicht individuell festgelegt werden müssen.

Während der Verhöre zum Templerprozeß beschwerte sich ein alter Ritter verbittert, daß er viele Jahre hatte warten müssen, bevor er als Mönch anerkannt wurde. Jahrelang hatte er als Novize niedrige Arbeiten verrichten müssen, obwohl er doch aus einem echten Rittergeschlecht stammte. Es scheint übrigens nicht zu stimmen, daß für diese Rittermönche eine adlige Geburt Voraussetzung war, zumindest findet sich kein Hinweis in den Schriften des heiligen Bernhard.

Von den Tempelrittern, die nicht für das Kloster, sondern nur für die Truppe gedacht waren, verlangte man allerdings, daß sie adlig, aus guter Familie und nicht von unehelicher Geburt waren.

Diese Ritter dienten dem Tempel mehr oder weniger als weltliche Brüder, entweder zeitlich begrenzt oder auf Lebenszeit. Sie legten keine Gelübde ab, sondern gaben nur bei ihrer Einführung in die Hände des Würdenträgers Gehorsamsversprechungen: kein Eigentum zu besitzen, die Bräuche und Sitten des Ordenshauses zu respektieren, das Heilige Land zu bewachen und, was allerdings ein ganzes Programm ist, «niemals zuzulassen, daß einem Christen durch Unrecht oder Unvernunft Gewalt angetan oder sein Gewissen unterdrückt wird».

Mönchsritter und weltliche Ritter trugen dasselbe Gewand, so daß sie von Laien nicht unterschieden werden konnten. Sie kämpften zusammen, aßen zusammen – zwei aus einem Napf –, besaßen dieselben Waffen, gehorchten denselben Regeln, schliefen in gleichen Zellen und hatten nach außen hin dieselben religiösen und weltlichen Aufgaben. Bei solchen Voraussetzungen war eine Unterscheidung unmöglich. Vielleicht waren selbst die Ritter dazu nicht in der Lage, aber es ist überliefert, daß innerhalb der Ritterschaft eine kleine eingeweihte Gemeinschaft existierte. Die Lenker, die «Häupter». Die Mönche wurden sorgfältig ausgewählt, die Krieger weniger. Der heilige Bernhard ließ dies stillschweigend zu.

Bestimmt ist es vorgekommen, daß diese Burschen «wie die Templer» fluchten, sich der Völlerei hingaben und immer etwas «Superbes» zur Schau stellten, aber die strenge Disziplin, die im Korps regierte – besonders in der militärischen Truppe – zwang sie, nicht zu sehr aus der Reihe zu tanzen. Außerdem zögerte man nicht, sie auszustoßen, wie dies mit Floyran, dem Exprior von Montfaucon, geschah, der dann als Hauptdenunziant beim Prozeß auftrat.

Auch war in der Basis bereits jener Dualismus verankert, auf dem die ganze Organisation des Tempels aufgebaut wurde.

Außer den Rittern gehörte ein Sergeantenkorps zum Orden, das sich aus Nichtadligen zusammensetzte, die zwar im «Tempel» dienten, aber anscheinend keinen Ordenseid abgelegt hatten. Aber es war nicht ausgeschlossen, daß ein Sergeant Novize und später sogar Mönchsritter werden konnte.

Sie waren genau wie die Ritter – wenigstens in Palästina – berittene Kämpfer, fast genauso bewaffnet wie die Ritter, verfügten aber über weniger Pferde. Die meisten «Verwalter» der Tempelhäuser waren Sergeanten mit einem Kommandeurtitel.

Nach der Templerregel gab es für die Kategorien verschiedene Gewänder: den weißen Mantel für die Ritter, den blauen für die Sergeanten.

Im Jahr 1114 gab ihnen der Papst das rote Kreuz, das auf der linken Schulter getragen wurde, worauf das Geschichtswerk «Die französische Monarchie» hinweist (Bd. 2, S. 185), und wie man es auch bei dem «Templer im Gebet» in einem Kirchenfenster von Saint-Denis sehen kann.

Was war dieses «Templer-Kreuz»? Auf alle Fälle war es über lange Zeit Anlaß für Kontroversen. Es wurde auf die verschiedenste Art gedeutet (die Tatsache, daß man sich nicht einigen konnte, läßt vermuten, daß es nicht nur ein, sondern mehrere Kreuze gab).

Einige haben die Form des Kreuzes als unwichtig abgetan. Doch wer dies tut, verkennt den Wert eines Emblems, und zwar sowohl den heraldischen als auch den informativen Wert. So ist das lateinische Kreuz, das am «Fuß» länger ist, das Kreuzigungssymbol; es ist die direkte Darstellung eines Hinrichtungsinstruments, es ist aber auch das Symbol des Gottes, der auf die Materie genagelt ist. Und es ist der Kreuzgrundriß der gotischen Kirchen!

Das Malteserkreuz, dessen acht Zacken den acht Seligpreisungen entsprechen, ist ein «Meditations»-Kreuz, in geometrische Formen aufgelöst.

Das Templerkreuz, das man – wenn auch ungenau – in den Wappen der Großmeister auf den Siegeln findet, entsprach wahrscheinlich dem «Schulterkreuz». Dieses Kreuz geht auf das keltische Kreuz zurück. Es hat gebogene Linien, mitunter mit spitzen Winkeln, wie die Tatzenkreuze der portugiesischen Weltumsegler. Möglicherweise ist dies das «hinweisende» Zeichen für die Verbindung dieser «neuen Ritterschaft» mit den keltischen Ritterbünden.

Man hat damit vielleicht die «flammenden» Kreuze dieser Vereinigungen wieder aufgegriffen. Sie hießen so, weil ihre waagrechten Balken in den Spitzen wie zweigespaltene Flammen auszufasern schienen. Die Allegorie, die das Feuer mit dem Edlen verbindet, ist unzweideutig alchimistisch, und Alchimie wurde sicherlich im Templerorden betrieben. Es ist möglich, daß diese Kreuze irgendwelche feinen Unterschiede hatten, durch die sich die Eingeweihten über den «geheimen» Rang des Trägers in der Ordenshierarchie informieren konnten.

Ursprünglich wurde das Kreuz auf der Schulter getragen, und dies wäre eine Erklärung für die spätere freimaurerische Angstgeste: «Es regnet auf den Tempel». Bei ihr wird die linke Schulter mit der rechten Hand bedeckt, so als ob man das Kreuz auf dem Umhang bedecken wollte.

In der Endphase des Ordens jedoch wurde das Kreuz gemäß den Bestimmungen der Epoche sowohl von den Rittern als auch von den Sergeanten und den Kaplanen auf der Brust und auf dem Rücken getragen, was aber nicht ausschließt, daß jene, die die Ordensgelübde abgelegt hatten, außerdem das Schulterkreuz am Mantel getragen haben.

Nach Curzon gab es bei den Templern zwei Bedienstetenklassen: die Klosterbrüder und die Handwerkerbrüder, deren Aufgaben durch die Regel genau präzisiert wurden.

«Kaum jemand, mag er noch so aufmerksam sein, kann feststellen, ob er mit einem Ritterbruder oder Sergeantbruder des Konvents zu tun hat, bis dieser sich entweder um seine Rüstung oder – wenn es sich um einen Handwerkerbruder handelt – um seine Arbeit oder seine Obliegenheiten kümmert.»

Noch auf einem anderen Gebiet teilte sich der «Tempel» in zwei Klassen.

In der einen waren die Kaplane, die Mönchsritter und die weltlichen Ritter, die dem «Tempel» dienten, die Waffensergeanten und die Handwerkerbrüder zusammengefaßt. In der anderen die Bediensteten des Hauses und die Knechte, die die Güter bewirtschafteten.

Immer wieder diese Zweiteilung!

Die Handwerkerbrüder waren Grobschmiede, Hufschmiede, Waffenschmiede, Maurer, Zimmerleute, Tuchmacher usw., die mit der Errichtung und dem Unterhalt der Ordensburgen beauftragt waren. Ihnen oblag die Pflege der Waffen, des Rüstzeugs, der Kleider, kurz von allem, was sowohl für die Truppe als auch für die landwirtschaftliche Bearbeitung notwendig war.

Sie wechselten, genau wie die «militärischen» Angehörigen, von einer Komturei zur nächsten, wie es die Erfordernisse des Dienstes verlangten. Wie die Soldaten konnten sie auch ins Heilige Land geschickt werden, wo sie der dortigen Disziplinargewalt unterstanden.

Selbst wenn es in keinem Dokument erwähnt ist, gehörten zweifellos auch die Schiffszimmerleute und die Matrosen dazu, denn die Templer besaßen eine bedeutende Flotte.

Die Knechte und die Verwalter jeder Domäne bildeten den «Haushalt»: Arbeiter, Lehnsleute und Leibeigene. Seine Organisation war der Landschaft und den lokalen Gewohnheiten angepaßt.

Die Außenorganisation des Tempels war sehr verschachtelt, deshalb haben wir heute kein klares Bild von ihr. Anfangs teilte sich der Orden in zwei Teile, die sich zwar überlappten, aber trotzdem getrennt blieben: der Orient und das Abendland.

Im Orient, wo die Feldarmee des «Tempels» stand, und im Abendland, wo der «Tempel» einen Zivilisations- und Friedensfaktor darstellte.

Auch hierbei also: Zweigleisigkeit!

Die Aufteilung in innere und äußere Organisation galt auch für Europa, denn wenn auch die Kämpfe gegen die Muselmanen in Spanien und Portugal nicht so zahlreich waren wie im Orient, so führte man doch überwiegend ein Festungsleben. Hinzu kommt, daß in Portugal dem Orden nur Portugiesen angehören durften.

Jedoch wurde dadurch die Einheit des Ordens nie in Frage gestellt. Er stellte den Großmeister, die Aufseher und die Meister in den einzelnen Ordensgebieten, er «bestimmte» die allgemeine Politik und überwachte die Einhaltung der Regel und der Disziplin.

Das Oberhaupt des Ordens ist der Großmeister, der absolute, oberste Meister, der, wie die Regel sagt, in der Hand den Stab und die Rute halten soll.

Der Stab wurde als Symbol für das Schwert gedeutet, und die Rute als Symbol der Peitsche. Aber das ist vielleicht zu einfach. Man weiß, daß der Stab «Abakus» genannt wurde. Dieser Stab hatte an seinem oberen Ende eine viereckige Platte, auf die eine runde, gewölbte Scheibe montiert war.

Nicht nur symbolisch, sondern auch praktisch ist dieser Stab ein Maßstab. Er verkörpert den lebenden Stab des Aaron¹. Er ist das Zeichen dafür, daß der Großmeister ein Magister der

¹ Aaron: Bruder des Moses. Von zwölf Stäben, die Moses auf Befehl Gottes jedem Stamm der Israeliten gab, blühte und sproßte nur der Aarons, Mose 4,17 (A. d. Ü.).

Baumeister ist. Die Rute ist vielleicht Symbol der Peitsche. Schon der gottgleiche Pharaos war berechtigt, nicht nur seinen Abakus zu führen, sondern auch eine Peitsche.

In diesem Zusammenhang ist interessant, daß auf dem mittleren Fensterpfeiler im Südportal der Kathedrale von Chartres, der das «Jüngste Gericht» genannt wird, eine geflügelte Figur abgebildet ist, die mit der einen Hand die Säule des Tempels stützt, in der anderen aber eine Peitsche mit drei starren Schwänzen hält. Diese Peitsche ist eine genaue Kopie jener Peitschen auf Pharaonenstatuen, wie sie z. B. Tut-ench-Amon auf dem seinem Körper nachgeformten Sarkophag hält. Eine dreischwänzige Peitsche, die rund und starr ist und deren Knoten sie genau unterteilen.

Diese Ähnlichkeit, die Quasi-Identität dieser Insignien ist um so erstaunlicher, als die Templer offiziell keine Verbindungen nach Ägypten hatten und erst nach der Einnahme von Damiette während der Kreuzzüge des heiligen Ludwig das Land betreten haben.

Tatsächlich hatte der Großmeister über den Orden und alle Bediensteten der Templer eine geradezu pharaonische Macht. Eine Macht, die wahrscheinlich auf seinem geistigen Einfluß beruhte. Es gibt Belege, in denen er «Repräsentant Gottes in der Tempelreligion» oder auch «Erster Papststellvertreter» genannt wird, und selbst beim Gottesdienst hatte er fast päpstliche Vorrechte.

Einerseits ist er ein Ordensabt, aber einer, der durch ein allgemeines Konzil berufen wurde. Gleichzeitig ist er aber auch der Generalissimus, der die Armee organisiert, Sitzung hält im königlichen Kriegsrat und seine Truppe in den Kampf führt.

Als militärisches Oberhaupt ist er allein verantwortlich, was logisch ist. Nur als Mönch ist er der Ordensregel und dem

Papst direkt unterstellt. Als Abt, d. h. als Verwalter, muß er sich dem allgemeinen Domkapitel unterordnen.

Er verfügt zwar über die Menschen, nicht aber über die Güter oder über die «Politik» des Ordens.

Viele, die an die Geheimnisse des Templerordens glauben – und die gern versuchen, diesen Geheimnissen weitere hinzuzufügen, was wirklich nicht nötig ist –, glauben, daß der Großmeister von einem okkulten Großmeister «überwacht» wurde, einem Großmeister des geheimen Teils des Ordens, der nicht berufen werden konnte, sondern durch den vorherigen okkulten Großmeister testamentarisch bestimmt wurde. Dieser geheime Großmeister wäre somit – wenn wir einmal annehmen, daß es ihn gegeben hat – der große Eingeweihte, das eigentliche Oberhaupt des Tempels.

In dieser Annahme liegt übrigens die wahre Ursache des Prozesses, der dem Templerorden durch die Inquisition und Philipp den Schönen gemacht wurde. Alle Verhöre versuchten immer wieder durch Folterungen von den Templern das Geständnis zu erpressen, daß der Orden eine geheime Lehre hatte und daß eine okkulte Oberleitung für die Anwendung und Einhaltung dieser Doktrin existierte.

Die Folterungen erreichen zwar, daß einige Templer gestehen, vom Weg der Rechtgläubigkeit abgewichen zu sein und unsittliche Handlungen begangen zu haben, aber keiner gesteht, daß diese Auswüchse vom Orden verlangt worden waren. Der Orden konnte nicht verurteilt werden!

Als militärischer Oberbefehlshaber hat der Großmeister seinen «Generalstab», dessen Oberhaupt der Seneschall ist, unterstützt vom Marschall. Er trägt die Verantwortung für die Waffen und Pferde. Ihm stehen vier Marschpferde und ein Kampfroß zur Verfügung. Dies war ein besonders edles Tier, das man den «Turkmenen» nannte.

Sein Stab setzt sich zusammen aus zwei Rittern edler Herkunft (wir würden heute sagen: Generalstabsoffizieren), einem Kaplanbruder, einem Geistlichen mit drei Pferden (zweifellos für die Übermittlung von Befehlen), einem Sergeantenbruder, einem sarazenischen Schreiber, der als Übersetzer dient, und aus Bediensteten: einem Reitknecht, einem Turcopolen² (einheimischer Soldat), einem Hufschmied, einem Koch und zwei jungen Männern zu Fuß, die dem Turcopolen als Stallburschen dienten. Diese Gruppe scharf um die Standarte des Ordens, die «Baussant» oder «Bauséant» heißt, halb schwarz, halb weiß. Im Kampf ist sie der Mittelpunkt der Schlacht, etwa so wie die Flagge am Schiff des Admirals. Im Lager weht diese Flagge über dem Zelt des Meisters.

Möglicherweise hatte diese Schwarz-Weiß-Teilung (Sand und Silber)³ eine esoterische Bedeutung. Über dieses Thema ist viel Vernünftiges und noch mehr Unvernünftiges geschrieben worden. Für jeden, der ein wenig mit orientalischer Mystik und ihren Symbolen vertraut ist, gibt es keinen Zweifel, daß diese Schwarz-Weiß-Kombination zu direkt, zu klar ist, als daß sie tieferen Symbolcharakter gehabt hätte.

Man braucht nur an die Legenden zu denken, die aus dem «Bausséant» eine Art Schachbrett mit schwarzen und weißen Vierecken machen wollten. Ich glaube, daß man diesem Symbol erst später einen mystischen Inhalt zu geben versucht hat. Man wollte einem existierenden militärischen Zeichen hintergründige Bedeutung geben.

Der «Bausséant» war eine Kampfflagge, die den Heerführer

² Turcopole: dem Orden angegliederte einheimische leichte Reiterei.

³ Sand und Silber: im Französischen bedeutet «sable» Schwarz, aber auch «Sand», und «argent» sowohl «Weiß» wie «Silber» (A. d. Ü.).

aus der Masse heraushob. Denn ich glaube nicht, daß der Teil des Ordens, aus dem die Armee des Orients gebildet wurde, auf Geheimlehren, Philosophie oder Symbolismus besonders erpicht war.

Man weiß nicht genau, wie sich die Ordensversammlung, das Kapitel, zusammensetzte. Wahrscheinlich gehörten ihr alle Großwürdenträger und ausgewählte Kaplane an, die man dazu ins Heilige Land zusammenrief. Das aber heißt: selten! Denn die Reisen waren lang, und die meisten Großwürdenträger hielten sich in ihren Regierungsbezirken in Europa auf.

Das Kapitel wählte den Großmeister oder bestätigte durch Siegel eine vorzeitige Neuwahl, die auf dem Schlachtfeld stattfand, wie dies bei der Belagerung von Askalon geschah. Die Würdenträger, die im Heiligen Land lebten, und die Kommandeure der «Häuser» in Palästina bildeten die Ratsversammlung, die jedoch nur Vorschläge machen konnte.

Genau wie in einer modernen Armee hatte während der Abwesenheit des Großmeisters der höchstgestellte Würdenträger die absolute Befehlsgewalt mit allen Pflichten und Rechten.

Von diesen Würdenträgern im Heiligen Land wurden der Scncschall und der Marschall bereits erwähnt. Außerdem gehörte der Kommandeur des Landes und Königreichs von Jerusalem dazu. Ihm waren die Schatzkammer und die Verwaltung der «Provinz» anvertraut.

Diesem Statthalter der Stadt Jerusalem oblag es, die Mission der neun ersten Ritter fortzusetzen: die Sicherheit der Pilgerwege zu gewährleisten, die Pilger zu beherbergen, wenn nötig ihnen Nahrung zu geben und für sie Sorge zu tragen.

Zu dieser Gruppe gehörten außerdem die Kommandeure der Regionen (Antiochia, Tripolis, Ptolemais usw.) sowie die

Kommandeure der «Häuser» (worunter im Heiligen Land die Kreuzritterburgen zu verstehen sind) und die Befehlshaber der Ritter.

All dies waren militärische Ränge im Rahmen der Ritterschaft. Jeder Ritter verfügte über drei Pferde, eines davon war das Kampfroß. Jedem war ein Schildknappe, der entweder im Sold stand oder freiwillig den Dienst tat, zugeteilt. Diente er freiwillig, war es strengstens verboten, ihn zu schlagen.

Im Quartier schliefen die Ritter in getrennten Zellen auf einer Matratze mit einem Kopfkissen, einem Leintuch und einer Decke. Während eines Feldzugs schliefen sie unter einem Zelt.

Nach den Rittern kamen die «Sergeanten», die ebenfalls zu Pferd kämpften. Sie hatten Anspruch auf ein Pferd und auf einen Schildknappen.

Die Sergeanten schliefen gemeinsam in einem Schlafsaal auf den gleichen Lagern wie die Ritter. Im Feldzug hatten sie weder Zelt noch eigenen Kochkessel, sie schliefen unter freiem Himmel und nahmen ihre Mahlzeiten gemeinsam ein.

Außerdem gehörte zur Armee ein Küchenbruder, ein Bruder Hufschmied und ein Bruder Unterhufschmied. Ein Bruder Fahnenträger engagierte und befahl die Schildknappen. Im Kampf war seine Position durch einen Wimpel an seiner Lanze gekennzeichnet.

Diese Brüder hatten den Rang von Sergeanten und ebenfalls Anspruch auf zwei Pferde und einen Schildknappen.

Und schließlich gehörten zur Armee im Heiligen Land Einheimische. Aus ihnen rekrutierte sich eine Fußtruppe, die an Ort und Stelle angeworben wurde. Zumeist handelte es sich um Armenier. Sie wurden von einem Eingeborenen kommandiert, der direkt dem Großmeister und dem Marschall unterstand.

Die Kampftruppe

Im Jahr 1130, während Hugues de Payns mit den angeworbenen Rittern nach Palästina zurückkehrt und im Tempel Salomos, der nun das Haupthaus des Ordens wird (oder zumindest das Aushängeschild), Quartier nimmt, steht der Orden auf einer soliden Basis. Sowohl im Orient als auch im Abendland.

Der Großmeister ist im Orient, wo er sein Heer organisiert; in Frankreich verbleibt Payen de Montdidier, Meister von Frankreich, der sich zuerst in Payns niederläßt, dann in Couleurs und Paris, wo die Templer schon die erste Pariser Komturei besaßen. Sie lag an der Seine, nahe den Straßen Vieille-du-Temple (die ihren Namen behalten hat) und Blancs-Manteaux. Der Zustrom zum Orden setzt sofort ein, und zwar in einem kaum faßbaren Maß. Es gibt keinen Zweifel, daß der heilige Bernhard die Werbetrommel gerührt hat. Die Heldengedichte um die Tafelrunde des sagenumwobenen Königs Artus, in denen die Suche nach dem Gral erzählt wird, werden von den Zeitgenossen geradezu wie Bestseller verschlungen.

Die Artusromane – Werbung für den Orden?

Heute wissen wir, daß all diese Romane aus den Benediktinerklöstern kamen, wo sie für jene Sänger verfaßt wurden, die von Burg zu Burg zogen, um den Adligen der Provinz

und des Hofes durch diese Texte ein anderes Ziel als Raubzüge zu vermitteln.

Diese Gesänge formulierten eine Gesinnung, die den Einsatz des Degens zur Verteidigung der Schwachen und Armen empfahl. Sicherlich war dies nicht immer erfolgreich, aber auch nicht ganz vergeblich.

Auf jeden Fall konnte der Templerorden eine ausgebildete Armee aufstellen, die tapfer bis zur Verwegenheit und, was in diesen Zeiten noch mehr zählt, bemerkenswert diszipliniert war.

Die rein militärische Aktion des Templerordens im Heiligen Land ist bekannt. Sie bietet alles, was die Geschichtsschreibung liebt: Kriegsvorbereitung, Vormärsche, Siege, Niederlagen, Verträge, die fast nie respektiert wurden – von allem finden sich Unterlagen in den Archiven.

Die Tempeltruppe kämpft ohne Unterlaß, ohne Rücksicht auf eigene Verluste, getreu ihrem Eid: niemals den Kampf zu verweigern. Diese Darstellung findet sich, mehr oder weniger detailliert, bei allen angesehenen Historikern.

Bilanz der Großmeister

Von 1128 bis 1298, also bis zum Rückzug aus dem Heiligen Land, verfügt der Orden über insgesamt zweiundzwanzig Großmeister.

Der dritte, Eberhard von Barres (1147–1149), der mit Ludwig VII. nach Frankreich kam, ging nach Clairvaux, wo er sich völlig ins Mönchsleben zurückzog und seine freiwillige Abdankung nach Jerusalem schickte.

Der sechste, Philipp von Nablus, gibt nach einem Jahr auf.

Der siebente, Odo von Saint-Amand (1171–1179), starb als

Gefangener, nachdem der Orden sich weigerte, Lösegeld für seine Freilassung zu zahlen.

Der achte, Arnould von Torroge (1179–1184), wurde aus der Gefangenschaft nur gegen das Versprechen entlassen, nie wieder Waffen gegen die Muselmanen zu tragen. Er legte sein Amt nieder und wurde Großpräzeptor (gehörte er vielleicht zu den Präzeptoren, die man als das «geheime Kapitel» bezeichnete?).

Der fünfzehnte, Peter von Montaigu (1219–1233), legte sein Amt nieder – oder wurde seines Amtes entsetzt.

Fünf starben im Kampf: Bernhard von Tramelay (1149–1153), Gerhard von Riderfort (1188–1191), Armand von Pcrigord (1233–1247), Wilhelm von Sonnac (1247–1251) und Wilhelm von Beaujeu (1273–1291).

Der letzte, Jacques de Molay, der zweiundzwanzigste, starb auf dem Scheiterhaufen, den Philipp der Schöne und Wilhelm von Paris für die Templer errichten ließen.

Diese Heldenreihe entspricht der des Hospitaliterordens «Heiliger Johannes von Jerusalem».

Beide Orden teilten sich in die Aufgabe, die fränkischen Heere zu beschützen und abzusichern. Sie waren die Vorhut und die Nachhut der Franken. Übernahm ein Orden die Vorhut, sicherte der andere die Nachhut. Beide Orden wetteiferten in ihrer Tapferkeit. Lange Zeit glaubte man an große Uneinigkeiten zwischen den beiden Orden. Aber selbst wenn es solche Uneinigkeiten gab, schienen sie nie über den militärischen Teil der Orden hinauszugehen. Dies ist nichts Außergewöhnliches bei zwei Heeren, in denen der Korpsgeist ausgeprägt ist. Es hinderte die beiden Orden nicht, bei aller Rivalität sich in den Kämpfen beizustehen, und eine Tempelkampfgel machte es versprengten Rittern zur Pflicht, sich wieder beim Banner des Hospitals zu versammeln. Stolz auf

die eigene Truppe ist nicht überraschend bei Soldaten, die sich, die einen wie die anderen, mit vollem Recht für besonders tapfer hielten. Militärisch unterschieden sich die Hospitaliter kaum von den Templern, außer daß sie einen roten Mantel mit weißem Kreuz trugen, die Templer hingegen den weißen Mantel mit rotem Kreuz.

Es scheint, daß die Hospitaliter rein kriegerische Aufgaben hatten. Und wenn ihre militärische Leistung auch der der Templer entsprach, so blieb ihre «zivile» Aktion doch weit hinter der der Templer zurück.

Der Hospitaliterorden hatte als rein militärischer Orden seine eigene Flotte und Kriegstechnik. Bestimmt auch ein Ingenieurkorps für militärische Bauten. Die Festungen des Ordens gelten als die besten jener Zeit. Besonders «Le krak des chevaliers» in der Gegend von Homs. Aber von einer Verbindung des Hospitaliterordens zu einer Gruppe religiöser Baumeister, für die eine Art Weihe Voraussetzung war, ist nichts überliefert. Das einzige, was man von ihnen weiß, ist, daß sie alle ihnen gestellten «Aufgaben» freudig erfüllen mußten. Mehr wissen wir nicht.

Aufgabenteilung unter den Orden

Es wäre verwunderlich, wenn der heilige Bernhard nicht auch diesen Orden für seine Pläne benützt hätte – und zweifellos tat er es, aber nichts davon sickerte durch –, wie es etwa mit seinen Anweisungen für den Deutschritterorden geschah. Diesem stellte er die Aufgabe, die Grenze der Christenheit im Osten Europas zu sichern.

Als der Hohenstauffer Friedrich II., der sich für die Weltherrschaft ausersehen sah, alle Gebiete dem Germanischen Reich

einverleiben wollte, folgten die Deutschritter, die wegen ihrer Herkunft und der Lage ihrer Ordensburgen Beschützer der Ostverbindungen waren, seinem Ruf. Die Templer jedoch weigerten sich entschieden, während die Hospitaliter zögerten, ohne jemals klar Partei zu nehmen.

Allerdings weigerten sich der Großmeister der Hospitaliter genauso wie der Großmeister der Templer, die Krönung Friedrichs II. zum König von Jerusalem durch ihre Gegenwart gutzuheißen.

Für die Hospitaliter sind ihre Grundbesitzungen, Bauernhöfe und Komtureien nur Proviantierungsstationen oder Reservelager ihrer Armee, manchmal sogar Erholungsstätten für betagte oder verwundete Ritter. Sie tragen den roten Mantel und das weiße Malteserkreuz. Aber es scheint, daß hinter diesem Emblem kein esoterischer Bezug steckt. Kein geheimes Zeichen, keine Geheimschreibekunst (wenn sie auch eine für militärische Aktionen haben mußten), kein «Baphomet», nicht irgendwelche Idole.

Ihre ritterlichen Leistungen, die sie unter einer leichteren Ordensregel als die Templer vollbrachten, sind unbestritten. Und die Achtung, die ihnen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts entgegengebracht wurde, bescheinigt genügend den Wert ihres Beispiels. Aber vielleicht war dies eben genau jene Rolle, die Rittern mit gutem Willen, die eben nur so und nicht anders handeln konnten, angepaßt war.

Obwohl der heilige Bernhard ausdrücklich bestimmt hatte, daß der Geburtsadel nicht bei der Aufnahme im Templerorden bevorzugt werden sollte, so ist doch offensichtlich, daß die bewaffnete Ritterschaft aus dem Adel kam. Der Grund dafür ist sehr einfach: um Kämpfer heranzubilden, wird man die geeigneten Menschen dafür in einer kampferfahrenen Kaste suchen.

Die Bürger waren seit der Besetzung durch die Barbaren von jedem Umgang mit der Waffe ausgeschlossen. Die adlige Klasse aber wurde von Kindheit an im Waffengang trainiert. Eine logische Ausnützung der Zuständigkeit, nichts weiter.

Was nun die Ausschließung der unehelichen Kinder bei der Aufnahme in den Orden betrifft, so war dies zweifellos als Absperrung gegen jeden Versuch von hochgestellten Persönlichkeiten, ja sogar von Königen, gemeint, die gern die Abteien als Pfründe für ihre Kinder «von linker Hand» auswählten. Mit dem entsprechenden Druck von oben endete dies meist damit, daß die Äbte mehr auf irdischen Wohlstand als auf das Heil der Menschheit bedacht waren.

Hatten die Templer Kontakte zum Islam?

Und jetzt wollen wir die Gerüchte über Verbindungen, die zwischen den Tempelrittern und eingeweihten Muselmanen bestanden haben sollen, prüfen. Verbindungen, die angeblich bis zu Blutsbrüderschaften gegangen sein sollen.

Es ist sehr schwierig, die Wahrheit dieser Behauptungen zu ergründen. Zuviel muß durchforstet werden: all die mehr oder weniger glaubhaften Erzählungen, die während des Prozesses aufgetischt wurden, um dem wegen Verrats angeklagten Templerorden eine «schlechte Presse» zu verschaffen, aber auch die Kommentare im 19. Jahrhundert, wo es zum guten Ton gehörte, daß alles Licht aus dem Orient gekommen sei.

Ich habe bereits gesagt, was ich von dem angeblich «aus Arabien kommenden Rittertum» denke. Es wurde nicht den Arabern abgeguckt, sondern man weiß im Gegenteil mit Be-

stimmtheit, daß es in allen Teilen des Abendlandes sich herabgebildet, und zwar zweifelsfrei zur Zeit der Kreuzzüge.

T. E. Lawrence belegt in seinem Buch «Die Sieben Säulen der Weisheit», daß die Konzeption der Kreuzritterburgen des Malteserordens absolut abendländisch war. Das gleiche gilt für die der Templer, die vielleicht einen byzantinischen Einschlag hatten, aber keinesfalls einen muselmanischen.

Der erbarmungslose Eifer, mit dem die Muselmanen die gefangenen Templer und Hospitaliter töteten, zeigt eindeutig, daß zumindest auf militärischem Gebiet dieses angeblich so berühmte Verständnis absolut nicht vorhanden war.

Außerdem: Die Behauptung, daß die «eingeweihte» Organisation der Templer eine Nachahmung der ismaelitischen Assassinen des Alten vom Berge sei, kann man auf jede beliebige Organisation – selbst auf die heutige französische Armee – übertragen. Auch dort finden sich genug vergleichbare Wechselbeziehungen zu anderen weltlichen Organisationen.

Auch sollte man bedenken, daß es sich hier um eine Kampftruppe handelt, die fast zweihundert Jahre lang gekämpft hat oder zumindest pausenlos im Einsatz war und deren Stärke vorrangig in ihrer Waffenführung, ihrer Disziplin und in ihrer Ausbildung steckte.

Kämpfe, Ausbildung, Disziplin, religiöse Pflichten, Mahlzeiten, Schlaf – wie hätten die Kämpfer der Templer, wie man uns einreden will, andauernde Verbindungen halten sollen? Philosophische Kontakte zu Gegnern, die nicht einmal dieselbe Sprache sprachen!

Gegen solche Kontakte spricht auch, daß von zweiundzwanzig Großmeistern sechs im Kampf fielen. Der Austausch philosophischen Gedankengutes mit den Muselmanen erscheint demnach ausgeschlossen – zumindest, was die kämpferische

Truppe der Templer betrifft –, wie groß auch immer die Ritterlichkeit unter den Gegnern zwischen den einzelnen Kämpfen war.

Dies aber spricht für Kontakte

Aber dies ist nur der sichtbare Teil dieses Fragenkomplexes. Es gab nicht nur Kämpfer beim Templerorden, es gab nicht nur Kämpfer bei den Muselmanen. Wenn sich auch die Ordensritter nicht für die Philosophie des Korans interessierten, so kann man doch annehmen, daß die Mönchsritter, besonders die Meister unter ihnen, an solchen Kenntnissen interessiert waren.

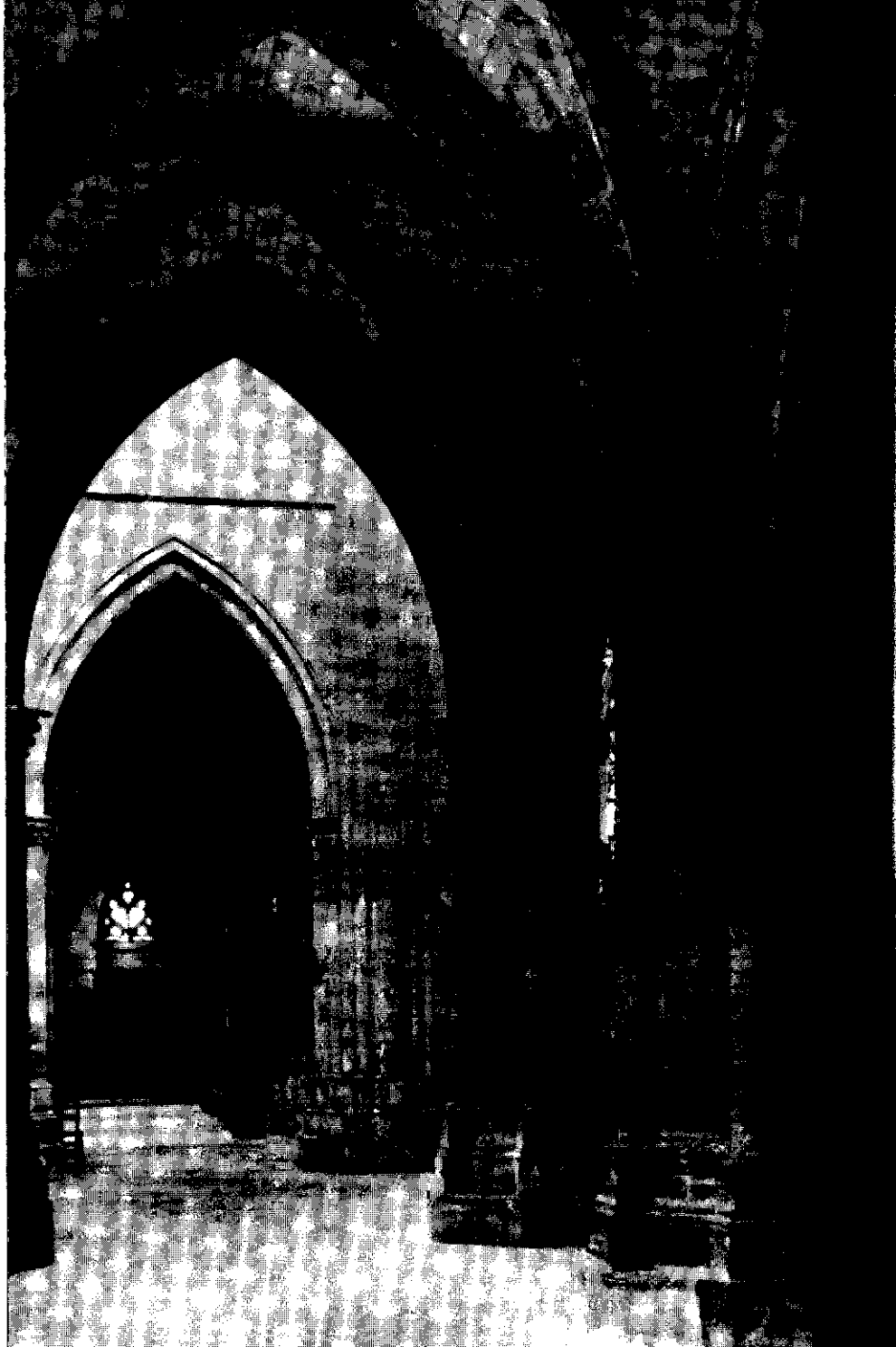
125 Der Felsblock vom Berg Moria in der Omarmoschee. Auf diesem Fels wollte angeblich Abraham seinen Sohn Isaac opfern. Die Templer benutzten ihn als Altar (Kapitel 7). (Berg und Land Moria: geographisch nicht zu fixieren, wie denn auch die Opfererzählung Abrahams aus vorbiblischem orientalischem Sagengut zu stammen scheint, A. d. Ü.)

126 Oben: Templer in Kampfrüstung verlassen Jerusalem. Fresko in der Templerkapelle zu Cressac. Die beiden ersten sind Ritter, der dritte ist ein Sergeant (12. Jahrhundert; Kapitel 8). Unten: Vom Kampf zurückkehrender Ritter. Aus der Templerkapelle zu Villalcazar, Spanien (13. Jahrhundert).

127 Oben: Äußere Mauer des Ordenshauses von Paley (Seine-et-Marne), Eckturm des «enclos» («Inneres Haus», A. d. Ü.; Kapitel 9). Unten: Komturei von Dormelles (Seine-et-Marne): Eingang zur unterirdischen Verbindung nach Paley. Er wurde im 17. Jahrhundert bei Wiederaufbauarbeiten durch den Malteserorden entdeckt.

128 Notre-Dame von Épine. Im 15. Jahrhundert nach einem Plan aus dem 13. Jahrhundert erbaut. Die Bündelpfeiler haben (im Grundriß, A. d. Ü.) die Form des umgekehrten keltischen Kreuzes; das verrät die Handschrift der Magister der Bruderschaft «Kinder Salomos», die vom Templerorden geschützt wurde und zweifelsohne ihm verbunden war (Kapitel 12).





Zu diesen Zeiten war der Nahe Osten noch ein Schmelztiegel, in dem hebräische Ärzte, gnostische¹ Philosophen, nestorianische und manichäische² Christen und muselmanische Sufis nebeneinander existierten, sich vermischten und mitunter auch verschmolzen.

Bestimmt hat ein Gedankenaustausch unter Eingeweihten stattgefunden, der mehr war als oberflächliche Konversation. Doch ist nicht genau festzustellen, ob die gnostischen Symbole, die an einigen Tempelbauten auffallen, aus dem Orient stammen oder ganz einfach aus dem Abendland, wo diese Philosophie, wenn auch nur im geheimen, bekannt war.

Im Französischen Nationalarchiv ist ein Siegel des Templerordens aufbewahrt, das André de Coulours, Großhofmeister des «Tempels» in Frankreich, der in der Komturei von Coulours im Wald von Othe lebte, auf ein Dokument prägte. Auf diesem Siegel umrahmen die Worte «Secretum templi» (Zufluchtsort des Tempels) eine Figur mit Füßen aus Schlangenköpfen, deren Kopf dem eines Hahns im Profil ähnlich sieht. Die Gnostiker bezeichnen eine solche Figur als «Abraxas»³ (aber die Templer waren nicht die einzigen im Abendland, die gnostische Symbole benutzten).

Andererseits weiß man, daß einige Templer sich mit der Alchimie beschäftigten, wie der berühmte «Baphomet» des Templerprozesses bezeugt; und diese Kenntnisse konnten sie

¹Gnostik: Geheimwissen, in dem sich griechisch-orientalische Religionen mit jüdisch-christlichen Offenbarungsreligionen vermischen. Für den Gnostiker ist die irdische Welt eine Geheimwelt, göttlich ist die Geistwelt, die alles umfaßt (A. d. Ü.).

²Manichäer: Angehörige einer Sekte, die altpersisches und christliches Gedankengut zu einer Lehre über eine Welterschöpfung durch Satan aus der Vermischung von Licht und Finsternis verbindet (A. d. Ü.).

³Abraxas: göttlicher Geheimname der Gnostiker; Abraxas-Stein, eine Art gnostisches Amulett (A. d. Ü.).

im Orient eigentlich nur von den persischen Sufis erwerben, die sie anscheinend aus ägyptischen Dokumenten kannten, aller Wahrscheinlichkeit nach aus der berühmten Bibliothek von Alexandria, bevor Omar sie verbrannte oder zumindest sie zu verbrennen schien, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß die wertvollsten Manuskripte zur Seite gebracht wurden, bevor der Rest als Heizmaterial für die Bäder benutzt wurde. Man weiß, daß bereits vor der frühgotischen Kathedrale von Saint-Denis die persischen Sufis – die Mathematiker und Alchimisten waren – Kirchenfenster aus alchimistischem Glas herstellen konnten, und es ist denkbar, daß Informationen über diese sufistischen Künste durch die Templer nach Saint-Denis gelangten. Aber das bleibt Vermutung.

Die Kenntnisse können auch auf anderen Wegen ins Abendland gelangt sein. Schließlich hatten die Christen vor den Persern Zugang zur Bibliothek von Alexandria, und noch Athanasius (Bischof von Alexandria, gest. 373, Gegner des Arius) verbrannte davon einen Teil.

Schließlich ist es von Bedeutung, daß die Rosenkreuz-Baumeister, von denen die wunderschönen Rosetten an unseren Kathedralen stammen, ausgerechnet dieses Rosensymbol wählten, das ein Produkt der persischen Alchimie ist. Thibaud IV. von der Champagne hatte diese Pflanze nach Provins gebracht (Thibaud IV. war Protektor des Templerordens in seiner Grafschaft). Die Gärtner des «Tempels» kultivierten die Rose, die dann durch die Baumeister von Provins – die als «Kinder Salomos» vom «Tempel» gefördert wurden – mit dem Kreuz verbunden wurde.

Aber auch hierfür kann der Beweis nicht angetreten werden. Es bleibt offen, ob die Templer das Verbindungsglied zwischen sufistischen Alchimisten und den Gärtnern und Baumeistern von Provins gewesen sind.

Das Abendland

Es ist ziemlich unwichtig, ob die Tempelritter besondere Verbindungen zu den Muselmanen hatten oder nicht; wenn sie welche hatten, waren sie mehr «ziviler» Natur. Die Vorwürfe, die man ihnen zu diesem Punkt während des Prozesses machte, wurden offenkundig nur vorgebracht, um sie wegen Verrats anklagen und verhaften zu können. Doch niemals wurde irgendein Beweisstück beigebracht.

Außerdem glaube ich, daß die eingeweihten Oberen des «Tempels» keinen Grund hatten, aus muselmanischen Quellen zu schöpfen – sie, die selbst die Gesetzestafeln besaßen!

Nachdem die erste Mission, nämlich die Beschaffung dieser Tafeln, erfüllt war, diente die Anwesenheit der Templer im Orient nur noch der «Verteidigung» des Heiligen Landes; diese Verteidigung ermöglichte gleichzeitig die Heranbildung einer Ritterschaft. Und sie diente der Bereicherung! Denn – man darf dies nicht vergessen – durch die Teilnahme der Ritter an den Kämpfen wurden die Grundlagen für die Vorrechte und den Reichtum des Templerordens gelegt. Warum hätte man ihnen Privilegien zugestehen sollen, wenn sie nicht über eine Armee verfügt hätten, die für das Christentum kämpfte?

Die Vorrechte der Templer

Aber die Vorrechte waren ihnen nur im Abendland von Nutzen, und ihr Reichtum kam fast ausschließlich aus

abendländischem Vermögen. Hier im Abendland war ihre wahre Mission! Die zweite Mission des Tempels. Die soziale Mission.

Die Privilegien, die den Templern von den verschiedenen Päpsten zugestanden wurden, waren für diese Zeit außerordentlich. Vor allem gehörten sie «zur Kirche», damit entgingen sie der herrschaftlichen oder königlichen Rechtsprechung und auch den Steuerabgaben. Als Mönchen stand ihnen innerhalb ihrer Mauern das Asylrecht zu, vergleichbar unserer heutigen Exterritorialität.

So wie sie für die zivile Rechtsprechung nicht zu greifen waren, konnte sie auch die klerikale Justiz nicht packen, da sie ja nur dem Papst unterstanden.

Die Folge davon war, daß sie auch von allen weltlichen oder bischöflichen Steuerabgaben oder Zehnten entbunden waren. Mehr noch, eine päpstliche Bulle gab ihren Ordenskaplanen das gleiche Recht auf «Vergebung der Sünden» wie den Bischöfen.

In ihren Komtureien waren sie also sowohl Staat im Staat wie Kirche in der Kirche.

Hinzu kommt, daß es sich um Männer handelte, die in Waffen geübt und im Kampf erprobt waren, also keine Menschen, die man durch Gewalt oder schöne Reden beeinflussen konnte. Deshalb wurden die Mauern der Templerbesitzungen auch zu Rettungshäfen für jene, die weltlichen oder kirchlichen Schwierigkeiten ausgesetzt waren.

Zu den Schenkungen, die ihnen angetragen wurden, gehörten ganze Dörfer mit Lehnsherrenrecht, d. h. sowohl mit höherer als auch mit niederer Gerichtsbarkeit.

Auf den ersten Blick mag es verwundern, daß ein Mönch aus Vézelay zum zweiten Kreuzzug aufrufen konnte, um das Königreich von Jerusalem zum zweiten Mal zu verteidigen.

Doch man vergißt – obwohl es historisch belegt ist –, daß der heilige Bernhard es ablehnte, diesen Kreuzzug zu propagieren! Das Abendland und seine Entwicklung waren ihm wichtiger als Aufgaben im Morgenland, die ohnehin nur Fragen des Landbesitzes betrafen. Er ließ sich mehrere Male verleugnen und bat schließlich den Papst um einen Befehl, durch den er gezwungen wurde, diese neue Menschenerhebung gutzuheißen. Auch dies ein Beweis, wie wenig ihm an diesem zweiten Kreuzzug lag.

Ich glaube, daß nach der Rückkehr der neun Ritter mit ihrer wertvollen Beute das Gemetzel im Morgenland für den heiligen Bernhard nur noch Alibifunktion hatte, um der Verbreitung der neuen Lehre nicht im Wege zu stehen. Praktisch unternahm er nichts, um diesen Kreuzzug zu fördern. Erst nach seinem Tod brechen die zweiten Kreuzfahrer auf. Dabei war er doch wirklich Manns genug, um einen Kreuzzug in kürzester Zeit zu organisieren. Aber er war eben nicht daran interessiert.

Die eigentliche Aufgabe des Ordens

Was war also diese zweite Mission, die er dem Templerorden stellte? Nichts anderes als eine Revolution!

Diese zweite Mission ist geprägt von politischer Ökonomie. Die Grundzelle der gesamten abendländischen Templerorganisation ist die Komturei. Ihr Name stammt vom Komtur, der sie verwaltet. Er kann ein Ritter sein, aber auch genauso gut ein Sergeant, ein Mönch oder ein Laienbruder.

Was also sind diese Komtureien?

Romantisch betrachtet, präsentieren sie sich wie Festungen. Das will nicht viel sagen.

Gewiß, der Tempel besitzt Festungen, nämlich die, die ihm

übereignet wurden und die der Orden so ließ, wie sie waren. Aber das sind wenige. Etwas anderes ist es mit denen, die er in Spanien oder Portugal von den Mauren erobert hat; auch mit denen, die der Orden erbaute (besonders jene, die in einer Kette entlang der Mittelmeerküste errichtet wurden). Sie hatten eine rein militärische Aufgabe: Schutz gegen die korsischen Raubzüge. Sie gehörten zu einer Gruppe von Komtureifestigungen, die andere Aufgaben und eine andere Architektur hatten als die in der Provence und in Katalonien. Bei diesen letztgenannten Komtureien handelt es sich meistens um Bauernhöfe, die kaum eine Spur von einer Festung haben, aber in einer Architektur errichtet wurden, die alle Anzeichen des Templerordens hat. Man kann sie heute noch ziemlich leicht identifizieren, wenn sie nicht zu sehr umgebaut worden sind.

Die «Festungen» der Templer

Im allgemeinen besteht eine Komturei aus einem Mauerviereck mit Gebäuden. Dieses Viereck hatte an jeder Ecke Türme. Dadurch könnte der Eindruck eines kleinen Forts entstehen, aber die Türme dienten mehr als Mauerstützen als zur Verteidigung. Solche Anlagen konnten keinesfalls einem gut geführten Überfall standhalten, sie sollten lediglich gegen Plünderbanden Schutz bieten.

Es ist amüsant und lehrreich, daß sich diese Bauweise in den Klosterfestungen wiederfindet, die die Zisterzienser in Norddeutschland gegen Ende des 12. Jahrhunderts und zu Beginn des 13. Jahrhunderts erbauten. Eines dieser Klöster, in Dünamünde in Livland, wurde nach demselben Plan wie die Komturei von Payns erbaut. Auch der Eingang befindet sich

in einer der Maucrocken. Denkbar, daß die Zisterzienser bei den Baumeistern der Templer lernten.

Dieser viereckige Platz bildet das Basisviereck. Häufig ist er an zwei oder drei Seiten von Wassergräben umgeben, der Rest bestand aus natürlichen oder künstlichen Weihern. Das war wichtig, denn die Ordensregel schränkte den Verzehr von Fleisch sehr ein, und der Weiher war sowohl bei der Verteidigung als Wasserversorgungsstelle wie auch als Fischteich wichtig. Vielleicht durch den Zwang, Fisch zu ihrem Grundnahrungsmittel zu machen, wurden die Templer bemerkenswerte Weiherbaumeister. In jedem Tempersitz, wo es nur irgendmöglich war, findet man einen Weiher. Ganz gleich, ob es sich um Komtureien oder nur um einfache «Scheunen» handelt. Über andere «Vorteile», die man ebenfalls daraus zog, wird noch zu reden sein.

Die Anlage einer Komturei

In dem Viereck befindet sich das «Große Haus» (der Name wurde ziemlich oft verwendet). Es ist der eigentliche Klosterbau, in dem die Ritter und der Komtur wohnen. Es hat mehrere Stockwerke, daher auch sein Name «Großes Haus», und seine Mauern sind meistens von kleinen Stützfeilertürmen umgeben.

In diesem Haus – oder unmittelbar daneben – liegt die Kapelle der Ritter. Ein kahler Raum, quadratisch oder rechteckig, meist ohne Fenster. Nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Kapelle der Komturei, die für jedermann zugänglich war. Auf dem viereckigen Platz stehen außerdem die verschiedenen Gebäude: die Scheunen, das Haus des «Empfangs» und die Werkstätten der Handwerker.

Meist ist der Klosterteil, d. h. das «Große Haus», von den anderen Gebäuden durch eine Mauer getrennt, deren Fundamente in vielen Komtureien heute noch sichtbar sind.

In den Gebäuden der Scheunen lebte das «Gesinde», das sich aus den Arbeitern, den Knechten, den Hirten usw. zusammensetzte. Die landwirtschaftlichen Arbeiter führten ein Familienleben, aber der Zutritt zum Kloster ist ihnen, besonders den Frauen, untersagt, was einleuchtet, denn es war ja schließlich ein Mönchsdomizil.

Das Empfangshaus hatte Fremdenzimmer für Reisende und während der Pilgerzüge für Pilger (die Verteidigung der Reisenden ist eine der Templeraufgaben, auf die ich noch zurückkomme). Außerhalb der Mauer gab es nicht selten ein Krankenhaus für Aussätzige.

Genau wie beim Zisterzienserorden stehen alle Kapellen der Komtureien unter dem Schutz der Heiligen Jungfrau. Einige kommen nach der Übernahme des Templerbesitzes durch den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem unter den Schutz Johannes des Täufers.

Doch im Kirchenarchiv des Großpriors von Frankreich werden einige Kapellen aufgeführt, die auch nach dem Prozeß unter dem Schutz Unserer Lieben Frau vom Tempel verblieben und denen in der Woche drei Messen auferlegt wurden, was genau einer Regel des Templerordens entsprach.

Jeder Komturei waren Bauernhöfe angegliedert, die man Scheunen nannte. Sie wurden je nach Verwaltung, Herkunft und landwirtschaftlichem Brauch geführt: in Leibeigenschaft in Brie, als Afterlehngut in der Normandie, als Halbpacht im Limousin.

Außer den Bauernhöfen überwachten die Komture die Auswertung verschiedener Vermögen, besonders von Liegenschaften. In Troyes zum Beispiel besaßen die Templer außer

einem «Haus des Tempels», in dem die Ordensbrüder wohnten, um die fünfzig Häuser, die sie an Privatleute verpachteten. So ähnlich war es in jeder Stadt. Man klagte sie im Prozeß an, ganze Stadtteile von Paris besessen zu haben. Das ist durchaus möglich.

Auch werden ihnen aus ganz Frankreich «Wohltaten» erwiesen: Steueranteile, Kirchen, Handelsplätze usw., die die Komture verwalten.

Die Ordensburgen

Die Vereinigung mehrerer Komtureien bildet eine «Baylie». In diesen «Baylies» werden die regionalen Stiftsversammlungen abgehalten. Hier findet auch die Aufnahme der neuen Mitglieder statt. In einigen, tellurisch besonders günstig gelegenen, finden die Einführungsweihen statt, bei denen die Novizen ihr Ordensgelübde feierlich ablegten. Nur auserwählte Ritter waren dabei, die während des Prozesses schwiegen, weshalb man sie der Hexerei beschuldigte.

Die Baylies standen an der Spitze der Provinzhäuser. Die Vereinigung der Provinzhäuser bildete eine Provinz. Es gab neun Provinzen, drei einfache und sechs doppelte: Portugal, Aragonien, Mallorca, Kastilien und León, Frankreich und die Auvergne, England und Irland, Deutschland und Ungarn, Ober- und Unteritalien, Apulien und Sizilien.

Einfache Provinzen nannte man jene, die «in Verbindung» mit den Mauren standen. In Portugal gab es einen abgesonderten Zweig des Templercordens. Alle Ritter und Reitknechte dieser Provinz waren Portugiesen. Auch der Meister von Portugal, der seinen Eid in die Hände der Zisterzienser schwören mußte. In Portugal gab es vier Haupthäuser.

In Aragonien, wie an der ganzen Mittelmeerküste, sind die

Templerhäuser mit Rücksicht auf die Feindberührung Festungen.

Mallorca besaß nur eine, allerdings eine sehr große Komturei. Wahrscheinlich war dort die Mittelmeer-Admiralsbasis der Templerflotte.

Kastilien und León setzen sich aus vierundzwanzig Komtureien zusammen, zu denen die Festungen und die Pilgerschutzkomtureien von Santiago de Compostela gehören; ziemlich geheimnisvolle Komtureien, die offenbar mehr als einem Zweck dienten.

Auch in der Organisation: Zweiheit

Dabei war es so, daß außer bei Provinzen, die Kontakt mit den Mauren hatten, immer zwei Häuser zu einer Provinz gehörten. Dies kann seine Ursache in der Zweiheit haben, die in allen «Stufen» des Tempels festzustellen ist. Diese «paarweise Anordnung» ist nicht nur ein administratives System, sondern deckt sich mit einer viel tieferen Lebensphilosophie der Templer.

Untersucht man die geographische Beziehung der «Baylies» zu den Komtureien, so entdeckt man, daß diese wie ein Reflex der Macht, die von den Baylies ausgeht, mit ihnen verbunden sind. Die Kirchenarchive sprechen übrigens von einer angenehmen Abhängigkeit. Dasselbe gilt für die Provinzhäuser: Saint-Gilles und Montfrin, Arles und Fos, Luz-la-Croix-Haute und Col-de-Cabres, Bailes und Marseille, Montpellier und Vauquières, Pézenas und Cazouls-d'Hérault, Narbonne und Peyrens, Douzens und Saint-Jean, Toulouse und Lespinet, Etampes und Chalou, Payns und Troyes. Nicht nur jede Baylie, auch jede Komturei besitzt ihr «Schwesterhaus».

Die Zweiheit – eine Philosophie?

Und verlangte die Regel nicht, daß die Ritter zu zweit aus einem Napf essen, und später die modernisierte Regel, die sogenannte «Verkürzte», verlangte sie nicht, daß die Ritter nur zu zweit ausgehen?

Diese Überlegungen bringen uns auf eines der wahrscheinlich bekanntesten Kennzeichen des Ordens zurück, das zwei mit dem Schild und der Lanze bewaffnete Ritter auf nur einem Pferd darstellt.

Und dies erinnert uns auch an die Darstellung zweier Ritter, die hinter einem einzigen Karfunkel-Schild Schutz suchen, die man an der Pforte der Kathedrale von Reims – wo sie nackt sind – sehen kann, aber auch in Chartres und Amiens. Man weiß, daß selbst der Obermeister nie ohne seinen «Waffenkameraden» auf Reisen ging.

Sicherlich handelt es sich hierbei um die Anwendung einer Philosophie des Dualismus: nämlich die des Seins und des Tuns, was nicht manichäisch ausgelegt werden soll. Jedes Paar, ob Ritter, Komtureien oder «Baylies», mußte zusammen die zwei Aspekte ein und desselben Begriffs darstellen.

Und dies entsprach der Regel, die vom heiligen Bernhard selbst verfaßt worden war. Es ist tatsächlich ein Zweiheits-«System», das die Organisation des Templerordens von oben bis unten durchzieht. Es beginnt mit der Teilung Orient/Abendland und endet mit der paarweisen Aufstellung der Ritter. Symbolisch wird es durch das Schwarz und Weiß des «Baussant», der Standarte des Tempels, ausgedrückt.

Und lebt dieser Dualismus nicht auch in der gotischen Bauweise, in der das Gewölbe nur durch die Kraft zweier gegenüberstehender Strebepfeiler gehalten wird, von denen einer die Last des anderen abfängt?

Das Geheimnis des Dornbuschs

Im Gebiet des Lehnguts von Payns gab es einen Ort namens Lespincey. Diesen Ort, der zur Komturei gehörte, nannte man später Lépinay, Ort des Dornbuschs.

Mit nur wenigen Ausnahmen – vielleicht aber sind die Namen auch nur später verschwunden – haben *alle* Komtureien, oder zumindest alle Komtureipaare, in ihrer Nähe einen Ort des Dornbuschs. Daraus entstanden später Namen wie: Epinay, Pinay, L'Épinay, Epinac.

Heute sind dies Bezeichnungen für Orte, für ein Haus, einen Weiher oder sogar für eine Stadt wie Epinay-sur-Orge. Und immer findet man in der Nähe dieser Namen Komtureien. So waren in der Nähe von Epinay-sur-Orge die Komtureien von Ris und Viry. Manchmal erweiterte sich der Name, besonders wenn es sich um Wälder handelte: Wald von Courbépine im Waldgebiet von Othe, nahe der «Baylie» von Coulours.

Weißdorn gleich Rose?

Dornbüsche gab es schon immer in Frankreich, aber diese «Regelmäßigkeit» ist nichtsdestoweniger seltsam. Besonders deutlich wird es in Payns, wo nach der Gründung der Komturei durch den Templerorden sich der Ortsname Lez-Pincey in Lépinay änderte.

Dies ist auch deshalb bemerkenswert und interessant, weil vor der «Erfindung» der Rose im 10. und 11. Jahrhundert

durch die persischen Gärtner-Alchimisten in Rom der weiße Dornbusch, der Weißdorn, in Gallien Rose genannt wurde. Damit sind wir direkt mit einer wichtigen Information über Symbolgehalte konfrontiert. Sie betrifft sowohl die Rose wie den Dornbusch. Eine Information, die aus uralten Zeiten stammt und die man in allen Religionen, in allen Heiligen Büchern findet.

Um mit dem Bekanntesten zu beginnen: Wir finden den Dornstrauch bereits als Baumaterial der Bundeslade. Es ist das Holz Spina Christi, das mit Gold belegt wird, ein harzreiches Gewächs, das allerdings dem Dornbusch unserer Regionen in nichts gleicht.

An Christus mit der Dornenkrone sei erinnert. Oder an den Text des Kirchenliedes: «Ich bin die Rose von Saron ... Gleich der Lilie inmitten von Dornsträuchern.» Die Heilige Jungfrau wird in den Litaneien als «Lilium inter spinas» bezeichnet, die Lilie inmitten von Dornsträuchern.

Die Erzählungen, die Märchen berichten noch mehr. Das verwunschene Schloß der schlafenden Schönen ist von Dornsträuchern eingeschlossen, die nur der Märchenprinz beiseiteschieben kann, um die Prinzessin zu wecken. Auch hier also die Lilie inmitten von Dornsträuchern.

Man findet diesen Dornstrauch als Krone gewunden in der christlichen Symbolik, wo er das geheiligte Herz umrahmt, man findet ihn aber auch in der alchemistischen Symbolik, wo er das flammende Herz einrahmt oder wo die Lilie mit den sieben Blüten aus ihm wächst; oder auch, indem er die Rose einrahmt.

So wie es in den Erzählungen beschrieben wird, ist fraglos der Dornstrauch als «Verteidigung» zu verstehen. Immer muß man erst den Dornstrauch beseitigen, um zur Schönen, zur Lilie, zur Rose zu kommen.

Aber es steckt noch ein anderer Aspekt im Symbol des Dornstrauches, ein Aspekt, der mehr auf das Menschliche zielt. Er gilt dem Rückgrat des Menschen (Rückgrat heißt französisch «l'épine dorsale», also wörtlich «Dornenstrauch des Rückens», A. d. Ü.): Schutz des Rückenmarks, aber auch Schutz des «Kanals», in dem die Lebensströme fließen, die vitale Kraft des Menschen.

Was Hindus lehren

Weise Hindus haben einige Erklärungen dazu geliefert, aber ihre Texte sind schwer zu übersetzen.

Sie gingen davon aus, daß es im Menschen eine Lebenskraft gibt, die nichts mit seiner animalischen Vitalität zu tun hat. Sie wird in den hinduistischen Traditionen als eine zusammengerollte Schlange dargestellt, die im Unterleib bei den Sexualdrüsen lebt. Es ist die Schlange «Kundulini». Sie schläft, und der Mensch soll sie aufwecken. Auf Bildern wird diese Kraft durch eine zusammengerollte Schlange dargestellt, auf der der Buddha meditierend sitzt.

Wenn die Meditationen diese Kraft geweckt haben, soll diese von selbst durch den «Kanal» der Wirbelsäule aufsteigen und auf ihrem Weg verschiedene Schwerpunkte, die von den Hindus «Schakras» genannt werden, erwecken. An diesen Punkten sitzen die höheren Sinne menschlichen Wesens. Es sind die Schwerpunkte für übersinnliche Wahrnehmungen. Diese Kraft steigt wie eine gleitende Schlange bis unter die Schädeldecke, wo sie dem Menschen das Gotteswissen öffnet, dann bis zur Zirbeldrüse, in der Mitte der Stirn, wo sie das «dritte Auge» öffnet, jenes des direkten Erkennens über Zeit und Raum hinaus.

Dieser Status wurde in der buddhistischen Ikonographie durch die Kobra versinnbildlicht, die ihr Haupt über den Kopf des Buddha hinausstreckt, der von der Eingebung erleuchtet wurde.

In den Statuen der ägyptischen Pharaonen ist diese Kraft durch das «aureus» dargestellt. Auf ihnen kommt der Kopf der Kobra aus der Stirnmitte des eingeweihten Pharaos.

Der Afterkuß der Templer

Zweifellos kannten die Templerritter diesen mystischen Vorgang. Sie haben ja während des Prozesses zugegeben, daß die Novizen vom Meister am unteren Teil des Rückgrats geküßt wurden. Mit diesen Küssen wollten die Eingeweihten helfen, diese Kraft zu wecken.

Außerdem war dies der Prüfstein, wie echt die Keuschheit der Novizen war. Es galt, diese Kraft, wenn sie erweckt worden ist, sofort nach innen, ins Geistige, zu lenken und nicht in einen äußerlichen sexuellen Akt ausarten zu lassen. Allein schon diese Prüfung der Keuschheit durch den Kuß auf das untere Rückgrat beweist, daß es einen Kreis von Eingeweihten im Templerorden gegeben haben muß.

Und die Episode um den Tod von Jacques de Molay, von dem noch gesprochen werden wird, zeigt, daß diese Weihe nicht nur symbolischen Charakter hatte.

Aber welcher Zusammenhang besteht zwischen den Orten mit dem Wort «l'épine» (Dornstrauch) im Namen und den nahen Komtureien?

Nicht ausgeschlossen, daß es zwischen diesen Orten und den

Komtureien unterirdische Verbindungen oder «bedeckte Alleen» für die Eingeweihten gab, die direkt zum «Großen Haus» führten. Der geheime Kern des Templersordens verfügte sicher über Kundschafter, deren Identität verborgen bleiben sollte und für die ein Name, in dem «Dornstrauch» vorkam, das Zeichen war, daß sie von diesem Ort ungesehen in die Komturei kommen konnten.

In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß es bei den Städten, innerhalb deren Mauern eine Komturei war, auch immer eine kleine «außerhalb der Mauern» gab. Manchmal war sie direkt an den Festungswall gebaut. Diese äußere war oft unterirdisch mit dem inneren Haus verbunden, so daß man, ohne durch die öffentlichen Pforten zu gehen, in das «Große Haus» gelangen konnte.

Es ist erwiesen, denn man entdeckte eine ganze Reihe davon, daß jede Komturei ihre versteckten unterirdischen Gänge hatte. Statt «entdeckte» müßte man richtiger sagen, daß man sich über ihre Existenz anhand der Ruinen klar geworden ist. Aber man fand sogar noch vorhandene unterirdische Gänge, wie z. B. vor langer Zeit jenen in Dormelle (Seine-et-Marne), durch den man landwirtschaftliche Geräte in den Bauernhof schaffte, der zur Komturei gehörte. Es ist ein sehr breiter, gewölbeartiger Gang, in dem drei Reiter nebeneinander reiten konnten! Der Gang ist nach achtzig Metern eingestürzt. Er führte in Pichtung Paley, zur Schwesterkomturei von Dormelle.

Es lohnte sich, die Kellergewölbe der Burgen und Häuser von Epine oder Epinac zu erforschen!

Auch sollte man untersuchen, ob die äußerst geheimnisvolle Kirche von Notre-Dame-de-l'Epine, die im 14. und

15. Jahrhundert auf einer Anhöhe über der Vesle, einige Kilometer von Châlons-sur-Marne, errichtet wurde, nicht eine direkte Verbindung zu einem Ort gehabt hat, in dessen Namen épine vorkommt und der in der Nähe einer Komturei lag.

Denn diese Basilika, ein Wallfahrtsort, liegt tatsächlich auf der gleichen Höhe wie einige Komtureien, die früher unter der Herrschaft von La Villeneuve-au-Temple standen und heute noch Saint-Etienne-au-Temple, Dampierre-au-Temple, Saint-Hilaire-au-Temple heißen.

In meinem Buch «Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres» habe ich darauf hingewiesen, daß die Notre-Dame-Kathedralen des alten Frankreich im Pariser Becken so zueinander liegen, daß die Verbindungslinien untereinander fast genau denen des Sternbilds der Jungfrau entsprechen, wie wir es am Himmel sehen. Ein Stern dieser Konstellation, nahe der Spica, entspricht dem Standort dieser seltsamen Kathedrale Notre-Dame-de-l'Epine. Seltsam, weil nichts in ihrer Geschichte und in ihrer Konzeption logisch dazu paßt.

Die Überlieferung berichtet, daß diese Kirche an einer Stelle errichtet worden ist, an der ein Schäfer um das Jahr 1400 die Statue einer Jungfrau in einem brennenden Dornstrauch – daher der Name – entdeckte. Aufgrund dieser Überlieferung sei dann aus diesem Platz ein Wallfahrtsort geworden. Aber in Schriften aus dem 13. Jahrhundert wird erwähnt, daß schon 1230 hier an dieser sehr alten Anhöhe eine Kirche existierte. Und auch der Wallfahrtsort scheint viel älter zu sein.

Die jetzige Kirche wurde, das weiß man sicher, im 15. Jahrhundert begonnen, weil durch die Legende von der Jungfrau im Dornstrauch die Pilgerscharen hierherströmten. Mitten im Hundertjährigen Krieg – 1410 – begann man mit dem

Bau, der aber erst nach mehr als einhundert Jahren fertiggestellt wurde.

Wenn aber, und alle Archäologen sind dieser Ansicht, die Kirche auch aus dem 15. Jahrhundert stammt, so ist ihr Bauplan älter, nämlich vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Und nicht nur der Plan, sondern auch der Aufbau, ausgenommen einige schmückende Details, die den Geschmack der Baumeister verraten, architektonisch aber ohne Bedeutung sind.

Ähnlichkeiten, die zu denken gehen

Der Plan und die Dimensionen dieser Kirche sind denen von Chartres sehr ähnlich. Wie in Chartres findet man die Oktavproportion zwischen der Länge des Chors und der des Schiffs, ebenso des Chors zu den Pforten. Auch wurde die Oktavproportion zwischen der Breite des Schiffs und der der Seitenschiffe eingehalten.

Desgleichen ist die rhythmische Entwicklung der Horizontalen des Schiffs – also: die Aufsätze der Stützpfeiler, das Mauerband des Triforiumfundaments, die hohen Fenster, die Fundamentaufsätze der Spitzbögen des Gewölbes – identisch mit jener von Chartres, d. h. sie entsprechen der gregorianischen geometrischen Tonleiter.

Das Gewölbe jedoch besteht aus einem Spitzbogen ähnlich dem von Amiens.

Mehr noch: Die freistehenden Pfeiler werden analog denen von Chartres, Reims und Amiens verwendet, d. h. sie haben die Form des keltischen Kreuzes; es sind Bündelpfeiler, die das Zeichen der Bruderschaft der Baumeister tragen; jener Bruderschaft, die diese drei Kirchen errichtete und die, ohne daß dies durch Dokumente zu belegen ist, jene der «Kinder

Salomos» gewesen sein könnte, die direkt mit dem Templerorden verbunden waren.

Existierte der Templerorden noch weiter?

Aber zur Bauzeit waren die Bruderschaften der Baumeister verboten und zerstreut oder zumindest untergetaucht. Wer ist denn auf den Gedanken gekommen, eine neue Kirche auf dem geweihten Platz, der schon seit zwei Jahrhunderten verehrt wurde, zu errichten?

Vielleicht könnte man sagen, daß die Baumeister des 15. Jahrhunderts einfach alte Kathedralen «kopieren» wollten, aber warum dann nur in der architektonischen Konzeption? Denn Pforten, Kirchturm und Apsis tragen die Merkmale ihrer Zeit.

Einleuchtender wäre, daß der Plan doch schon vor mehr als zweihundert Jahren vorgefertigt wurde. Aber, wenn dem so war, welche Nachricht wollte man über diese lange Zeit hinaus übermitteln, sowohl mit der Legende der Jungfrau im brennenden Dornstrauch als auch mit der architektonischen Reminiszenz an eine Tradition, die 1314 so jäh beendet wurde?

Nun, es gibt eine Legende, daß der Plan angeblich von einem englischen Baumeister namens Patrice stammt.

Aber Luc Benoist glaubt, daß dies eine Namensverwechslung mit einem Maurer aus Chälons ist, der Poutrice hieß und um 1453 an den Türmen arbeitete.

Ob nun der Plan aus England kam oder nicht – die Theorie, daß es ihn bereits seit langem gab, ist nicht so einfach beiseite zu schieben.

Seltsam, wie alles zusammentrifft: die wundertätige Statue,

die den Anstoß zum Bau gibt, der Bauplan, und auch der Unbekannte, ein Nachkomme der «Kinder Salomos», der das Werk nach diesem Plan und mit den alten Grundgedanken, «die er noch kennt», in Angriff nimmt.

Weder kann man diesen noch andere Orte, die das Wort «épine» in ihrem Namen haben, von den nahe gelegenen Komtureien trennen. Möglicherweise sind hier Belege verborgen, daß der Templerorden auch nach dem Prozeß noch weiterbestand. Wer will, wer kann das verbindlich beantworten?

Noch einmal zum Dornstrauch. Bekanntlich wurden eigens für die Templer fünf verschiedene französische Übersetzungen vom «Buch der Richter» gemacht. Man sagt, damit sie in den Refektorien gelesen werden konnten, aber es kann sich auch um Bücher mit geheimen Hinweisen gehandelt haben. Wie dem auch sei, im «Buch der Richter» (IX,14) kann man lesen (in moderner Übersetzung):

«Also sprachen alle Bäume zum Dornstrauch: «Komm und regiere über uns.» Und der Dornstrauch antwortete den Bäumen: «Wenn ihr mich aufrichtig gewählt habt, damit ich über euch regiere, kommt her, sucht Schutz unter meinem Schatten; wo nicht, soll Feuer aus dem Dornstrauch brechen und die Zedern Libanons verschlingen.»»

Die Templerwege

Im allgemeinen war die Komturei ein Bauernhof; aber sie war auch ein Haus im Sinn der alten Reiseraststätten. Als Kirche bot sie Asyl und als Kloster vergab sie Fremdenzimmer.

Damit setzte der Templerorden die Tradition der Klöster fort, in denen die Gastfreiheit zu den obersten Regeln gehörte; genauso war es in den Templerhäusern, jedoch mit einem bemerkenswerten Unterschied: wenn der Reisende ein Kloster, in dem er die Nacht über Asyl gefunden hatte, verließ, war er allen Gefahren ausgesetzt, vor allem plündernden Wegelagerern; auf dem Gebiet der Templer aber war er keinen herrschaftlichen Sonderrechten ausgeliefert. Damit befand er sich auch außerhalb der Komtureien in vollkommener Sicherheit.

Die Templer nahmen alle Schenkungen an, die ihnen gemacht wurden. Häuser und Ländereien, und es ist verständlich, daß es nicht der fruchtbarste Boden war, den sie erhielten: Brachland, Wälder, Moore. Die Landarbeiter des Templerordens machten diese Gebiete urbar, rodeten, deichten die Weiher ein, kultivierten. Doch scheuten sich die Templer auch nicht, Gebiete zu tauschen, und als sie reich waren, selbst Land zu kaufen.

Von der Baylie Couleurs (Yonne) ist überliefert, wie die Maßnahmen zur Erweiterung einer Komturei verliefen. Einige der erworbenen Güter liegen nahe Couleurs, logisch, aber außerdem erkennt man, daß die neu erworbenen, weiter

entfernt liegenden Güter auf zwei Linien liegen: die eine verbindet Coulours mit Payns, die andere Coulours mit Joigny, wo sich ebenfalls eine Komturei befand.

Zuerst erwarb der Orden ein Gebiet in Rigny-le-Ferron, wo die Schwesterkomturei von Coulours errichtet wurde. Dann wurde ein anderes, weiter entferntes Gebiet in Mesnil-Saint-Loup, das in Richtung Payns liegt, erworben. Dort wurde ein neues Haus errichtet. Drittens schließlich erwarb man Gebiete zwischen Rigny und Mesnil, die in einer Flußniederung an der Vanne in Villemaur-sur-Vanne liegen. Nun, von Coulours nach Rigny-le-Ferron sind es sechs Kilometer. Von Rigny-le-Ferron nach Villemaur sind es neun. Von Villemaur nach Mesnil-Saint-Soup sechs.

Wie die Templer Reisende schützen

Was folgt daraus? Der Reisende, dessen Weg von Coulours nach Payns führte, befand sich immer auf Gebieten, die den Templern gehörten oder zumindest unter ihrer Aufsicht standen. Das gleiche galt für den Weg von Joigny quer durch das Waldmassiv von Othe.

Doch das, was man die «Templerwege» nennen könnte, gilt nicht für diese beiden Teilstrecken. Man kann einige dieser Wege von Komturei zu Komturei verfolgen.

Man kann noch weiter gehen! Es ist belegt, daß die «Templerwege» nicht für die Komtureien angelegt wurden, sondern im Gegenteil, daß die Komtureien mit Vorbedacht auf diesen Wegen errichtet worden sind, damit diese Wege genutzt werden konnten.

Warum dieses beständige Interesse für Verbindungswege? Sicher, weil auch dies ein Teil jener Mission war, die ihnen der

heilige Bernhard übertragen hatte. Ihre Aufgabe war, die Bildung zu fördern, doch dies kann man nur erfolgreich betreiben, wenn es Verbindungswege gibt.

Schon Cäsars Legionen marschierten auf diesen Wegen

Man fand am Rande dieser Wege sogar noch eine keltische Tradition.

Man glaubte, oder man machte uns lange glauben, daß unsere Vorfahren, die Gallier, die, wie allgemein bekannt, blonde Schnurrbärte trugen, ungebildete Barbaren waren, die abgesehen in den Wäldern ihrer Gallia comata lebten. Aber diese Hinterwäldler hatten bereits ein perfekt ausgebautes Straßennetz, was nicht zuletzt durch die Schnelligkeit belegt wird, mit der Cäsar und andere Eroberer ihre Truppen verschieben konnten.

Cäsar konnte in der Limagne eine Wegstrecke von 75 Kilometern in vierundzwanzig Stunden zurücklegen; eine andere von 45 Kilometern zwischen Soissons und Reims ebenfalls an einem Tag. In den sieben Jahren seines Feldzugs erwähnt er nur einen einzigen Straßenbau und eine einzige Brücke, die seine Pioniere errichten mußten, denn er fand selbstverständlich auch Brücken auf diesen Wegen vor.

Zum Vergleich: Hannibal schaffte mit seinen Elefanten – und dies nicht auf römischen Wegen – 37 Kilometer am Tag.

Außerdem tragen einige Wege noch heute den Namen des Druiden, der sie anlegen ließ, wie z. B. die «Chaussée Brunehaut»; und man fand eine Gürtelschnalle, die auf 500 v. Chr. datiert ist, in der Grundsicht eines römischen Wegs am Rheinufer, eines römischen Wegs, der aber schon aus gallischer Zeit stammte.

Dreißig Tage brauchte das Zinn der bretonischen Inseln, um von der Seinemündung nach Marseille zu gelangen.

Die gallischen Wege waren Handelsstraßen. Die Römer bauten sie lediglich zu Nachschubstrecken aus. Doch all das ging durch die Invasionen der Barbaren unter. Und keiner der regierenden neuen Landesherren war bereit, Abhilfe zu schaffen. Schlecht und recht und langsam bediente man sich mit Hilfe von Lasttieren der alten Wege, die nicht repariert wurden und schnell verrotteten. Die Überquerungen von Flüssen stellte die Reisenden vor fast unlösbare Probleme.

Reisen – eine Sache auf Leben und Tod

Auch hier brachten die Söhne des heiligen Benedikt «Erste Hilfe». Einer zum Orden gehörenden Baumeisterbruderschaft, den sogenannten «Pontifexmönchen», oblag es, die Brücken wiederaufzubauen, einige sind noch vorhanden, wodurch die Lehnsherren die Möglichkeit erhielten, ansehnliche Brückengelder einzukassieren.

Wegen der schlechten Wegverhältnisse, aber auch wegen der Moraste und Wälder, der wilden Tiere und vor allem wegen der Strauchdiebe und adligen Wegelagerer war es im Mittelalter so gefährlich, auf Reisen zu gehen. Für einzelne Personen, aber auch für Handelszüge. Jeder Reisende setzte sein Leben aufs Spiel, zumindest aber die Güter, die er mit sich führte. Nur der, der einer «Herrschaft» angehörte, konnte bis zu einem gewissen Punkt dem Mord oder der Plünderung entgehen.

Diesen Zustand änderten die Templer. Ihre «Tempelhäuser» lagen meistens so nahe beieinander, daß die Reisenden, ob Pilger, Händler oder Arbeiter, auf ihren Wegen immer unter

der Aufsicht der Tempelritter standen, die ihnen im Notfall zu Hilfe eilten.

Man erkennt, daß viele Komtureien nur als «Wegesicherheitsposten» errichtet wurden, wenn man immer wieder in der Nähe von Furten oder Brücken, auf denen man die Flüsse überqueren konnte, «Templerhäuser» entdeckte. Die Geschichtsschreibung sagt nicht, ob der Orden diese Überquerungen selbst organisierte, aber ganz sicher überwachte er sie.

Weder in der Regel noch in der verkürzten Regel wird erwähnt, wer im Templerorden für die Anfertigung und Prüfung der Landkarten zuständig war, was ebenfalls auf die Existenz eines Führungsorgans schließen läßt, das über dem gesamten Templerorden steht und nicht verpflichtet ist, seine Absichten allen bekanntzugeben.

Die Tempelritter begleiteten nicht nur Pilgerzüge, sondern beschützten auch Handelskarawanen; es ist bekannt, daß die Templer, die gegen jede Behinderung und gegen die Zahlung von Wegegeldern waren, oft Wege wählten, auf denen die Konvois keine Wegegebühr zu zahlen brauchten.

Auch ist verbürgt, daß sie, um den Warenaustausch zu fördern, Handelsgüter in ihren Komtureien lagerten, was für sie außerdem Einnahmen brachte.

Sie taten noch mehr für den Handel: Sie vertrieben die bei ihnen gelagerten oder selbsterzeugten Waren, wodurch die gesamte Wirtschaft in ihren Gebieten belebt wurde; schließlich waren sie die einzigen, die die Produkte in den Handel bringen konnten.

Es wäre reizvoll, dem Verlauf dieser «Templerwege» nachzugehen. Zumindest quer durch Frankreich. Das ist nicht immer leicht, denn eine große Zahl Templerplätze ist noch immer unbekannt, und beträchtliche Teile auf einer Frank-

reichkarte sind ohne Vermerk, obgleich es dort genauso viele Komtureien gab wie in anderen Gegenden.

Der am ehesten nachprüfbare Weg (der sich nicht in Frankreich befindet) ist der von Santiago de Compostela. Er blieb bis heute unverändert.

Kann man diese Templerwege noch heute erkennen? Im allgemeinen nein, zumindest nicht im Detail, denn sie decken sich weder mit dem Peutinger-Verzeichnis der gallisch-römischen Heerstraßen noch mit den jetzigen Landstraßen.

Komtureien als Straßenknotenpunkte

Aber wenn man eine Karte betrachtet, auf der die heute bekannten Komtureien eingezeichnet sind – jede in Nachbarschaft zu einer Schwesterkomturei –, dann erkennt man über ganz Frankreich ein sehr dichtes Straßennetz, das das Land mit eindrucksvoller Geradlinigkeit überzieht.

Bevor wir uns mit diesen großen Wegachsen beschäftigen, lohnt es sich, die Verteilung der Komtureien auf französischem Boden zu untersuchen. An der Mittelmeerküste, von Barcelona bis nach Monaco, fallen sofort zweifache, manchmal dreifache Festungsgürtel auf.

Dies waren offenbar Verteidigungsfestungen gegen sarazenische Überfälle von der Seeseite, Piratenraubzüge, bei denen ein Dorf oder einzelne Bauernhöfe geplündert wurden. Danach segelte man wieder davon.

Diese Verteidigungskomtureien waren nach militärischen Gesichtspunkten errichtet, die für alle Verteidigungslinien zu allen Zeiten typisch sind. Sie wurden durch Wachtposten in jenen Häfen ergänzt, von denen aus die Templer Verbindung mit ihrer Armee im Heiligen Land hielten. Diese Häfen, die

praktisch dem Orden gehörten, waren: Collioure, vielleicht Mèze im Becken von Thau, Martigues-Berre, Saint-Tropez und Monte Carlo. Aber es gab auch Komtureien oder Festungen in anderen Häfen: Marseille, Hyères, Toulon, Antibes, Villefranche, Beaulieu und Menton. (Die Aufzählung bezieht sich nur auf den französischen Teil der Küste.)

Bei der Registrierung von einigen tausend Komtureien außerhalb dieses Verteidigungsgürtels habe ich festgestellt, daß es in einigen Gegenden richtige «Nester» von Komtureien gab. Eine dicht an der anderen.

So gibt es an der Grenze zwischen Hochburgund und Unterer Champagne eine Gegend, die besonders zahlreich mit Komtureien bestückt ist. Sie erstreckt sich von Auxerre bis zum Herzogtum Bar (ehem. Teil von Oberlothringen, A. d. Ü.).

Wen wundert es noch, daß Payns zu dieser Gruppe gehört? Payns, das mehr oder weniger das Haupthaus des abendländischen Teils des Ordens blieb. In dieser Region befinden sich auch Clairveaux und jener mysteriöse Wald des Orients, von dem im ersten Kapitel die Rede war.

Eine andere Zusammenballung von Komtureien befand sich in der Oberen Champagne zwischen Reims und Soissons. Sie reichte über die Mündung der Somme hinaus.

Um Paris lagen die Komtureien in Kreuzform, deren vertikaler Teil von Nemours nach Beauvais zeigt, während der horizontale Teil von Versailles nach Meaux reichte mit einer Verlängerung über Provins und der Straße nach Payns und Troyes.

Die übrigen Komtureien sind ziemlich gleichmäßig über französisches Gebiet verteilt, ob die Gegend nun arm oder reich, flach oder gebirgig ist. Die «Ausfälle» auf meiner Karte im Elsaß, in Lothringen, Flandern und in der Normandie be-

sagen nicht, daß die Templer in diesen Gegenden keine Besitzungen hatten, sondern zeugen nur von meiner Unkenntnis über deren Standorte.

Ein perfektes Straßennetz

Wenn man alle diese Punkte verbindet, entsteht, wie gesagt, ein Gitter, von dem die Hauptwege abzweigen. Diese nun sind sofort auf der Karte zu erkennen.

So ist das Mittelmeer mit dem Ärmelkanal durch zwei Wege verbunden. Der eine führt am Haupthaus von Paris vorbei, der andere am Haupthaus von Payns.

Der erste beginnt in Marseille und führt über Arles, Nîmes, Alès, Le Puy, Lezoux, Saint-Pourçain-sur-Sioule, Pougues, Nemours, Paris, Tillé-près-Beauvais und Abbeville und endet in der Nähe von Berk bei einem Ort, der Le-Temple-sur-l'Autie hieß.

Ich vermute, daß er bis nach Boulogne und Calais weiterging, wo man sich normalerweise nach England einschiffte.

Die zweite Route beginnt ebenfalls in Marseille, verbindet Avignon mit dem Weiher von Berre, steigt das Rhonetal am linken Flußufer hoch, geht aber nicht entlang der Rhone weiter, sondern führt an Lyon, Belleville, Mâcon, Chalon, Troyes und Payns vorbei und verbindet wieder Abbeville mit Compiègne und Montdidier.

Zwischen diesen beiden Straßen gibt es einen Verbindungsweg, durch den es möglich war, im Winter nicht den Weg über das Zentralmassiv zu nehmen, sondern über Bourbon-Lancy und Auxerre, nahe an Saint-Etienne vorbei, zu reisen. Dort teilte er sich. Einer führte nach Payns, der andere nach Paris.

Schließlich wurde der Weg von der Provence nach Châlons durch eine Alpenroute über Grenoble, Voiron und Bourg verbunden.

Zum Ärmelkanal und der Bretagne führte eine Route durch das Thau-Becken, dann hinauf über Espalion und Riomès-Montagnes, parallel dazu verlief eine Straße nach Indre (franz. Departement, A. d. Ü.) bis Villedary, führte dann an Le Mans, Balleroy und Cotentin vorbei bis Saint-Vast-la-Hougue und Valcanville in der Nähe von Barfleur. Ab Mans geht eine Abzweigung nach der Bretagne über Rennes, Saint-Malo, Saint-Cast und Saint-Brieuc.

Eine andere Route führt vom Thau-Becken über Montauban nach Bordeaux. Ab Damazan lief sie mit einem anderen Weg, der von Port-Vendres über Perpignan und Toulouse kam, zusammen.

Die von Westen nach Osten quer durchlaufenden Routen mündeten alle in Übergänge oder Gebirgspässe:

So die Straße von Flandern nach Straßburg, die durch eine Parallelstraße von Berk nach Colmar ergänzt wurde, so der Weg von der unteren Seine (man schiffte sich in Caudebec ein) zum Jura über den Süden oder Norden von Paris, Payns, Troyes und Besançon.

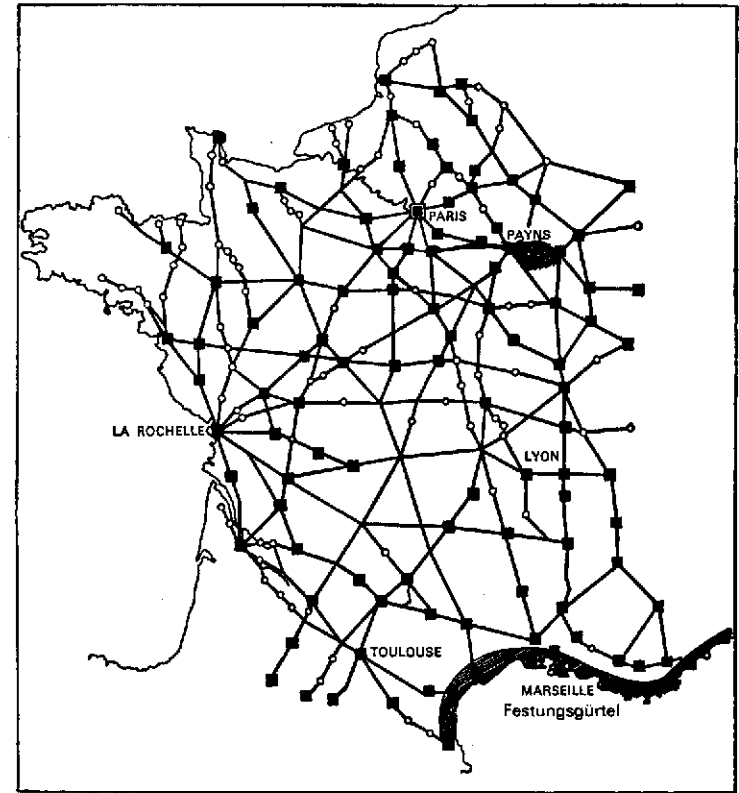
Sie vereinigten sich dann zur Route, die durch die Bretagne, an Rennes, Le Mans, Orléans und Auxerre vorbeiführte.

Eine andere Route an der unteren Loire, die zu denselben Gebieten des Juras führte, verlief an Nantes vorbei längs der südlichen Loire bis nach Bourges, Pougues und Chalon.

Von Payns aus verliefen auch verschiedene Routen strahlenförmig nach Osten über die Vogesen und den Jura, zum Südwesten über La Rochelle und Bordeaux.

Nicht zu vergessen die Routen in Richtung der Pyrenäen, zu

denen man durch die kreuz und quer laufenden «Zubringer» von Puymaurens, Peyresourde und Somport gelangt. In die Alpen gelangte man über Restefond, Mont-Genèvre und Mont-Cenis und sicher, obwohl ich zu diesem Teilgebiet keine Unterlagen habe, auch zum Großen Sankt Bernhard. Aber der Verlauf dieser Routen offenbart etwas wirklich Verblüffendes: Sechs der «großen Wege» strahlen über ganz Frankreich aus. Sie beginnen alle in La Rochelle.



Die gradlinigen Verbindungsstriche zeigen den Verlauf der Templerstraßen (in Frankreich, A. d. Ü.). Lediglich die Baylies sind namentlich aufgeführt. Außerdem sind jene Komtureien (durch Vierecke, A. d. Ü.) markiert, die Raststationen und «Übergänge» waren. Ihre namentliche Aufzählung hätte die Karte unübersichtlich gemacht, zumal oft auch die «Scheunen» von den Reisenden besucht wurden. Die Scheunen waren zwar nur einfache Bauerngehöfte, aber gehalten, die gleiche Gastfreundschaft zu gewähren wie die Komtureien. Doch gibt die Karte wenigstens einen ersten Eindruck von dem dichten Netz der Templerwege.

Das Geheimnis von La Rochelle

Sechs Hauptstraßen beginnen in La Rochelle und laufen strahlenförmig über ganz Frankreich. Es sind:

1. La Rochelle–Saint-Vast-la-Hougue–Barfleur, mit Nebenstraßen zur Atlantikküste und zur Bretagne.
2. La Rochelle–Somme-Bucht durch Le Mans, Dreux, Les Andelys, Gournay, Abbeville.
3. La Rochelle–Ardennen durch Angers, Pariser Region und die Obere Champagne.
4. La Rochelle–Lothringen durch Parthenay, Chatellerault, Preuilly-en-Berry, Gien, Troyes; der Weg wurde verdoppelt von Preuilly durch Cosnes zum Wald von Othe.
5. La Rochelle–Genf durch das Untere Poitou (alte franz. Provinz, A. d. Ü.), die Marche (heute: La Creuze, A. d. Ü.) und die Provinz Mâcon mit einer Abzweigung von Saint-Pourçain-sur-Sioule nach Chalon und Besançon.
6. La Rochelle–Valence du Rhône durch das Untere Angoumois (alte franz. Provinz, A. d. Ü.), Brive, die Provinz Cantal und Le Puy; es gab einen zweiten Weg von La Rochelle nach Saint-Vallier über Limoges, Issoire und Saint-Etienne.

Außerdem gehörte noch eine Straße dazu, die nach Bordeaux führte und dort in die Hauptstraße mündete, die vom Atlantik zur Provinz Narbonne verlief

Man fragt sich, welche Bedeutung eine Stadt wie La Rochelle für den Templerorden gehabt haben kann. Oder galt das Interesse dem Hafen von La Rochelle, der allerdings erst am Anfang dieser Epoche erwähnt wird? Die Templer besaßen hier ein Provinzhaus, von dem aus alle Ordenshäuser und Komtureien an diesem Teil der Atlantikküste betreut wurden.

Genau wie um den «Wald des Orients» gab es auch hier einen doppelten Ring von nahe beieinander gelegenen Komtureien!

Um es mit Ironie zu sagen: wenn dies kein Zufall war, darf man annehmen, daß sie nicht aus Versehen so angelegt worden sind.

Kann man daraus schließen, daß der Hafen von La Rochelle für den Templerorden von besonderem Interesse war, zumindest für seine Flotte, die von hier aus uns noch nicht bekannte Seereisen unternahm?

Man kann! Wir wissen durch Nachforschungen, auch wenn darüber nur wenige Dokumente erhalten blieben, daß der Templerorden eine starke Marine besaß.

Diese Flotte war bedeutend genug, daß sie die Reeder von Marseille störte. Sie limitierten die Einschiffung in Marseille, weil sie fürchteten, daß sonst die Templer das Monopol für den gesamten Handelsverkehr mit dem Heiligen Land besäßen! Man vereinbarte, daß der Templerorden eine gewisse Transportmenge den Reedern von Marseille überließ.

Außerdem besaß der Orden in Saint-Raphaël an der provenzalischen Küste einen eigenen Ankerplatz für seine Schiffe, ebenso einen an der katalanischen Küste und einen weiteren in Collioure. Sicher ist, daß die Templer auch eine Flotte

in Mallorca liegen hatten und wahrscheinlich eine weitere in Portugal.

Interessant in diesem Zusammenhang ist der Vertragstext einer Vereinbarung, der besagt, daß «alle Schiffe des Meeres, die in Akka (türkische Stadt in Syrien, früher Ptolemais genannt, A. d. Ü.) liegen, dem Komtur dieses Gebiets unterstehen, ebenso der Hafenkommendant von Akka und alle Brüder, die ihm unterstehen».

Und es ist bekannt, daß Richard Löwenherz als Templer verkleidet auf einem Schiff des Ordens ins Abendland zurückkehrte.

Aber welche Beziehung bestand zwischen La Rochelle und dem Heiligen Land?

Die Antwort ist verblüffend: gar keine!

Der Templerorden hatte zwar Besitztümer in England, Portugal und Spanien, aber seine Verbindungen nach England liefen über die Häfen Flanderns und der Normandie, besonders über Barfleur, dem das Ordenshaus von Valcanville unterstellt war, sowie über Saint-Valéry-en-Caux mit den beiden Komtureien von Blossville und Drosay und schließlich über die Häfen an der Somme und über die der Nordküste.

Die Verbindungen nach Spanien und Portugal waren zu Land sicherer als auf dem Seeweg, da die Komtureien die Gebirgspässe kontrollierten. Außerdem wären im anderen Fall – bei der Benützung des Seewegs – die «Kontakthäfen» mehr an der Küste Kantabriens (heute: Biskaya, A. d. Ü.) angelegt worden.

Also?

Also halten wir uns an das, was Jean de la Varcnde berichtet. Er war ein sehr gewissenhafter Geschichtsschreiber, was Freunde wie Gegner anerkennen, hoch gebildet, dessen

schriftstellerische Fähigkeiten durch ein Wissen ergänzt wurden, das aus der Familiengeschichte und aus privaten Archiven der Normandie stammte. Aber auch aus anderen Quellen.

Jean de la Varcnde also berichtet in seinem Buch «Die Edelmannen», daß die Templer regelmäßig nach Amerika segelten, wo sie Minen ausbeuteten! Es waren keine Gold-, sondern Silberminen. Das sei auch der Grund für die französische Redensart «Er hat viel Silber», die man benützt, wenn man jemanden als sehr reich bezeichnen will.

Nun, ich bin bereit, Jean de La Varcnde zu glauben. Und zwar nicht nur wegen dieser «Silber»-Redensart. Silber, das ist nichts Besonderes. Wenn dies nur eine Romanerfindung wäre, der Erzähler wäre nicht so knausrig gewesen, sondern hätte die Templer Gold oder Edelsteine zurückbringen lassen!

Zugegeben, einen Beweis gibt es nicht. Aber welche Beweise gibt es denn überhaupt, wenn es sich um den Templerorden handelt? Immer sind die Spuren sorgfältig verwischt worden. Selbst wenn es welche gibt, dann bestimmt nicht in Archiven.

Aber überlegen wir dies:

1. Fest steht, daß die Templer eine eigene Flotte besaßen, deren Seeleute zum Orden gehörten;
2. Daß ein Teil der Seeleute Normannen gewesen sein mußten, deren Eltern in den Anfangsjahren des Templerordens, vielleicht auch einige Jahrzehnte früher, von Grönland nach Amerika, das sie «Winland» nannten, gesegelt sind – und dies mehrere Male¹;
3. daß unter diesen Seeleuten sicher auch Bretonen waren, de-

¹ Ch.-H. Smith: Les expéditions des Normands (Payot, 1941).

ren Vorfahren lange vor Christoph Kolumbus an der Küste von Philadelphia gelandet waren;

4. daß es unter den Templern bestimmt genug Gebildete gab, die bereits wußten, daß die Erde rund ist. So wie es der Benediktiner-Papst Sylvester II. und einige seiner Schüler wußten. So wie es der Baumeister von Chartres wußte, der sogar die exakten Maße kannte;

5. daß die Templer bestimmt phönizische Häfen angelaufen haben, wo sie vielleicht auf Dokumente jener phönizischen Vorfahren stießen, die wahrscheinlich auch bereits die amerikanischen Küsten erreicht hatten. Die berühmte Karte von «Piri Reis» verrät genug über die geographischen Kenntnisse der Antike.

Und fest steht schließlich:

6. daß nach der Auflösung des Templerordens die Ritter der iberischen Halbinsel verschiedenen anderen Orden beitraten, deren Regeln denen der Templer mehr oder weniger entsprachen. In Spanien war es der von Calatrava und in Portugal der Christusorden, der überhaupt erst auf ihre Anregung hin gegründet wurde.

Nun ist aber bekannt, daß Kolumbus die Urkunden und Archive von Calatrava eingesehen hat, ebenso wie andere, die Isabella die Katholische darüber informierten. Und wenige Jahre später segelte die spanische Flotte mit vollem Tuch gen Amerika. In der Hoffnung auf reiche Beute!

Aber auch die portugiesische Flotte kreuzte ziemlich genau zur gleichen Zeit auf bis dahin unbekanntem Seewegen. Dazu ein aufregendes Zitat: «Von Kap Mogador an darf kein portugiesisches Schiff unter einer anderen Flagge als der des Ordens segeln!»

Unter der Flagge der aufgelösten, aber neu organisierten

Templer entdeckte Vasco da Gama Indien, das dann Alfonso de Albuquerque und Juan de Castro unterjochten².

Sicher sind das keine ausreichenden Beweise, um die Theorie zu akzeptieren. Aber diese Angaben liefern doch ein großes Bündel von Indizien: Jedoch ist das noch nicht alles! Auf dem Giebelries der Vorhalle der Basilika von Vézelay, der ungefähr um 1150 entstand, ist unter den Menschenrassen auch ein «Indianer» mit großen Ohren dargestellt. Ein amerikanischer Indianer!

Und noch ein Hinweis: die «Compagnons du Devoir de Liberté» (Bruderschaft der Pflicht der Freiheit), Nachkommen der «Kinder Salomos», Schützlinge des Templerordens, nannten sich ebenfalls «Indianer», wie zur Erinnerung an eine große Reise.

Und noch etwas: Ich glaube nachgewiesen zu haben, in welchem großen Maß im mittelalterlichen Frankreich alles, was die Entwicklung vorantrieb, seine wahren Quellen in der keltischen Tradition hatte.

Es lohnt sich, darüber etwas mehr zu sagen.

Andere vor mir – und ich denke besonders an Marcel Moreau³ und Régine Pernoud⁴ – haben aufgedeckt, welchen Einfluß die keltische Tradition und die gallische Kunst auf romanische Ausdrucksformen hatten. Die Menschen, die die Romanik, dann die Gotik schufen, wußten dies. Sie übertrugen die vorchristliche Tradition in ihre Zeit. Und diese Tradition hatte ihre Legenden, die vielleicht einst Tatsachenberichte waren.

² Correa de Sero: Notiz über die wirklichen Nachfolger der Templer. Zitiert nach John Charpentier: Die Templer, Klett-Verlag, Stuttgart.

³ Marcel Moreau: Die keltische Tradition in der romanischen Kunst (Atlantis).

⁴ Régine Pernoud: Die gallische Kunst.

Die Ballade von Cuchulain, einem Helden der Ritterbruderschaft des «Roten Zweiges von Irland», erzählt, daß dieser Held (gestorben im Jahr 2 n. Chr.) einer jener legendären Männer war, die zu den «glücklichen Inseln» vorstießen, die im Westen lagen, über den Meeren, «auf der Insel von Labred, im Land der Wonne, im Herzen des klaren, blauen Sees»; jene Insel, wo die Paläste Betten aus Silber hatten und «von deren Wänden der Porphyrglänzte, wo die kunstvoll gravierten Waffen funkelten, wo riesige Apfelbäume wuchsen, die sich unter den Früchten bogen».

Die Legende erzählt weiter, daß Cuchulain auf der verzauberten Insel, um seinem Gastgeber zu helfen, gegen dessen Feinde kämpfte, dann aber, nach einer Zeit der Wonne, zurück nach Ulster zu seiner Gattin Elmer kam.

Seltsame Parallele: Nach einer Legende der Maya von Guatemala und Yucatán landeten in grauer Vorzeit weiße Männer an ihren Stränden. Die Rümpfe ihrer Schiffe glänzten in der Sonne und glitten wie große Schlangen über die Wogen. Die weißen Männer waren groß, schön, hatten blaue Augen und waren seltsam gekleidet. Ihre Brust war mit einem Emblem geschmückt, das an zwei verschlungene Schlangen erinnerte. Und diese «Götter», wie sie sie nannten, blieben bei den Maya und lehrten sie.

Jahrhunderte vergingen...

Weiter erzählte man sich, daß etwa im 11. Jahrhundert ein Fremder bei Yucatán landete. Mexikanisch nannte man ihn «Quetzalcoatl» (die Vogelschlange) und in der Sprache der Maya «Kukulkan» (die gefiederte Schlange). Er wurde zuerst einmal gefangengenommen und in Chichén-Itzá in eine Grube geworfen. Doch es gelang ihm zu überleben. Man nahm das als ein Zeichen der Götter und verehrte ihn von da an als «Gesandten Gottes auf Erden».

Er trug einen Bart!

Es lohnt sich, über diese Geschichten nachzudenken. Aus mehreren Gründen. Zuerst einmal, weil Cuchulain, der der leichteren Aussprache wegen heute «Courouline» genannt wird, früher «Koukoul'han» ausgesprochen wurde.

Als zweites, weil die irischen Hochseeschiffe ähnlich wie die norwegischen «Drakkar» (Drakkar, Plural = Drachen) ausgesehen haben mußten und auf dem Schiffsbug den Kopf einer Schlange oder eines Drachens hatten. Und diese «Schlange» bekam durch die Ruder eine Art Federkleid.

Die Männer, die auf dieser gefiederten Schlange zu den Maya kamen, waren weiß, groß, hatten blaue Augen und trugen Bärte, dies alles stand im Gegensatz zu den «Indianern».

Wenn dann noch der Anführer der Besatzung auf der Brust das Zeichen des Eingeweihten trug, nämlich so, wie es irischer Brauch war, zwei verschlungene Schlangen, wäre es dann verwunderlich, daß er seine Zeichen auf den Bauwerken der Maya hinterließ und, da er seinen Gastgebern helfen konnte, ihre Feinde zu überwinden, daß dieser gefiederte Schlangemensch Gottesgestalt annahm, als er wieder über das Meer davonsegelte?

Und nun zur zweiten Legende, nach der im 11. oder 12. Jahrhundert ein anderer «Weißer», der ebenfalls einen Bart trug, an den Küsten von Yucatán landete, wieder mit einem Schiff, das einem «Drak» ähnlich war. Nachdem dieser «bärtige Weiße» eine so schwierige Prüfung wie das Überleben in einer Grube besteht, ist es da verwunderlich, wenn man in ihm einen Abgesandten des legendären Gottes Kukulkan sieht?

Wieso soll es nach all dem unmöglich gewesen sein, daß die Templer tatsächlich in Amerika, genauer in Yucatán, wo es viele Silberminen gibt, gelandet sind? Auf jeden Fall ist es hi-

statisch belegt, daß, als die Männer unter Kolumbus in Amerika an Land gingen, sie Eingeborene trafen, die das Kreuz kannten und die nicht im mindesten über das Aussehen der Fremden erstaunt waren. Mehr noch: Sie bereiteten ihnen einen erstaunlich freundlichen Empfang.

Aber die Konquistadoren wollten Gold. Und man weiß, wie das endete...

Doch niemand ist gezwungen, Legenden als romantisierte Berichte von Tatsachen zu akzeptieren. Aber es gibt andere Belege, die weniger legendär sind.

Als erstes: Silbergeld ist im hohen Mittelalter sehr selten. Man prägt fast ausschließlich Gold oder Bronze. Im Orient ist Silber mehr wert als Gold!

Am Ende des Mittelalters ist das Silbergeld, das «Weiße», wie Villon sagt, die gängige Münze.

Aber woher kam das Silber?

In Europa gibt es sehr wenige Silberminen, in Deutschland schon, aber die sind zu dieser Zeit noch nicht erschlossen. In Rußland gibt es welche, aber man weiß nichts davon. Die meisten Silberminen liegen in Mexiko und in Nordamerika.

Woher kam also das Silber, das am Ende des Mittelalters, vor Christoph Kolumbus, im Umlauf ist?

Und welchen anderen Grund, als dieses Silber heranzuschaffen, kann für den Templerorden die Zusammenführung aller Straßen in La Rochelle gehabt haben? In La Rochelle, das damals noch nicht einmal eine Stadt ist!

Vor dem 12. Jahrhundert ist Europa arm. Nichts ist in Umlauf: Das Geld ist knapp.

Vom 12. bis 14. Jahrhundert jedoch wächst und verbreitet

sich der Reichtum, durch den Außergewöhnliches verwirklicht werden kann. Unter anderem die Kathedralen.

Muß das nicht zu einer Inflation führen? Keine Papierinflation, da es das Papiergeld noch nicht gibt, sondern notwendigerweise zu einer Inflation des Silbergeldes?

Und damit sind wir wieder bei der Frage: Woher kommt das Silber? Entweder muß es jemand herbeischaffen – oder jemand muß es herstellen: also Transport oder Alchimie.

Das eine schließt übrigens das andere nicht aus.

Ich halte mich nicht für übertrieben naiv, wenn ich die Ansicht vertrete, daß jener Eingeweihte, der das «Glas» der Kathedralenfenster herzustellen in der Lage war, auch fähig gewesen ist, Gold zu machen. Aber diese Kunst muß, wenn es sie gab, auf wenige begrenzt gewesen sein.

Also führt die Spur wieder zum Hafen von La Rochelle zurück, denn weder der Orient noch das Abendland hatten Silber. Oder zumindest sehr wenig!

Der Reichtum des Tempels

Was unsere «kapitalistische» Zeit – ganz gleich, ob es sich nun um Privatkapitalismus oder um Staatskapitalismus handelt – vielleicht am meisten an der Templerorganisation bewundert, ist das, was man die Erfindung des Bankwesens genannt hat.

Genaugenommen war dies keine Erfindung, sondern es ergab sich – eigentlich ungewollt –, daß aus der Vielzahl von «Filialen» des Ordens, nämlich seinen Komtureien, eine große Organisation entstand. (Ich glaube nicht, daß die Templer von vornherein die Absicht gehabt hatten, sich daran zu bereichern, aber sie genierten sich nicht, da es nun einmal existierte, dieses Banksystem zu benutzen.)

Der eigentliche Beginn, der durch die Schaffung der Tempelwege, der Raststationen, der Einrichtung von Fremdenzimmern und Lagerscheunen gekennzeichnet ist, war die Entwicklung des Handels. Er begann als Tauschhandel, für den die Templer in ihren Gebieten die größtmögliche Sicherheit garantierten.

Um die Verlagerung und den Transport von Waren zu vereinfachen, mußte zwangsläufig aus dem Tauschhandel Ware gegen Ware sich ein Handel Ware gegen Geld entwickeln. Man muß sich dabei bewußt sein, daß es zu jener Zeit kein Papiergeld gab, vielmehr waren die Münzen aus schwerem Metall. Dies verlangte für den Transport größerer Mengen spezielle Transportmittel. Meist benützte man dafür Lasttiere. Auf diesen Transporten war man allen Wechselfällen aus-

gesetzt, vor allem waren die Geldtransporte eine große Verlockung für Straßenräuber.

Um diese Gefahren auszuschalten, übernahmen die Templer in ihren Gebieten das System des «Wechselbriefs», das die Venezianer und die Lombarden schon praktizierten.

Das System war einfach: Ein Privatmann hinterlegte sein Metallgeld bei einer Komturei, z. B. in Provins oder in Paris. Der Zahlmeister der Komturei übergab ihm über diese Summe einen Wechselbrief, auszuzahlen von einer anderen Komturei, z. B. Saint-Gilles du Gard oder Toulouse. Dort erhielt der Privatmann gegen Vorlage dieses Wechselbriefs Geld nach seiner Wahl, das dem Gegenwert dessen entsprach, was er in der anderen Komturei deponiert hatte.

Dadurch ersparten sich, was besonders für Großkaufleute wichtig war, die Händler den Geldtransport. Der Kaufmann trug bei seinen Reisen nur den Wechselbrief bei sich, der von einem Dieb nicht zu Geld gemacht werden konnte.

Wahrscheinlich waren diese Wechselbriefe sehr genau formuliert, um Betrügereien auszuschließen, und sicher trugen sie Geheimzeichen, die nur den Zahlmeistern bekannt waren und durch die eine Nachprüfung ihrer Echtheit möglich war.

Wir kennen die Geheimzeichen nicht, durch die der Zahlmeister der einen Komturei dem Zahlmeister der anderen die Echtheit der Wechselbriefe attestierte.

Das von Probst-Biraben aufgedeckte System erscheint mir wenig überzeugend, da das angeblich für die Entzifferung benutzte Symbol kein Templerkreuz, sondern ein Malteserkreuz ist. Und da außerdem, ob nun mit diesem oder jenem Symbol, das System naiv und zu einfach zu entziffern ist. Die Templer aber haben sich gerade bei der Verschleierung ihrer Geheimnisse überaus geschickt und schlaue erwiesen, deshalb

ist ja auch bis heute keines mit absoluter Sicherheit aufgedeckt worden!

Selbstverständlich werden die Templer, so wie es banküblich ist, für ihre Wechselbriefe im voraus ein «Agio» erhoben haben, aber niemand hat sich je beschwert, daß es zu hoch gewesen sei. Schließlich trugen die Templer das Risiko, den Geldtransport durch ihre Ritter abzusichern.

Aber das wichtige ist, daß dieses Bankwesen genau auf der Linie ihrer zivilisatorischen Mission lag: eine noch nicht fundierte, sich gerade erst entwickelnde Zivilisation fand durch solche Wechselgeschäfte engeren Kontakt zueinander. Die Bank der Templer war absolut gewissenhaft und ehrlich. Das zeigt sich unter anderem daran, daß finanziell Wohlhabende darum baten, ihr Geld bei den Templern hinterlegen zu dürfen, ja, ihnen sogar die Rechnungsführung anvertrauten.

Sogar das Vermögen zahlreicher Bistümer wurde den Häusern des Tempels anvertraut. Auch der König von Frankreich hinterlegte den königlichen Schatz im Tempel von Paris, und der Finanzverwalter des Tempels war gleichzeitig sein persönlicher Finanzverwalter. Es ging sogar noch weiter.

Ein Teil der Schenkungen, die dem Templerorden gemacht wurden, bestand aus Pfründen und verschiedenen Steuern, die an Kirchen und Handelsplätze zu zahlen waren. Deshalb mußten die Rechnungsmeister des Ordens auch mit den Methoden der Steuererhebung und deren Buchführung vertraut sein. Und deshalb übertrug ihnen die königliche Verwaltung nicht selten die Aufgabe, die königlichen Steuern einzutreiben!

So war es möglich, daß der Komtur von Payns gleichzeitig königlicher Steuereintreiber der Champagne und Flanderns war. Die eingezogenen Steuergelder wurden unter dem

Schutz von Ordensrittern in die Schatzkammer des Templerhauses von Paris transportiert.

Die Templer hatten Rechte und Pflichten eines Generalverwalters der Steuern.

Weil die Templer immer über beträchtliche Mengen Hartgeld verfügten, lag es nahe, es zu verleihen. So liehen sie dem König größere Beträge, durch die es Philipp dem Schönen überhaupt möglich war, seiner Tochter eine standesgemäße Mitgift zu geben. Sie borgten auch häufig Bistümern, die nur durch diese Darlehen ihre Bauten ausführen konnten.

Auch Privatmännern borgten sie Geld, und dies schon seit ihrer Gründung. So existiert der Text eines Darlehensvertrags mit Pierre Dresde von Saragossa und seiner Frau Elisabeth aus dem Jahr 1135. Auch den Pfandverleih praktizierten sie, etwa in der Art wie unsere heutigen städtischen Pfandleiher. Als 1307 die Templer verhaftet wurden, fand man in den Tempelhäusern genaue Inventarlisten jener hinterlegten Gegenstände, auf die sie Geld geliehen hatten. Der König nahm übrigens diese Listen an sich und ließ die für diese Gegenstände geliehenen Beträge für seine eigene Kasse eintreiben. Wahrhaft königlich!

Fraglos sind beträchtliche Beträge durch die Hände der Templer gegangen. So große Beträge, daß es ihnen ein leichtes gewesen wäre, Schätze anzusammeln. Aber es ist fast sicher, daß sie es nicht taten; abgesehen von jenen Geldern, die sie für ihr Bankwesen benötigten.

Wenn sie gewollt hätten, hätten sie das ganze Handelsleben dirigieren können, aber sie taten es nicht. Kultur, Handel, Kunsthandwerk und Bauwesen konnten sich nur weiterentwickeln, solange das Geld im Umlauf war.

Nein, das gesamte Geld, über das der Templerorden verfügte, wurde zum Kauf von Waren benutzt.

Lediglich der Schatz der Orientarmee, den Jacques de Molay zurückgebracht hatte, diente zum Kauf von Ländereien, hauptsächlich im Rhonetal rings um Baucaire und in den Rheinniederungen bei Trier.

Der Templerorden verteidigte zu dieser Zeit das Heilige Land nicht mehr. Er hielt es endgültig für verloren. Deshalb flossen ihm auch kaum noch Schenkungen zu oder Spenden von Aufhahmesuchenden, aber seine Einkünfte waren inzwischen so groß, daß seiner Ausbreitung keine Grenzen gesetzt waren.

Dieses territoriale Wachstum erfolgte so rasch, daß Philipp der Schöne kurz vor der Verhaftung der Templer einen Erlaß vorbereitet hatte, um diesen Landerwerb zu untersagen, einen Erlaß, den er schnell wieder zurückziehen mußte.

Einige Autoren des vorigen Jahrhunderts haben vergeblich versucht, den Reichtum der Templer zu «berechnen». Sie rechneten mit Beträgen in Gold, deren damaliger Wert nicht mehr festzustellen war. Sie rechneten mit einer so großen Zahl von Rittern, die unterhalten werden mußten, die alle üblichen Ordensstärken in den Schatten stellte. Dadurch kamen sie zu astronomischen Beträgen.

Eine solche Schätzung ist absolut unmöglich; die damaligen und die heutigen Wertsysteme sind völlig verschieden.

Wir können davon ausgehen, daß es allein in Frankreich an die zweitausend Komtureien gab. Rechnet man weiter, daß zu jeder Komturei mehrere «Scheunen» gehörten, die Felder bestellten oder bestellen ließen, dann kommt man für jede Komturei auf mehr als zweitausend Morgen Ackerland, Wiesen, Weiher und Wälder. Eine Fläche also, die ungefähr eintausend Hektar entspricht.

Nach den wenigen Unterlagen, die uns überliefert sind, waren alle diese Flächen genutzt, und zwar gut genutzt. Eine Erklärung dafür, daß man zweihundert Jahre lang nichts oder nur sehr wenig – und auch dann nur vorübergehend – von Hungersnöten hört. Von Hungersnöten berichtet die Geschichtsschreibung erst wieder nach der Zerschlagung des Templerordens.

Und noch etwas, und dies ist vielleicht eine Folgeerscheinung: Die noch erhaltenen Rüstungen und Kleidungsstücke aus dem 14. und 15. Jahrhundert zeigen, daß die Menschen dieser Zeit kleiner waren als jene des 12. und 13. Jahrhunderts! Folge der Epidemien, die seit dem Hundertjährigen Krieg immer wieder ausbrachen?

Außer ihren Komtureien, Bauernhöfen, Lagerhäusern und Herbergen besaßen die Templer in allen Städten Häuser, von denen wir nur noch durch Eintragungen in ihren Landkarten wissen. Diese Häuser wurden meist an Privatleute vermietet. Allein in Paris besaß der Orden wahrscheinlich das ganze Quartier von Marais. Es lag zwischen dem alten Tempelgebiet, das einen Hafen an der Seine hatte, und dem neuen Tempelgebiet, auf dem sich der berühmte Turm befand. Außerdem gehörte dem Orden der Hügel von Belleville, wo die Templer Gärten besaßen, sowie der Hang von Montmartre mit seinen Weinbergen. Auf der linken Seite der Seine scheinen sie Besitzungen im Quartier Saint-Marcel und im größten Teil des Faubourg Saint-Jacques gehabt zu haben. Und so war es in fast jeder französischen Stadt. Verständlich, daß solcher Besitz Philipp den Schönen, der immer, wie alle Regierungen, an Geldmangel litt, reizte, ihn sich einzuverleiben.

Dieser große Besitz wirft eine Frage von größter Bedeutung auf: Wozu sollte er benutzt werden? Da gibt es einen Orden,

in dem Armut oberstes Gebot ist, der aber die Regel, die diese Armut fordert, so anwendet, daß sie unweigerlich zu Reichtum führen muß. Der Leitspruch der Templer gibt nur eine Teilantwort: «Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam» (Nicht für uns, Herr, nicht für uns, sondern für den Ruhm Deines Namens).

Wir wollen einige Überlegungen anstellen:

Was wäre geschehen, wenn 1307 Philipp der Schöne nicht die Verhaftung aller Templer befohlen hätte, wenn er nicht die Beschlagnahme ihrer Besitzungen angeordnet hätte und wenn er nicht den Einflüsterungen des Großinquisitors von Frankreich, seines Beichtvaters, Bruder Guillaume von Paris, gefolgt wäre und den Templern nicht den Prozeß, dieses Musterbeispiel an Ungerechtigkeit, gemacht hätte?

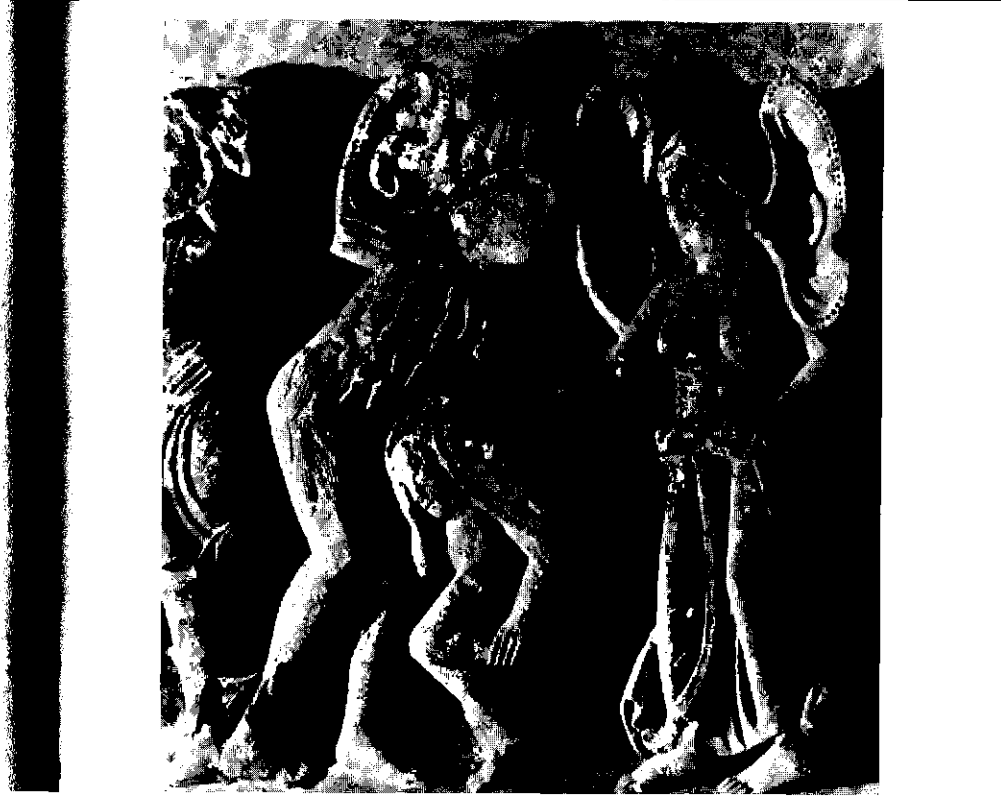
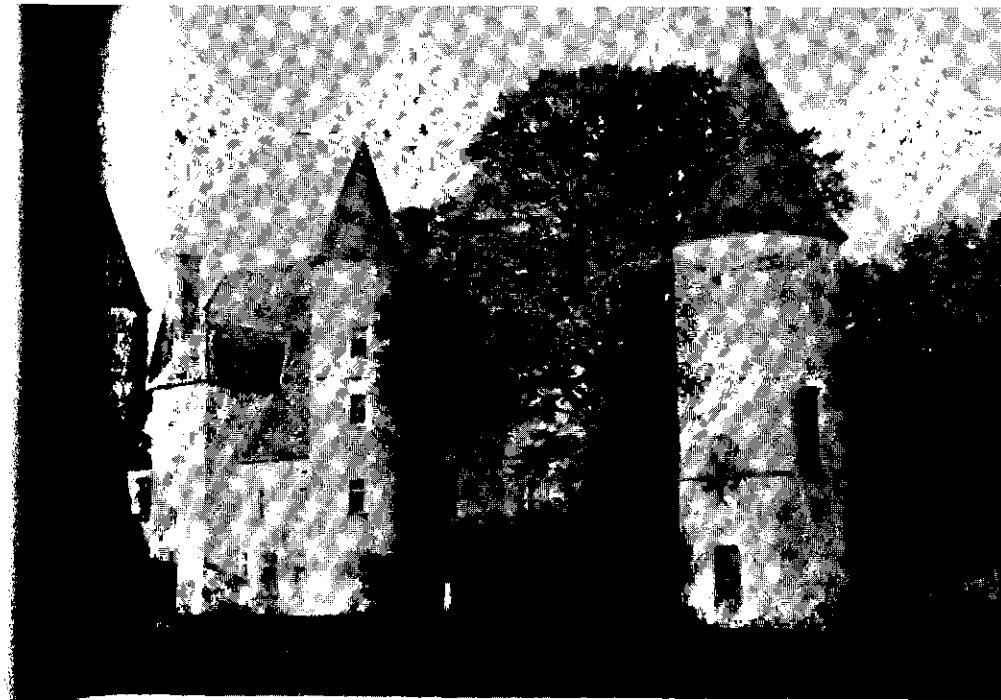
Die Templer besaßen damals allein in Frankreich ungefähr zwei Millionen Hektar, die jeder königlichen Steuer, jeder staatlichen Abgabe enthoben waren, und sie hätten leicht das Doppelte besitzen können, das dann durch jene Bevölkerungsgruppen, die sich unter ihren Schutz stellten, hätte be-

177 Oben: Baylie (Ordensstift, A. d. Ü.) von Ormeteau (Indre). Das in der Renaissance renovierte «Große Haus»: typisches Beispiel für die viereckige Bauweise mit vier Ecktürmen. Diese Baylie war eine wichtige Station auf dem Weg von La Rochelle zum Wald des Orients (Kapitel 13). Unten: Amerikanische Indianer «mit großen Ohren» auf einem Fries in der Vorhalle der Basilika von Vézelay (Kapitel 14).

178 Tomar (Portugal): Rundbaukapelle der Templer (Kapitel 14).

179 Kloster der Christusritter in Tomar (Portugal, A. d. Ü.). In den Deckenfresken ist das Templerkreuz in einer Einweihungsumrahmung zu erkennen.

180 Oben: Siegel des Großmeisters als Oberbefehlshaber: «Milites Templi Salomonis» (1235). Unten: Siegel des Großmeisters als Magister der Baumeister: «Sigillum . Tuba . Templi . Christi» (1255).





baut werden können. Ganz gleich, ob auf eigene Rechnung oder für den Orden – auf jeden Fall wäre auch diese Gruppe als Steuerzahler ausgefallen, da sie nur der Oberen oder Niederen Gerichtsbarkeit des Ordens unterstanden hätte.

Was aber wäre dann in gar nicht langer Zeit von der ganzen weltlichen Macht, sei es die der Kirche oder die der Fürsten, übriggeblieben?

Weltliche Macht kann sich nur durch Unterdrückung oder durch Geldgeschenke halten. Nun, die ganze Macht des Adels war auf den Templerorden übergegangen, der zweifellos die beste Armee der Welt besaß, dem der gesamte Adel angehörte, damit war der weltlichen Macht die Möglichkeit zur Unterdrückung genommen, und auch Geldgeschenke waren ihr nicht möglich, denn der ganze Reichtum sammelte sich bei den Templern.

Die Bischöfe wären bald nichts anderes mehr gewesen als Diener Gottes. Kein königlicher Bastard, keiner der zuletzt geborenen Söhne reicher Familien hätte sich mehr um einen Bischofssitz beworben. Der Adel wäre nichts weiter als eine Ritterschaft geworden, die unter dem Schutz des Templerordens nur zwei Möglichkeiten gehabt hätte, entweder adlig im großen Sinn dieses Wortes oder nichts zu sein.

Um Irrtümer gar nicht erst aufkommen zu lassen, all dies ist bereits in den Regeln des heiligen Bernhard enthalten: sie forderten die Macht des Ordens und machten es zugleich jedem Ritter unmöglich, daraus persönliche Vorteile zu ziehen oder sonstigen Nutzen zu schlagen. Eingedenk des ritterlichen Ideals, das zu der Zeit der Tempelgründung entstand, und das sie zu einer Gemeinschaft zusammenschmiedete, fühlten sich diese Ritter vor allem als Befreier.

Unabhängig vom Dienst im Orient, der zugleich Alibi und «Probezeit» für die Ritter war, ist meiner Meinung nach bis-

her zu wenig über die dem Templerorden gestellten abend-ländischen Aufgaben berichtet worden. Die vor allem dahin zielten, die Menschen von äußeren Notlagen zu befreien.

Ihre Landwirtschaft, ein Aufgabengebiet, das Kriegern, auch wenn sie Mönche waren, ziemlich fremd gewesen sein muß, hat in hohem Maße mitgeholfen, die ständigen Hungersnöte ihrer Zeit zu vermeiden, die in anderen Gebieten die große Plage des Mittelalters waren.

Die von ihnen beackerten Ländereien waren wesentlich größer, als sie für ihre Bedürfnisse und die im Orient operierende Truppe hätten sein müssen. Das Korn und die Gerste ihrer Felder wurden auf allen Handelsplätzen angeboten. In ertragreichen Gegenden, wie in der Provinz La Beauce (altfranzösisch, A. d. Ü.) bauten sie in der Nähe ihrer Komtureien oder direkt in ihnen Kornsilos. Sie hatten ja die Mittel, um es dorthin zu transportieren oder transportieren zu lassen, wo eine Hungersnot herrschte.

Die Ordensregel machte es auch allen Templern zur Pflicht, denen Essen zu geben, die sich keines kaufen konnten. In allen Templerhäusern war es Pflicht, dreimal in der Woche Almosen zu geben. Außerdem: Von dem Essen, das zwei Templer bekamen, mußte soviel übrigbleiben, daß ein Armer davon satt wurde. Jeder der beiden Ordensbrüder, die aus einem Napfaßen, hatte darauf zu achten, daß dieses Gebot eingehalten wurde.

Soweit bekannt, wurden diese Vorschriften sehr genau befolgt. Während des Prozesses wurde eine Komturei erwähnt, die während einer Hungersnot in einer einzigen Woche mehr als zehntausend kostenlose Essen ausgab.

Die Existenz der Templerrouten, oder zumindest der Wege, die die Templer überwachten, befreite den Handel von der Furcht vor Überfällen. Auch versuchten die Templer, die

Reisenden von Zöllen zu befreien, die Lehnsherren für die Benützung von Straßen und Brücken erhoben.

Und noch eine Art der Befreiung: Sie räumten den Handelsleuten die Möglichkeit ein, sich in ihren Komtureien Lager einzurichten, weil hier weder Steuern erhoben noch Waren beschlagnahmt werden konnten.

Überliefert ist auch, daß auf Anregung von Amaury, dem Prior des französischen Templerordens, der heilige Ludwig den Kirchenbaumeistern spezielle Freiheiten gewährte. So entstanden auch die freien Maurer, die von niemandem mehr belästigt werden konnten. Schließlich befreiten sie, wo immer es ihnen möglich war, z. B. wenn sie in einem Dorf die Lehnherrschaft besaßen, die Leibeigenen und machten sie zu «Verwaltern» ihrer Ländereien.

Dort, wo ihnen dies nicht möglich war, hatten sie ihren Leibeigenen wenigstens so viele Rechte verschafft, daß es «Bürgerlichen», d. h. jenen, die Pachtzins zahlten, nicht mehr erlaubt war, sie nach ihrem Gutdünken untereinander zu verheiraten. Aus der Gegend von Provins wissen wir, daß dies während der Templerzeit nicht ein einziges Mal geschah.

Kann man sich, all dies vor Augen, vorstellen, wie sich die Gesellschaftsform entwickelt hätte, wenn der Templerorden das Ziel seiner ritterlichen Mission erreicht hätte? Es ist kaum möglich bei dem wenigen, das wir von den geheimen Wurzeln der Templerphilosophie wissen. Wohl aber kann man aus der Entwicklung des Ordens folgern, daß eine starke Armee entstanden wäre, die die Voraussetzung aller Macht besessen hätte, Waffen und Geld, in der aber kein Angehöriger für sich Vorteile hätte ziehen können, sondern die die Beschützerin aller menschlichen Aktivitäten gewesen wäre

und die für den Bestand von Freiheit und Recht gesorgt hätte.

Darüber hinaus war es Aufgabe der mönchisch erzogenen Templer, der Eingeweihten des Ordens also, in allen bedeutenden Fragen als Schiedsrichter zu fungieren, so wie es früher die Druiden taten. Ebenso die menschliche Entwicklung durch die Errichtung religiöser Bauten voranzutreiben und schließlich diese Entwicklung zu vollenden.

Die Kathedrale

Der Aufbau des Templerordens entsprach in seinen Grundlinien jener Organisation, die von alters her als die beste zur Entwicklung der Humanität gilt:

Es gab den Bauern, der für Nahrung sorgte; den Handwerker, der das Werkzeug herstellte; den Händler, der die Waren vertrieb; den Krieger, der über die Werte wachte, die ihm jedoch nicht gehörten. Jede dieser Gruppen ist in drei Stufen gegliedert, die den drei Entwicklungsstadien des Menschen entsprechen. Zusammengenommen und aufeinandergestellt haben sie die Form einer Pyramide.

Den Menschen Brot, Werkzeug, Verbindungswege und Schutz gewähren heißt, ihnen das Lebensnotwendige garantieren. Das Not-Wendende, nicht das Ausreichende.

Die Menschwerdung verlangt ein geistiges Erwachen, durch das er sich mehr als durch Lachen vom Tier unterscheidet.

Auf handwerklich-praktischem Gebiet kann man die Hände des Menschen fast alles lehren.

Auch im intellektuellen Bereich kann man dem menschlichen Gehirn fast alles beibringen, vom Datum der Schlacht bei Marignano bis zur Integralrechnung.

Aber das ist nur ein gradueller Unterschied zu den animalischen Möglichkeiten. Denn ohne geistiges Erwachen ist die körperliche Tätigkeit nur ein geschulter Reflex, und die geistige ist nichts anderes als angewandte Erinnerung.

Nun läßt sich das Geistige aber nicht einfach mit dem «ergo» der Dialektik lösen. Vielmehr braucht man dafür eine innere Gymnastik, deren erste Stufe die Übereinstimmung mit den Rhythmen der Natur, der Offenbarung des Geistigen in der Materie, ist.

Beispiele dafür sind Gebete, Lieder, Rituale, Jogameditation und gewisse Tänze, z. B. die der Derwische. Aber das sind vor allem Möglichkeiten für «Mönche», da sie sowohl Disziplin als auch eine klare geistige Ausrichtung erfordern.

Noch ein anderer Weg kann zu diesem geistigen Erwachen führen: die Bearbeitung der Materie und der unbewußte Einklang, der sich dabei nach und nach zwischen der Materie und dem Arbeiter ergibt. Der Arbeiter wird dabei allmählich und unbewußt zum Künstler, indem er zu jener «Magie der Hände» findet, deren Ritual seit je bei den Handwerkern vom Vater auf den Sohn oder vom Meister auf den Lehrling weitergegeben wurde. Ein Ritual, das der Benediktinerorden sorgfältig pflegte!

So wurde für Mönche die handwerkliche Arbeit zu einer Art Gebet, genau wie bei gewissen hinduistischen Sekten eine Verschmelzung von Jogaübungen und Gebet stattfindet.

Der Rhythmus, den die Magie der handwerklichen Bearbeitung der Materie entlockt, überträgt sich seinerseits auf magische Weise in andere Menschen, bei denen er das zum Klängen bringt, was in ihnen mit dem Rhythmus der Materie übereinstimmt.

Daraus ergibt sich, daß handwerklich Geschaffenes bei Menschen dieses «geistige Erwachen» auslösen kann. Diese Wirkung wird vor allem bei Bauwerken erzielt, in denen der Mensch sich bewegen kann. Darum haben in allen Zivilisationen die Baumeister religiöser Gebäude immer eine Sonder-

stellung innegehabt. Und ihre Lehre war schon immer mit einer gewissen Weihe verbunden.

Dies ist ein Gesichtspunkt, den niemand, der die Zivilisation fördern will, außer acht lassen kann. Es ist der Grund, weshalb Urkunden und Überlieferungen die Tempel in so engem Kontakt mit den Baumeistern der Kathedralen zeigen. Zweifellos gibt es noch andere Einflüsse, die das Erwachen des menschlichen Geistes auslösen können: Dichtkunst, Musik, Farben, Formen. Kurz: alles, was zum Ritual gehört.

Selbst die Erde! Einige Plätze scheinen dieses Aufblühen des Geistes geradezu zu fördern: wir kennen sie als Wallfahrtsorte. Übrigens ist es erstaunlich, wie oft christliche Wallfahrtsorte sich mit antiken und heidnischen Wallfahrtsorten decken! Es scheint sich dabei um Orte zu handeln, an denen Wunder geschehen, ganz gleich, welche Gottheit man anruft.

Schon Isis vollbrachte Wunder in Abukir, lange bevor Saint-Cyr dort seine Wunder bewirkte. Jetzt werden dort Wunder von einem mohammedanischen Einsiedler vollbracht...

Angeblich wurden diese Orte von neuen Religionen nur für heilig erklärt, um sich dadurch den Vorläufern anzupassen. Doch in Wahrheit holen sie ihre Offenbarungen aus denselben Quellen. Nämlich aus denen, die unmittelbar in der Erde verborgen sind.

Dies sind offensichtlich jene Plätze, an denen das Geistige leichter erweckt werden kann. Die Verantwortlichen einer zivilisatorischen Entwicklung werden immer diese Stellen wählen, um hier die zu ihren Religionen passenden Bauten zu errichten. Und die Suche nach einem geeigneten Platz, der alle Eigenschaften besitzt, um dort ein religiöses Bauwerk zu errichten, wird so zu einer ganz selbstverständlichen Voraussetzung.

Um einen solchen Platz zu finden, wird von den Baumeistern ein Wissen gefordert, das weit über das eines normalen Architekten hinausgeht, besonders wenn es sich dabei um eine «gezielte» Aktion handelt.

Eine gezielte Aktion wie die des Templerordens, der sicher nicht nur wegen seines Quartiers neben dem Tempel Salomos seinen Namen erhielt.

Um das Volk zu beeinflussen, brauchte man neue Ausdrucksformen. Und was geschah nach der Rückkehr der ersten neun Ritter? In Europa entstand die Gotik!

Die Entstehung, die Ausbreitung, selbst die Bauweise der Gotik blieben für die Historiker im dunkeln.

Weil man den Sprung zur Gotik nicht erklären konnte, machten es sich die Fachleute leicht und sprachen von einer normalen Entwicklung des Menschen von der Romanik zur Gotik. Daher die Bezeichnung «Übergangsgotik»; dieser Ausdruck entstand übrigens erst sehr spät. Vorher sprach man von der «primitiven» Gotik, was auch den Kern genauer traf.

Diesen «Übergang» gab es tatsächlich, aber nur in den Details, im Dekor, in den Säulenfiguren, deren Plastiken sich mehr und mehr von den Pfeilern lösten, in den Säulenkapitellen, die ihre Form ändern, und in der Grundform der Kirchenfenster. Doch war dies kein Übergang von der Romanik zur Gotik, sondern der Versuch von Baumeistern, sich einem neuen Stil anzupassen. Die Maurer und Steinmetze haben nicht die Gotik nach der Romanik geschaffen, sondern sie, die an die Romanik «Gewöhnten», werden von der Gotik überholt. Das ist ein feiner, aber wichtiger Unterschied.

Es gibt auch «Versuche» in Gotik, bei denen man die Hand

jener an Romanik gewöhnten Baumeister erkennt. Sie wollten gotisch bauen, ohne genügend Wissen dafür zu haben. Außerdem gibt es auch gotische Aufbauten auf romanischen Grundmauern. Aber dies ergibt noch keinen «Übergang»!

Architektonisch gibt es zwischen der Romanik und der Gotik einen grundsätzlichen Unterschied: den zwischen Statik und Dynamik. Anders ausgedrückt: Masse wird in der Gotik in Kraft verwandelt.

Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen Romanik und Gotik zeigt sich am deutlichsten in der Form der Gewölbe. Die Unterschiede in den Mauerbauten, den Fenstern usw. gehen zwar auf diesen fundamentalen Unterschied zurück, aber er allein ist nicht die Ursache.

Zwischen den beiden Baustilen gibt es einen «Gegensatz» der Prinzipien. Das romanische Gewölbe ist eine Decke, die auf den Mauern lastet. Die Mauer ist also das Hauptelement, die man wegen der Stabilität dick und kompakt bauen mußte.

Das gotische Gewölbe dagegen ist die Summe einer Vielzahl von Steinen, die so angeordnet sind, daß die Decke nicht mehr auf den Mauern lastet, sondern nach oben «gehoben» wird. Dadurch sind die Mauern nicht mehr so wichtig, sie werden durchbrochen, was wiederum zu den gewaltigen Kirchenfenstern führt.

Zwischen diesen beiden Systemen kann es keinen Übergang geben. Ein gotisches Gewölbe auf romanischen Mauern würde diese auseinanderdrücken, es sei denn, diese Mauern wären ungewöhnlich dick. Ein romanisches Gewölbe, das auf gotische Strebpfeiler gesetzt würde, würde diese zerbrechen.

Die Gotik ist ein völlig neues architektonisches «System», von dem es vorher keinerlei Spur gibt. In gotischen Bauten wird das Gewölbe von zwei Stützpfeilern gehalten, es würde unter

diesem «Druck» zerbersten, finge nicht das Gewicht seines Schlußsteins die Kraft der beiden Strebepfeiler ab.

Eine kühne Idee, denn es ist das Eigengewicht der Stützpfeiler, das den seitlichen Druck nach oben verlagert. Es ist das Gewicht der Gewölbesteine, das den vertikalen Druck von unten bis oben zum Schlußstein des Gewölbes erzeugt. Es ist also das Gewicht der Steine, durch das das Gewölbe nach oben «gestoßen» wird.

Das Gewicht wird so durch sich selbst aufgehoben. Das ist beinahe schon ein Phänomen der Schwerelosigkeit!

Die Kreuzrippe, eines der wesentlichsten architektonischen Motive der Gotik, zieht die gesamte Spannung auf sich. Sie wird von den Strebepfeilern gestützt, die wiederum an Strebemauern angelehnt sind und durch das Gewicht ihrer Gewölbespitzen gehalten werden.

Diese Spannungen waren derartig groß, daß die Maurergesellen, die unter Leitung von Viollet le Duc arbeiteten, entsetzt davonlaufen wollten, weil der leiseste Schlag auf bestimmte Steine Schallwellen auslöste, wie man sie sonst nur mit gespannten Stahlfedern oder Instrumentensaiten hervorrufen kann.

Diese Vibration ist es auch, die – hörbar oder nicht – in den gotischen Bauten vorhanden ist und zweifellos eine der stärksten Beeinflussungen des Volkes war. Eines Volkes, dem man Kirchen und Kathedralen schenkte, nicht nur als Stätten der Gottesverehrung, sondern als «öffentliche Begegnungstätte», in der man sich gern versammelte.

Oder sogar wie in Chartres zur Osterzeit, wo man unter Leitung des Bischofs noch Rundtänze aufführte. So wie es die Alten um die heiligen Steine an derselben Stelle getan hatten. Man beginnt zu ahnen, wenn man die 30 bis 40 Meter hohen Spitzgiebel sieht – wie es ja bei allen großen Kathedralen der

Fall ist –, welche immensen Kenntnisse von den Baumeistern verlangt wurden!

Ich habe in meinem Buch «Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres» versucht, etwas davon zu vermitteln, denn die Abmessungen von Chartres setzen eine sehr genaue Kenntnis unserer Erdkugel und ihrer Dimensionen voraus. Ich kam zu der einzig möglichen Schlußfolgerung, daß die Baumeister, vor allem aber diejenigen, die die Kathedrale geplant hatten, im Besitz eines wissenschaftlichen Dokuments von außerordentlichem Wert gewesen sein müssen, und dies – logischerweise – können nur die Gesetzestafeln gewesen sein, die von den ersten neun Tempelrittern aus Jerusalem nach Europa gebracht wurden.

In dieser Hinsicht gibt es noch andere verblüffende Belege.

Die «Bruderschaft der Pflicht der Freiheit», Nachkommen der «Kinder Salomos», eine Bruderschaft religiöser Baumeister, denen wir einige der reinsten gotischen Kathedralen verdanken, bekennt, ihre «Methode», diese besondere Art beschreibender Geometrie, die die Voraussetzung für gotisches Bauen war, von den Mönchen des Klosters Cîteaux¹ gelernt zu haben.

Im allgemeinen heißt es, daß die Gotik aus dem Zisterzienserorden hervorgegangen ist oder daß die Zisterzienser zumindest, wie Pierre du Colombier sagt, die «Handlungsreisenden der Gotik» waren.

Durch den heiligen Bernhard, «der ihn lehrt und ihm seine Mission gibt», wird der Templerorden zu einer Art Nachkomme der Zisterzienser. Schon aus diesem Grund ist der Templerorden sehr eng mit der Gotik verbunden.

¹ Cîteaux: Musterkloster der Zisterzienser, gegründet 1098, aufgelöst 1790 (A. d. Ü.).

Daniel-Rops schreibt, nach Anne-Marie Armand: «Viele wesentliche Grundgedanken der gotischen Architektur stammen vom heiligen Bernhard.»

Und auch die Bruderschaft der «Kinder Salomos» ist – wie dies schon der Name betont – eng mit den «Armen Brüdern vom Tempel Salomos» (den Templern) verbunden, vielleicht sogar mehr als dies.

Und das ist noch nicht alles!

Es ist doch verblüffend, daß in der zahlenmäßig schwachen französischen Bevölkerung² genügend Baumeister, Maurer, Steinmetze, Zimmerleute, ja sogar Glaser vorhanden sind, um diese große Anzahl von Laienkirchen, womit ich jene meine, die für das Volk bestimmt waren, in einer einzigen Epoche zu errichten.

Gewiß, die Benediktiner und Cluny hatten sie ausgebildet, aber allein im 12. und 13. Jahrhundert entstehen folgende Baustellen: 1140 Noyon, 1153 Senlis und Laon, 1163 Paris, 1166 Poitiers, 1170 Sens und Lisieux, 1175 Soissons, 1190 Bourges, 1194 Chartres, 1200 Rouen, 1211 Reims, 1215 Auxerre, 1217 Le Mans, 1218 Coutances, 1220 Amiens, 1229 Toulouse, 1230 Sées, 1240 Straßburg, 1247 Beauvais, 1248 Clermont-Ferrand, 1250 Metz, 1262 Troyes, 1272 Narbonne, 1277 Rodez.

Und damit sind nur die wichtigsten Baustellen aufgeführt! So viele Baumeister! So viele Steinmetze! So viele Zimmerleute! Und alle mußten entlohnt werden!

Denn diese Menschen hatten zwar ihren Glauben, aber sie konnten nicht von der Luft leben oder wie die Baumönche

² Frankreich hatte damals 15 Millionen Einwohner (A. d. Ü.).

von der Ernte der Abtei. Möglicherweise waren einige von ihnen Mönche, aber die meisten waren weltlich und mußten für Nahrung und Wohnung, für Frau und Familie sorgen.

Also, wer hat sie bezahlt? Und nicht nur sie, sondern auch die Steinbrucharbeiten, die Transporte, die Tagelöhner, die Aufseher, die Fliesenleger, die Wasserholer, die Seilmacher, die Bildhauer, die Glaser, die Köhler?

Auf alle Fälle zahlte das Volk. Was auch getan werden muß, es ist immer das Volk, das auf die eine oder andere Art die Zechen bezahlt. Aber das Volk war arm, und selbst wenn es treu und brav zahlte, konnte dies nur sehr wenig sein.

Der König, die Lehnsherren, die Bischöfe, die Domherren, wir wissen es, weil sie ihre Schenkungen sorgfältig vermerkten, spendeten nur Kleinigkeiten: einen Altar, ein Kirchenfenster, ein Gemälde...

Zahlten vielleicht die Gemeinden? Kaum, denn es gab außer Paris nur kleine Marktflecken, und die waren außerstande, so große Beträge schnell bereitzustellen.

Es muß also einen anderen «Finanzier» gegeben haben. Und es gab nur einen Geldgeber, der reich genug war, derartige Summen vorzustrecken: der Templerorden.

Hätte er es auch getan, wenn dies nicht ein Teil seiner Mission gewesen wäre?

Damit führen wieder einmal die Wurzeln der Tempelgeheimnisse zum heiligen Bernhard, zu jenem heiligen Bernhard, man muß es wiederholen, der «die Templer lehrte und ihnen ihre Mission gab».

Ihre Mission?

Richtiger ist: ihre drei Missionen:
die Bundeslade zu finden;

die abendländische Zivilisation zu fördern;
den Tempel zu bauen.

Es verdient unseren vollen Respekt, daß die Templer niemals diese Ziele aus den Augen verlieren.

Ihre heute noch existierenden Komtureien bezeugen, daß sie Ernährer, Herbergswirt und Wächter waren. Ihr Ruf als Gastgeber, Beschützer und Almosengeber wurde nie in Frage gestellt. Ihre Leistungen als Ritter sind unbestritten. Und wenn sie «fluchten wie die Templer», war dies eine verzeihliche Sünde.

Wie unsinnig und nichtssagend sind gegenüber diesen Leistungen die lächerlichen Vorwürfe, die man während des Prozesses gegen sie erhob!

Die Verhaftung

Am 14. September 1307 war das gesamte Aufbauwerk des Ordens vernichtet. König Philipp IV. der Schöne befahl, alle Templer in seinem Königreich zu verhaften.

Damit wurde die soeben begonnene Zivilisation des Abendlandes an ihren Wurzeln getroffen. Jahrhundertlang ist von nun an Europa der Willkür der Fürsten, dem religiösen Fanatismus, ob römisch, anglikanisch oder reformiert, und den Geldmächten, die weder durch Gesetz noch Moral zu bremsen sind, ausgeliefert.

«Ohne Frage war», schrieb ein wenig bekannter Autor zu Beginn des 19. Jahrhunderts, «die Vernichtung des Templerordens ein schwerwiegendes Ereignis und von größerer politischer Bedeutung als man bisher annahm, da sie bis heute energische Proteste verursacht und seit 500 Jahren andauernd Kirchenbanne und Aufrufe zur Rache zu hören sind.»

Zweifellos hat die Stärke des Templerordens die Interessen der Etablierten bedroht. Vielleicht war durch ihn das Königtum an sich nicht bedroht, aber ein Königtum, wie es Philipp der Schöne auffaßte, war es bestimmt.

Dasselbe galt für den Feudalismus. Die weltliche Geistlichkeit mußte damit rechnen, durch den Orden von den Quellen jener Zuwendungen, die nicht der Kirche zugute kamen, abgeschnitten zu werden.

Außerdem war für Philipp den Schönen, diesen an chronischem Geldmangel leidenden König, der Tempelschatz eine große Versuchung.

Sicherlich, und ich glaube, dies war der Hauptgrund, war ein anderer religiöser Orden eifersüchtig und machthungrig. Dieser Orden behauptete zwar, das Christentum zu verwalten, aber er wollte dies – seine Weitsicht entsprach in keiner Weise der seines Gründers – durch Terror erreichen. Eine Methode, gegen die die Templer sich verwahrten.

All diese Motive für die Beseitigung des Templerordens findet man in den meisten historischen Dokumenten. Diese Motive sind genauso widerwärtig und niederträchtig wie die Methoden, mit denen man dem Orden den Prozeß machte.

Es begann damit, daß man versuchte, den Orden vor fremde Karren zu spannen, ihn für eigene Ziele auszunützen. Ein verständlicher Versuch, den jede politische Macht unternimmt.

Als erstes versuchte der Hohenstauffer Kaiser Friedrich II. in seinen süditalienischen Besitzungen die Templer zu unterwerfen. Als ihm dies nicht gelang, bemächtigte er sich ihrer Güter. Ohne zu versäumen, sie zu verleumden.

Auch Papst Innozenz III. versuchte, die Templer in seiner Auseinandersetzung mit Kaiser Friedrich Barbarossa zu benutzen. Aber er kam damit nicht durch und verzichtete darauf.

Der Dominikanerorden, der später ihr schlimmster Feind wurde, scheint ebenfalls interessiert gewesen zu sein, sie zu beeinflussen, wenigstens zu benutzen, wenn man dem Historiker Grouvelle¹ glauben darf: «Es ist von bemerkenswerter Eigentümlichkeit», schreibt er, «wie eng die Templer mit den Dominikanern verbunden waren. So beschloß im Jahr 1143

¹ Grouvelle: *Mémoire historique sur les Templiers*.

die allgemeine Stiftsversammlung, daß immer, wenn ein Dominikaner als Beichtvater einem Sterbenden bei der Abfassung seines Testaments half, er sich einsetzen sollte, daß der Templerorden ein Legat zugesprochen bekam. Diese Regelung ist verständlich, weil besonders die Dominikaner bemüht waren, sich mit wohlhabenden Familien gut zu stellen. Daß sie danach die Templer verrieten, beschuldigten, unterdrückten, quälten und verbrannten, läßt sich nur durch andere Interessen erklären.»

Nachdem es ihnen nicht gelungen war, Einfluß auf den Templerorden zu gewinnen, gründeten sie einen eigenen Ritterorden: die «Fröhlichen Brüder» oder «Gaudens» (in Italien «Gaudenti»). Der Historiker Grouvelle schreibt darüber: «Die Gaudenti wurden 1209 während des Kreuzzugs von Simon de Montfort gegen die Albigenser gegründet und unterstanden der Leitung der Dominikaner. Sie traten im Templerprozeß als Belastungszeugen auf und erhielten einen großen Anteil an den Gütern des Ordens zugesprochen.»

Selbst Philipp der Schöne spielte mit dem Gedanken, sich die Templer gehorsam zu machen. Eine Truppe, die über das ganze Abendland verteilt war, hätte gut zu seinen Großmachtträumen gepaßt. Zuerst versuchte er es mit raffinierter Verschlagenheit: Er überschüttete Jacques de Molay nach dessen Rückkehr mit Ehren und Freundschaftskundgebungen und schlug vor, einen seiner Söhne als Tempelritter aufzunehmen. Philipps Sohn hätte allein schon durch seine hohe Geburt sehr rasch Großmeister werden können.

Jacques de Molay verweigert dies höflich, aber bestimmt. Deshalb versuchte es Philipp der Schöne jetzt indirekt. Er empfahl dem Papst die Vereinigung der militärischen Orden, sowohl der Templer als auch der Hospitaliter, unter dem Oberbefehl eines seiner Söhne.

Aber Jacques de Molay lehnte bereits 1305 eine Anfrage des Papstes nach der Möglichkeit eines solchen Zusammenschlusses schroff ab.

Während dieser Zeit suchte Philipp der Schöne, in der Erkenntnis, daß es ihm kaum gelingen würde, sich des Templerordens mit List zu bemächtigen, nach Gründen, um ihm mit Gewalt beizukommen. Zuerst versicherte er sich des Wohlverhaltens des Heiligen Stuhls, indem er Bertrand de Got zum neuen Papst wählen ließ (der Templerorden hatte zu Recht nur einem einzigen Papst seine Hochachtung gezeigt), danach zettelte er eine Verleumdungskampagne an, in der die albernen Geschichten, die bereits von Friedrich II. verbreitet worden waren, wiederauflebten.

Dann sammelte er Zeugen (oder ließ sie sammeln), die die Sittlichkeitsvergehen und die Ketzerei der Templer zu bestätigen bereit waren. Diese Zeugen wurden in scharfe Einzelhaft gesetzt.

Es waren meist Ordensbrüder, die wegen Vergehen aus dem Orden ausgeschlossen worden waren. Die meisten davon wegen katharischer² Häresie. Denn alle Zeugen, die gegen den Orden aufgeboden wurden, kamen aus der Albigensersekte³. Am 14. September 1307 war es dann soweit. Philipp der Schöne gab den Befehl, alle Templer in seinem Königreich zu verhaften, «nach Prüfung», besagte der Befehl, «der vorangegangenen, sorgfältigen Untersuchungen über die kursieren-

² Katharer: religiöse Bewegung, die glaubte, nur durch völligen Verzicht auf alle weltlichen Dinge könne das Heil der Seele gewonnen werden.

³ Albigenser: südfranzösische Sekte, die zu den Katharern zählte. Verwarfen die kirchlichen Sakramente, Altäre und Kreuze. Führten deshalb «Geistestaufen» durch. Papst Innozenz II. hatte zum Kampf gegen die Albigenser aufgerufen. Doch erst dem franz. König gelang es, sie zu zer schlagen (A. d. Ü.).

den Gerüchte durch unseren lieben Bruder in Christus, Guillaume von Paris, Inquisitor gegen ketzerische Verderbnis»; weiter heißt es «in Erfüllung des Ersuchens, das der Inquisitor an uns gerichtet hat.» Der Befehl verlangte, «alle Brüder ohne Ausnahme festzunehmen und sie als Gefangene zu halten . . ., sich ihrer Güter zu bemächtigen, der beweglichen Güter und Liegenschaften».

Es folgten die Anweisungen für die Art der Verhöre, zu denen «die Bevollmächtigten des Inquisitors hinzugezogen werden sollten, um die Wahrheit mit Sorgfalt zu prüfen, wenn nötig durch Folter . . . Und den Verhafteten ist klarzumachen, daß sie entweder ein Geständnis ablegen müßten oder getötet würden.»

Das, was sie gestehen «mußten», waren «die geheimen Gelübde und Schwüre, die sie bei der Aufnahme in den Orden abzulegen hatten; sie sollten bekennen, daß sie unseren Herrn Jesus Christus verleugneten und auf das Kreuz spuckten; untereinander obszöne Küsse tauschten, Ordensbrüdern die Sodomie anrieten und Götzenbilder anbeteten.»

«Und die Kommissare müssen dem König unter ihrem Siegel und unter dem der Kommissare des Inquisitors, so schnell sie können, die Kopie der Aussage derjenigen übersenden, die die genannten Vergehen bekennen oder zumindest die Verleugnung Unseres Herrn Jesus Christus eingestehen.»

Man erhielt so die Aussagen, die man hören wollte. Wer schwieg, wurde umgebracht. Ein Widerruf war nicht möglich.

Wir werden noch auf die Ankläger und auf die Resultate ihrer Verhöre zurückkommen, aber eines kann man jetzt schon feststellen: verschiedene Historiker versuchten, Philipp den Schönen als einen guten Katholiken und als vertrauenswürdig reinzuwaschen. Ausgerechnet ihn, diesen exkommuni-

zierten König, der den Papst verhaften und durch seine Männer kaltstellen ließ, ausgerechnet ihn, der die Wahl eines anderen Papstes, der «ihm gelegener war», manipulierte! Nein, Philipp der Schöne will die «Haut» des Tempels aus ganz persönlichen Gründen: Geld vor allem, aber auch aus verletzter Eitelkeit und nachtragendem Groll.

Der Mann, der die Aktion für den König durchführt, heißt Nogaret. Er war wahrscheinlich, wie es auch der Papst Bonifazius von ihm behauptete, «Patarener und Sohn eines Patareners», d. h. er war Katharer. Er ist nicht daran interessiert, dem Papst zu dienen oder einen katholischen Orden zu vernichten. Im Gegenteil.

Aber der Prozeß, den man will, soll ein religiöser Prozeß sein. Er kann nur durch Vertreter des kirchlichen Rechts aufgerollt und geführt werden. Deshalb mußte die Aktion von Guillaume de Paris eingeleitet werden. Er ist zweifellos der «Erfinder» der Verleumdungskampagne.

Denn dieser Guillaume de Paris, Angehöriger des Dominikanerordens, Doktor der Theologie, ist nicht nur seit 1303 Großinquisitor von Frankreich, sondern seit 1305 auch Beichtvater des Königs.

1305 tauchten auch die ersten Beschuldigungen gegen die Templer auf. Sie wurden dem König von Aragonien, Jaime II., hinterbracht, der die Angelegenheit aber nicht weiterverfolgte. Offenbar sollte er für den König «die Kastanien aus dem Feuer holen».

Doch Nogaret forscht weiter und findet Belastungszeugen gegen den Orden. Aber dieser Nogaret ist zu dieser Zeit exkommuniziert, und er muß befürchten, daß Guillaume de Paris ihm den Prozeß wegen Ketzerei macht. Nachdem er Belastungszeugen aufgetrieben hat, muß er sich zuerst vom Vorwurf der Ketzerei befreien. Das konnte nicht durch den

Papst geschehen, wohl aber durch den Großinquisitor von Frankreich, und das war Guillaume.

Er mußte sich entscheiden, ob er sich der Bestrafung stellen oder sich freikaufen wolle. Er wählte das letztere, und – wie der «Zufall» will – zehn Tage nach der Verhaftungswelle gegen die Templer, am 23. September, wird Nogaret zum Großsiegelbewahrer ernannt.

Seine Exkommunikation wird aufgehoben!

Philipp der Schöne war nur am Vermögen des Templerordens interessiert, die Inquisition aber wollte die Zerschlagung der Ordensorganisation. Warum?

Die Inquisition hat nie einen Hehl daraus gemacht, daß sie – und nur sie allein – berechtigt sei, den christlichen Glauben zu vertreten und damit die ganze Christenheit. Aber die Templer widersetzen sich jeder Vorherrschaft. Also muß der Orden verschwinden.

Alle Prozesse der Inquisition beginnen mit der Anklage, der die Verleumdung folgt; nur der Prozeß gegen die Templer begann mit der Verleumdung, der dann die Anklage folgte. Man mußte mit der Verleumdung beginnen, weil sie die einzige Waffe war, gegen die die Templer sich nicht verteidigen konnten. Und sie wird sehr gekonnt dosiert, diese Verleumdung. Für jeden Geschmack und für alle Schichten ist etwas dabei.

Und so ging man vor: Da die Templer zwar nicht bei allen beliebt waren, immer aber respektiert wurden, erschütterte man zuerst einmal den Respekt vor ihnen. Vor allem ihr Verhalten im Kampf. Wenn das Heilige Land verloren ging, so ist das nur ihre Schuld, denn sie haben es verraten. Und sie verrietten es, weil sie mit den Muselmanen paktierten.

Kaum jemand im Abendland weiß genau, wer oder was Muselmanen sind, aber niemand zweifelt, daß es sich um Teufel

in Menschengestalt handeln muß. Also sind auch die Templer Teufel, die Tag für Tag unseren Herrn Jesus Christus verleugnen. Sie sind Hexer, die Götzenbilder anbeten. Daher kommt auch ihre Macht. Und schwarze Katzen streunen in ihren Stiftsversammlungen umher.

Das Volk aber fürchtet sich vor Hexern. Es ist dafür, daß Hexer eingesperrt und verbrannt werden.

Und damit man sie noch mehr verachtet, beschuldigt man die Templer der Sodomie, was Franzosen immer schon verabscheuten.

Für die Grundbesitzer, die an ihren Besitzungen hängen, behauptet man, daß die Templer mit allen Mitteln, auch durch Meineid, sich fremder Güter bemächtigen wollen.

Für die Geistlichkeit, die ihre Vorrechte verteidigte, verbreitete man das Gerücht, daß auch die weltlichen Großwürdenträger des Ordens sich das Beicht- und besonders das Absolutionsrecht anmaßen.

Außerdem seien die Templer Ketzer, weil ihre Kaplane bei der Messe die Segensformel wegließen.

Man beschuldigte sie auch, ihr Keuschheitsgelübde gebrochen zu haben, was niemand mehr aufregte, als wenn sie Katzen geschlagen hätten, aber daß sie ihre Neugeborenen rösteten und dann Götzenbilder mit deren Fett salbten, das war zuviel.

Man sieht, den Templern ist alles zuzutrauen! Und genau dies ist der Nährboden für den Prozeß gegen sie. Und dies bleibt auch die Methode für alle Prozesse, mit denen die Inquisition mehrere Jahrhunderte lang das Abendland terrorisiert.

Aber wer verbreitete solche Verleumdungen? Wer anders als die Reisenden! Und die Übereinstimmung der Verleumdung entlarvt, daß sie von den fleißigsten Zulieferern der Inquisi-

tion erfunden wurden: von den Predigern des Dominikanerordens.

Agenten des Königs konnte man für die Verbreitung nicht einsetzen, niemand nahm sie ernst.

Aber noch fehlte ein «Dirigent», eine theologische Persönlichkeit, die mit der Abwicklung eines Inquisitionsprozesses vertraut war, um von vornherein jede Einspruchsmöglichkeit der Angeklagten auszuschließen. Aus Dokumenten wissen wir, daß Guillaume de Paris, Großinquisitor von Frankreich und Beichtvater des Königs, diese Persönlichkeit war. Er handelte mit der vollen Unterstützung des Königs.

Die Templer werden also verhaftet.

Man hat sich gewundert, wie widerspruchslos sie sich festnehmen ließen. Möglicherweise, ja sogar wahrscheinlich, war Überraschung im Spiel.

Aber bis zu welchem Grad?

Stimmt es nicht nachdenklich, daß man nur in einigen Komtureien Geld fand und – noch erstaunlicher – kaum Abendmahlkelche! Einer der Offiziere des Königs, namens Placians, beschuldigte die Templer sogar, sie verkauft zu haben.

Verkauft sicherlich nicht, wohl aber versteckt.

Also mußten sie doch gewarnt gewesen sein.

Es heißt, daß aus der Magistratur von Paris am Vorabend der Verhaftung verdächtige Henkerskarren herausgefahren seien. Das hätte zum Beispiel ihr Mißtrauen wecken können.

Außerdem mußten, damit die Verhaftung des Ordens im ganzen Königreich am gleichen Tag möglich war, die Befehle dazu den zuständigen Richtern mindestens einen Monat vor dem festgelegten Tag zugestellt werden. Die Briefe mit den

Befehlen waren natürlich versiegelt, aber es ist doch kaum auszuschließen, daß dieser oder jener dem Orden zugespielt wurde. Entweder durch einen Schreiber oder einen der Offiziere, besonders in Aquitanien und in der Bretagne.

Vermutlich wurden die königlichen Briefe nicht auf den offiziellen Wegen übermittelt, und möglicherweise haben andere Mönchsorden insgeheim ihre Hände dabei im Spiel gehabt.

Wie es auch gewesen sein mag, ich glaube kaum, daß die Überraschung vollkommen gelang. Aber das führt wieder zu der Frage: Warum leisteten die Templer überhaupt keinen Widerstand?

Nach der Schätzung eines Bischofs gab es in dieser Zeit in Frankreich zwei- bis dreitausend Tempelritter, zu denen die gleiche Zahl ihrer Schildknapen und Waffendiener hinzukam. Alles erfahrene Kriegsleute, besser ausgebildet als die königlichen Truppen.

Zu den Rittern muß man die Reitknechte hinzuzählen, die genauso stark und gut bewaffnet und ausgebildet waren wie die Ritter. Nicht zu vergessen die Bediensteten des Ordens, die zwar nicht sehr waffengschickt waren, aber durchaus brauchbar zur Verteidigung der Komtureien.

Übrigens weiß man, daß beim Rückzug aus dem Heiligen Land ein Teil der «Turcopolen» erst nach Zypern, dann nach Frankreich mitkamen und in der verwüsteten Gegend von Albi und Toulouse angesiedelt wurden.

Noch einmal: Warum leisteten die Templer keinen Widerstand? Man muß in diesem Zusammenhang auf die Ordensregel verweisen, die ihnen verbot, ihre Waffen gegen Christen zu erheben. Die Templer durften ihre Waffen erst zur Verteidigung gebrauchen, nachdem sie dreimal angegriffen worden waren!

Und: Nur der Großmeister konnte den Kampfbefehl geben! Erreichten seine Befehle die Truppe nicht, hatten sie sich an die Ordensregeln zu halten.

Verzicht auf jede Art von Widerstand, das demonstrierten sie vor den Augen ganz Frankreichs.

Sie ließen sich gefangennehmen, ließen sich verhören, foltern, aber sie legten keine Geständnisse ab. Wer aber nicht aussagte, was man hören wollte, verschwand für immer, so wie es der König befohlen hatte. Deshalb sind in dem Prozeß nur jene «Angeklagten» erwähnt, die die gewünschten Geständnisse ablegten.

Deshalb sind in den Protokollen der ersten Verhöre, die von den Folterknechten des Königs und denen des Inquisitors gemeinsam geführt wurden, nur einige Formulierungen interessant, die den Schreibern mehr oder weniger aus Versehen in den Text gerieten.

Aber selbst diese offiziellen Protokolle enthalten meist Geständnisse von Zeugen, die den Orden übereifrig anklagen und, wie sich herausstellte, aus dem Orden ausgeschlossen worden waren.

Die Zahl der falschen Zeugen wurde immer größer. Man verschwieg auch der Öffentlichkeit, daß die meisten Templer, deren Verhöre uns überliefert wurden, niedere Ordensbrüder waren, die von den Regeln des Ordens nur das wußten, was ihren Tagesablauf betraf. Die kleine Zahl der Würdenträger ausgenommen.

Die Protokolle müssen so frisiert und unglaublich gewesen sein, daß sich die Bischöfe entrüsteten und Papst Clemens V. die Vollmachten der Inquisition außer Kraft setzen ließ und anordnete, daß der Prozeß in den Diözesen durch die Bischöfe weitergeführt werde. Die Bischöfe wurden von zwei Stiftsherren, zwei Dominikanern und zwei Franziskanern

unterstützt. Damit behielt die Inquisition auch in diesen Gerichten die Majorität.

Kein Dokument erwähnt eine Beteiligung von Benediktinern oder Zisterziensern!

Diese zweite Phase des Prozesses begann damit, daß der Bischof von Sens vierundfünfzig Templer, die in Paris gefangen waren, vor dem Verhör verbrennen ließ. Die meisten Bischöfe schützten Krankheit oder Dienstreisen vor, um diesem Rechtsbruch nicht beiwohnen zu müssen. Jedoch klingt in diesen neuen Verhören, die ohne Folterungen geführt wurden, ein anderer Ton an, auch wenn man immer noch spürt, daß es sich um Schauprozesse handelt.

In diesen Prozessen widerrufen die meisten Angeklagten ihre früheren unter Folterungen erpreßten Aussagen. Aber dieses Widerrufen ihrer früheren Aussagen galt als «Zurücknahme», und Rückfälligkeit reichte aus, die Angeklagten auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Geständnis oder Widerruf – beides war Vorwand zur Verurteilung.

Der Papst behielt sich vor, die Großwürdenträger selbst zu verhören. Aber er vertrat diese Forderung nur sehr lasch. Als man die Würdenträger des Ordens nach Poitiers bringen wollte, wurden sie unterwegs unter einem nichtigen Vorwand verhaftet und in den Kerker von Schloß Chinon gebracht. Offenbar hat der Papst kaum dagegen protestiert.

Die meisten Historiker meinen, daß er aus Furcht und Schwäche so wenig unternahm, aber sie vergessen dabei, daß dieser Clemens V. am 8. September 1311 dem König von Zypern und den Bischöfen von Famagusta und Nikosia einen Brief schrieb, in dem er sie aufforderte, mit den Folterungen gegen die Tempelritter fortzufahren. Gleichzeitig forderte er den päpstlichen Botschafter in Rhodos auf, nach Zypern zu

reisen und darauf zu achten, daß seine Befehle ausgeführt wurden. «Das Recht verlangt», heißt es wörtlich in diesem Schreiben, «um von den Templern die völlige und ungeschminkte Wahrheit zu erfahren, daß sie durch 1, 2, 3, 4, 5 und 6 (Folterknechte) auf die Folter gespannt und gepeinigt werden. Jedoch vernachlässigten bedauerlicherweise die Bischöfe und Delegierten dieses Mittel. Wir beauftragen sie ausdrücklich, gegen die Ritter die angemessene Tortur anzuwenden, um auf schnellstem Wege die absolute Wahrheit zu offenbaren. Die Heiligen Kirchenrechte erfordern, daß in einem Fall, bei dem so offensichtliche Indizien und so starke Vermutungen vorliegen, die Angeklagten den Scharfrichtern des kirchlichen Gerichts übergeben werden.»

Dieser Brief, den Raynouard zitiert, stammt aus dem Geheimarchiv des Vatikans, aus dem sich Napoleon alle Unterlagen über die Templer aushändigen und nach Paris bringen ließ. Raynouard kann ihn also eingesehen haben. Die Dokumente wurden nach Abschluß des Konkordats dem Vatikan zurückgegeben.

Tatsächlich hatte seine Heiligkeit bereits seine Hand auf alle Templerbesitze des Comtat (ehemalige franz. Grafschaft, A. d. Ü.) und der Provence gelegt und sie unter seine Familie verteilt.

Im Jahr 1312 wurde ein Generalkonzil nach Viennc einberufen, um zu einem Urteil über die Templer zu kommen. Die Stimmung scheint eher für sie gewesen zu sein, denn Clemens V. mußte ohne Unterstützung durch das Konzil den Templerorden durch eine vorläufige Bulle auflösen und nicht durch Gerichtsbeschluß! Es kam also zu keiner Verurteilung, sondern die Besitzungen des Ordens, jedenfalls die in Frankreich, wurden dem Johanniterorden vorläufig, d.h. ohne Verdammung der Templer, zur Verwaltung übergeben.

Weder eine kirchliche noch eine weltliche Stimme verteidigte den Orden; jedoch sprachen ihn einige regionale Konzile in Deutschland und Italien ohne jeden Vorbehalt von allen Anklagepunkten frei. Die Behauptung, der Orden habe in Aragonien den königlichen Truppen Widerstand geleistet, ist kaum wahrscheinlich, denn dort konnten die Templer, ohne sich Verhören oder Prozessen stellen zu müssen, in den Orden von Calatrava, einen Ritterorden mit Zisterzienser-Ursprung, und in den Orden von Saint-Jacques-de-Compostelle eintreten.

In Portugal gründet der König eigens für sie den Christusritterorden, in den alles, was sie besaßen, übergang und der als Emblem das Templerkreuz beibehielt, das sich auf allen Segeln der Weltentdecker wiederfindet.

In England waren die Verhaftungen nicht so zahlreich wie in Frankreich, aber auch hier wurden viele Ordensbrüder von den königlichen Truppen festgenommen und den Inquisitoren zum Verhör übergeben. Allein im April 1311 wurden zweiundsiebzig englische Tempelritter am Dreifaltigkeitstag von Karmeliter-, Augustiner-, Dominikaner- und Minimienmönchen verhört.

In Deutschland, wo sie zwar nicht verhaftet, aber in Frankfurt vorgeladen wurden, erschienen sie in voller Rüstung und mit dem Schwert in der Hand. Die Richter hatten nichts dagegen.

Am 18. März 1314 wurde der Großmeister Jacques de Molay, der öffentlich seine vorherigen Geständnisse widerrief, auf der Ile de la Cité als Ketzer und Rückfälliger verbrannt.

Die Freiheiten der Baumeisterbruderschaften wurden aufgehoben. In den folgenden Jahren gründeten die «Kinder Salomos» die «Bruderschaft der Pflicht der Freiheit». Viele verlie-

ßen Frankreich. Ihnen verdanken wir die meisten deutschen gotischen Kirchen.

Einige Jahre später verwüstete der Hundertjährige Krieg Frankreich, und Isabelle von Bayern unterzeichnete in Troyes – in Troyes! – den Verzicht der Kapetinger⁴ auf den Thron Frankreichs zugunsten der Plantagenet⁵.

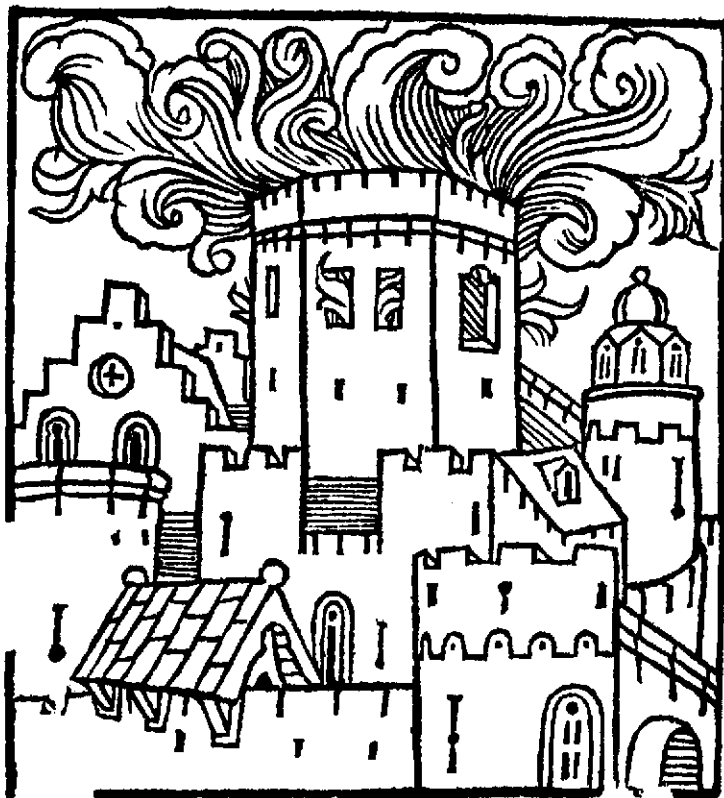
Die Zivilisation bricht zusammen.

Alle Versuche der Renaissance, zu den Ursprüngen zurückzukehren, scheitern an den Kirchen, die den Weg dorthin durch Folter und Scheiterhaufen verbarrikadierten. Das trifft für die Kirche des Petrus genauso zu wie für die Calvins.

Von den einen wurde die Heilige Jungfrau verhöhnt, die anderen machten sie zur Reliquienhändlerin.

⁴ Kapetinger: franz. Königsgeschlecht (987–1328).

⁵ Plantagenet: franz. Bezeichnung für die Grafen von Anjou (A. d. Ü.).



Brand eines achteckigen Turms. Allegorie auf die Vernichtung des Tempelerordens (Chroniques de France, Über die Verurteilung der Templer - 1493).

Die Beschuldigungen

Die Eröffnung des Prozesses gegen den Templerorden brachte ein rechtlich schwer zu lösendes Problem mit sich. Nach seinen Satzungen war der Orden einzig und allein dem Papst unterstellt; er allein konnte ihn vor sein Gericht zitieren.

Machte man aber nur einzelnen Templern den Prozeß, traf man nicht den Orden. Man konnte dann zwar den einzelnen verurteilen, nicht aber den Orden. Deshalb entschloß man sich, die Templer einzeln anzuklagen, aber mit solchen Beschuldigungen, daß die Geständnisse auf den ganzen Orden zurückfielen, so daß der päpstlichen Rechtsprechung gar nichts anderes übrigblieb, als sich dieser Verurteilung einzelner Templer durch weltliche Gerichte mit einer Verurteilung des ganzen Ordens anzuschließen.

Damit dieser Kunstgriff gelang, brauchte man ein Gericht, auf das man Einfluß nehmen konnte. Da dies bei einem Konzil kaum möglich war, blieb nur das Inquisitionsgericht.

Nur die Inquisition konnte einen kirchlichen Prozeß in Gang bringen, bei dem die regionalen Weltlichen wie auch der Papst mitspielten.

Dies gelang: Die weltliche Macht nahm den Templern die Möglichkeit, sich zu verteidigen, und der Papst betrieb Vogel-Strauß-Politik.

Auf jeden Fall mußte der Papst schon lange vorher ins Vertrauen gezogen worden sein. Angeblich war dies eine der geheimen Bedingungen, die Philipp der Schöne stellte, um Ber-

trand de Got bei der Wahl zum Papst zu unterstützen. Durchaus möglich, sogar wahrscheinlich.

Es ist erstaunlich, daß meines Wissens kein einziger Historiker auf die Angriffe gegen das Papsttum hinweist, die zu den zahlreichen Schismen (Kirchenspaltungen, A. d. Ü.) und Ketzereien in jener Zeit führten.

Und viele, die ebenfalls keinerlei Respekt vor Clemens V. und dessen Stellung in der Kirche hatten, profitierten schamlos von den Besitzümern des Templerordens. Dante versteht es sehr geschickt, zwischen Würdenträger und Würde zu unterscheiden. Im 19. Gesang seines «Inferno» läßt er durch Nikolaus II. die ewige Verdammnis für Clemens V. prophezeien, da dieser als ein neuer Jason den «Tempel von Jerusalem» zerstört habe, um Antiochus zu bereichern, durch dessen Gunst er zu seiner Würde gekommen ist.

Um durch das Verhör einzelner Mitglieder den Orden selbst zu treffen, gab man den Inquisitoren Fragebogen, die für die päpstlichen Untersuchungsgerichte bestimmt waren.

Solche Fragebogen sind erhalten geblieben. Sie enthielten einhundertsiebenundzwanzig Fragen, die den Beschuldigten vorzulegen waren. Die Beschuldigungen betrafen unter anderem:

... daß die Zusammenkünfte unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfanden und die geheimen Stiftsversammlungen entweder zur Stunde des ersten Schlags oder während der ersten Nachtwache abgehalten wurden;

... daß der Novize bei seiner Aufnahme in den Orden Christus das Kruzifix, Gott, sogar die Heilige Jungfrau, wie auch alle Heiligen, ob männlich oder weiblich, verleugnen mußte;

... daß man den Novizen lehrte, Christus sei nicht Gottes Sohn, sondern ein falscher Prophet gewesen. Seine Leiden und seine Kreuzigung habe er nicht für die Erlösung der Men-

sehen erlitten, sondern als Strafe für Verbrechen, die er sich hatte zuschulden kommen lassen;

... daß die Bewerber auf das Kruzifix spucken mußten;

... daß sie weder an das Heilige Abendmahl noch an andere Sakramente der Kirche glaubten;

... daß sie glaubten, oder es sich einredeten, daß der Großmeister sie von ihren Sünden freisprechen könnte. Genauso die Visitor und die Erzieher, von denen viele Weltliche waren;

... daß die Ordenspriester bei der Messe die Einsegnungsworte wegließen;

... daß man den neu aufgenommenen Brüdern erlaubte, miteinander körperlich zu verkehren;

... daß während der Aufnahmezeremonie der Neuling den Meister auf den Mund, den Nabel oder den nackten Bauch sowie auch auf den After oder auf das Rückgrat küssen mußte;

... daß es in jedem Provinzkapitel Götzenfiguren und Köpfe gab, von denen die einen drei Gesichter hatten, andere ein einziges, wieder andere nur menschliche Schädel waren;

... daß sie glaubten, diese Götzenbilder könnten sie erretten und ihnen verdanke der Orden alle Reichtümer. Sie seien es auch, die die Bäume wachsen und die Erde fruchtbar werden ließen;

... daß sie diese Götzenbilder mit Schnürchen berührten, die sie sich danach unter das Hemd auf die bloße Haut banden. Diese Schnüre mußten sie immer – auch in der Nacht – tragen.

Das ist nur eine kleine Auswahl aus einer Fülle weiterer sich immer mehr steigernder Fragen: Wurde dies in allen Provinzkapiteln praktiziert? – In allen Königreichen und an allen Plätzen? – Galten diese Anordnungen für den gesamten Or-

den, oder waren sie auf: einzelne Plätze begrenzt? – Beruhten sie auf: heidnischen Bräuchen? – Waren diese Anordnungen ein Teil der Ordensregeln? – Waren diese Bräuche, Anordnungen und Regeln ein Teil der Ordensregeln, die erst nach der Genehmigung des Ordens durch den Heiligen Stuhl eingeführt wurden?

Mit solchen Fragen, jedem einzelnen Ordensbruder gestellt, erreichte man, was man wollte: Man traf den gesamten Orden.

Die Folter half mit, daß man jene Geständnisse bekam, die man hören wollte. Später, vor der päpstlichen Kommission, wurden sie jedoch widerrufen.

Als päpstliche Kommissare diese Fragenliste fünfhundertfünfzig Templern vorlasen, die sich in dem Baumgarten hinter dem Bischofspalast versammelt hatten, um ihren Orden zu verteidigen, hörten sie sich zwar die lateinische Version an, als aber die Kommissare sie fragten: «Möchtet ihr, daß wir euch jetzt den Fragebogen ins Französische übersetzen?», riefen sie: «Der lateinische Text reicht uns! Wir legen keinen Wert darauf, uns auch noch auf: französisch solche Schändlichkeiten vorhalten zu lassen! Alles ist falsch und unfaßbar.»¹

Unfaßbar, gewiß. Aber war wirklich alles so falsch?

Nicht alle Beschuldigungen waren erfunden, sie waren nur geschickt und zweckgerecht zusammengestellt. Ein Funken Wahrheit steckt dahinter, und man kann ihn aufdecken.

Zuerst einmal fällt auf, daß der größte Teil der an den Orden gerichteten Vorwürfe sich auf: die Aufnahme-prozedur neuer Brüder bezieht. Vermutlich kannten die Untersuchungskommissare nicht viel mehr vom Orden als diese Aufnahme-

zeremonien – daraus wurde wahrscheinlich kein großes Geheimnis gemacht.

Kann diese Aufnahme nicht so eine Art «Musterung» gewesen sein? Denn es waren vor allem altgediente Militärs, die diese Rekruten empfangen, auch jene, die nicht zur militärischen Formation des Ordens wollten. Daß Musterungsscherze an Kadettenanstalten genau wie die traditionellen Regimentsspäße nicht immer von bestem Geschmack zeugen, ändert nichts daran, daß diese Art von Tradition sich durch alle Zeiten hält.

Warum soll nicht ein Vorgesetzter einem Templerrekruten ernsthaft erklärt haben: «Und wenn du erhitzt bist, kannst du dich bei deinen Brüdern erfrischen!»

Dies etwa sind die Worte, die Hugues de Payraud, Großmeister von Frankreich, gesagt haben soll, als er neue Rekruten in Empfang nahm. Und er fügte hinzu: «All dies sagte ich nicht von Herzen, sondern mit den Lippen.» Und als der Inquisitor ihn fragte: «Warum sagten Sie es dann?», antwortete er: «Das entsprach den Praktiken unserer Regel.»

Dies ist wahrscheinlich eine Fehlübersetzung des Inquisitors, denn derselbe Hugues Payraud erklärte, daß die Ordensregeln die Sodomie absolut verbieten.

Wahrscheinlich meinte Hugues Payraud nicht «Regeln», sondern «Tradition». Und man weiß, wie sich Neulinge an traditionelle Scherze halten, indem sie sie noch ausschmücken.

Und sicher war es sehr schwierig, den Inquisitoren den rauen Umgangston eines militärischen Ordens zu erklären.

Fast alle verhörten Templer gaben zu, daß dieser Scherz, den man unbedingt als Ernst nehmen wollte, üblich war, aber alle wehrten sich mit voller Entrüstung gegen den Vorwurf, Homosexualität praktiziert zu haben.

¹ Oursel: Le Procès des Templiers (Denoël, 1955).

Vor der päpstlichen Kommission protestierten alle gegen die Unterstellung, daß dies nicht ein Scherz, sondern eine ernstgemeinte Aufforderung gewesen sei.

Das waren ihre Antworten:

Bruder Ponsard de Gizey, Erzieher in Payns: «Die Beschuldigungen, mit denen man den Orden überhäuft, daß es angeblich den Brüdern erlaubt sei, sich körperlich miteinander zu vereinigen, und andere Ungeheuerlichkeiten, sind Lügen.»

Bruder Aymond de Barbonne: «Drei Jahre versorgte ich die Zelle des Meisters in Übersee; nie habe ich Unrechtes gesehen, weder bei ihm noch sonst im Orden.»

Bruder Jean du Four: «Angenommen, ich hätte ein Geständnis dieser Sünde abgelegt, hätte ich es widerrufen und widerrufe es auch jetzt noch.»

Bruder Jean de Saint-Benoit, Präzeptor von L'Ilc-Bouchard: «Niemals habe ich gehört noch gesehen, geglaubt oder gedacht, daß so ein Laster in unserem Orden angeraten oder gar begangen wurde.»

Jean, der Engländer (trotzdem von der Inquisition verdächtigt): «Ich habe nie gehört, daß man einem Bruder die Erlaubnis gab oder gar den Befehl, sich körperlich mit einem anderen zu vereinen.»

Was es mit den obszönen Küssen auf sich hatte, ist schwieriger zu beantworten. Zweifellos wurden bei der Aufnahmezeremonie Küsse gewechselt. Das scheint allgemein so gewesen zu sein, und in einigen Fällen ist dies vermutlich zu «Rekrutenscherzen» ausgeartet.

So berichtete ein Templer bei der Schilderung seiner Aufnahme, daß der Bruder, der ihn einweihte, nachdem die Zeremonie ganz seriös vonstatten gegangen war, plötzlich zu ihm

sagte: «Und jetzt küß meinen Arsch!» Worauf der Neuling antwortete: «Eher will ich sterben, als daß ich dies tue!»

Das ist nun wirklich nicht ernst zu nehmen, und mit dem eigentlichen Aufnahme ritual hat es auch nichts zu tun.

Ich glaube, in dem Kapitel über den Dornbusch ausführlich nachgewiesen zu haben, daß es sich bei diesen Küssen um eine rituelle Weihe handelte, die nicht für Novizen galt, sondern erst für jene, die ihre Probezeit hinter sich hatten.

Man muß außerdem bedenken, daß solche symbolischen Handlungen nur für Menschen einen Sinn hatten, die um den Symbolgehalt wußten und dieses Symbol bewußt anwandten. Allmählich aber wurden solche symbolischen Handlungen zu bloßen Gesten, die ohne Sinn gebraucht wurden.

So gewinnt man aus den Verhörprotokollen den peinlichen Eindruck, daß selbst einigen Großwürdenträgern die Bedeutung dieser Küsse unklar war.

Aus den Verhörprotokollen geht hervor, daß bei den Aufnahmen diese Küsse oberflächlich gegeben wurden, und zwar sowohl von den Novizen als auch von denen, die sie aufnahmen. Es war gleichgültig, wohin man die Küsse gab. Sie hatten ihren Sinn verloren.

Aber sie gehörten zum Aufnahme ritual in ein Kollegium der Eingeweihten! Sie galten nicht für die Ritter oder für die gemeinen Ordensbrüder. Unerklärlich bleibt, wieso diese Küsse zu Gewohnheitsgesten herabgemindert werden konnten.

Eines jedoch zeigt sich: Verbunden mit der Anerkennung als Tempelritter war eine geistige Weihe, und «daß die Meister berechtigt waren, diese Weihen zu erteilen».

Also gab es sehr wohl ein Korps der Eingeweihten in der Rangordnung der Templer!

Die Verleugnung

Die Verleugnung Jesu, die fast alle Templer während des ersten Verhörs eingestanden, womit sie sich schuldig bekannten, gibt ein weiteres Rätsel auf, das ebenfalls kaum zu lösen ist.

Die Geständnisse aus dem ersten unter Folterungen durchgeführten Verhör könnte man leicht als erpreßte Geständnisse abtun, wenn die meisten nicht die gleichen Geständnisse vor den päpstlichen Kommissionen, die nicht folterten, wiederholt hätten.

Und diese Aussagen sind nicht von irgendwelchen Sergeanten oder dienenden Ordensbrüdern gemacht worden, sondern von den Großwürdenträgern selbst!

Und das sagten sie während des ersten Verhörs:

Jacques de Molay, Großmeister (der keiner Folter unterlag): «Bruder Humbert ließ danach ein Bronzekreuz bringen, auf dem sich das Bild des Gekreuzigten befand, und verpflichtete mich, den Christus zu verleugnen, der auf dem Kreuz war. Ich tat es mit Widerwillen...»

Hugues de Payraud, Visitator von Frankreich: «Dann zeigte mir Bruder Johannes ein Kreuz, worauf das Bildnis Jesu Christi war; er sagte mir, ich solle den verleugnen, der hier abgebildet ist, und auf das Kreuz spucken... Ich tat es, mit den Lippen, nicht mit dem Herzen...»

Geoffroy de Charnay, Erzieher der Normandie: «Nachdem ich aufgenommen und mir der Mantel umgelegt worden war, brachte man mir ein Kreuz, worauf das Bildnis Jesu

Christi war; der Bruder Amaury (der Prior von Frankreich, ein persönlicher Freund des heiligen Ludwig) sagte mir, nicht an den zu glauben, dessen Bildnis hier aufgemalt sei, denn er wäre ein falscher Prophet, dies wäre nicht Gott. Er ließ mich Jesus Christus dreimal verleugnen...»

Geoffroy de Gonnevillle, Erzieher von Aquitanien und Poitou: «Bruder Robert (Robert de Torteville, Meister von England) zeigte mir in einem Meßbuch ein Kreuz mit dem Bildnis Jesu Christi und machte es mir zur Pflicht, den Christus, der auf dem Kreuz war, zu verleugnen. Ganz entsetzt verweigerte ich dies, indem ich sagte: Herr, warum sollte ich dies tun? Nein, ich könnte es niemals. Und er antwortete mir: Tu es frei heraus. Ich schwöre dir bei meiner Seele, daß es dir weder in der Seele noch im Gewissen weh tun wird.»

Renaud de Tremelay, Prior des Tempels von Paris: «Nach meiner Aufnahme verleugnete ich Christus...»

Alle diese Würdenträger gestanden außerdem, daß sie von allen Brüdern, die sie aufnahmen, diese Verleugnung verlangten.

Nur wenige haben diese Aussagen vor der päpstlichen Untersuchungskommission zurückgenommen.

Außerdem existieren zu diesem Thema Dokumente, die nicht aus den Verhören der Inquisition stammen.

Auch aus England gibt es solche Berichte. John de Ewre erzählt, daß William de la Fenne, der Erzieher von Wesdal, anläßlich eines Essens der Frau seines Gastes ein Buch gab, in dem stand, daß Christus nicht Gottes Sohn sei, daß er nicht von einer Jungfrau geboren sei, daß er ein falscher Prophet sei, der für seine Verbrechen gekreuzigt wurde.

Tocci de Thoroldeby erklärte, daß er Brian de Jay, Meister des Tempels von London, wohl hundertmal sagen hörte, daß Jesus Christus nicht der wahre Gott sei, sondern ein Mensch.

John de Stokes, Kaplan, wurde eines Tages durch den Großmeister Jacques de Molay geprüft. Dieser ließ von zwei Männern mit blankem Schwert ein Kruzifix herbeiholen. Jacques de Molay fragte: «Was bedeutet dieses Bild?» Der Kaplan antwortete: «Es ist das Bildnis Jesu Christi, der auf dem Kreuz für die Erlösung der Menschheit leidet.»

Darauf sagte Jacques de Molay: «Du redest falsch, und du irrst dich sehr, denn dieser ist der Sohn einer Frau, und er wurde gekreuzigt, weil er erklärte, Gottes Sohn zu sein.»

Diese Berichte sind mehr wert als die Geständnisse, die man durch die Folter herauspressen konnte.

Was folgt daraus?

Die Verteidiger von Philipp dem Schönen und der Inquisition sagen: «Die Angelegenheit ist klar. Die Templer waren Ketzer...»

Ist es wirklich so klar?

Fast zweihundert Jahre lang leisteten diese Männer Widerstand, kämpften, vergossen ohne Zögern ihr Blut für das Christentum. Wurden sie gefangen, ließen sie sich von den Muselmanen lieber hinrichten als ihren katholischen Glauben zu verleugnen.

Das ist viel für Menschen, die angeblich keinen Glauben hatten!

Seltsam auch, daß diese «Ketzer», denen in sie belastenden Zeugenaussagen bestätigt wird, daß sie – wie z. B. Johannes der Engländer – «dreimal im Jahr, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, das Abendmahl von der Hand der Ordenspriester nahmen».

Seltsam auch, diese gefangenen Ketzer verlangen, an den Gottesdiensten teilnehmen zu dürfen. Und in welch drän-

genden Worten! So sprach Jacques de Molay vor der päpstlichen Kommission: «Meine Herren Kommissare, Herr Kanzler, ich bitte mir untertänig genehmigen zu wollen, daß ich die Messe und die Gottesdienste hören darf.»

Und alle, oder fast alle, bitten, daß ihnen die Messe und die Sakramente nicht entzogen werden.

Um die Anklage wegen Ketzerei noch zu verschärfen, fügte man zu der Verleugnung Jesu noch hinzu, daß die Ordenskaplane, wenn sie die Messe sprachen, die Einsegnungsworte weglassen.

Seltsame Beschuldigung! Wenn sie nicht gläubig gewesen wären, hätte ihnen weder dieser noch ein anderer Satz der Messe etwas bedeutet.

Aber die Verleugnung Jesu dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach stimmen.

Die Verteidiger des Templerordens haben immer wieder nach Erklärungen dafür gesucht.

Die erste, die auch die logischste zu sein scheint, ist, daß diese Verleugnung symbolisch verlangt wurde, in Erinnerung an die drei Verleugnungen Petri, bevor der Hahn krächte! Dafür spricht, daß die Aufnahmen der neuen Mitglieder bei Morgenrauen stattfanden.

Aber es ist erstaunlich, daß nicht ein einziger der Templer diese Erklärung zu seiner Verteidigung vorbrachte!

Die zweite, die inzwischen durch Tatsachen widerlegt wurde, ist die Vermutung, daß es sich hierbei um eine Probe handelte, bei der die Glaubenskraft der Kandidaten «geprüft» werden sollte.

Aber das kann nicht stimmen, denn wenn der Kandidat bei einer solchen Probe bereit war, Jesus zu verleugnen, hätte er nach den Regeln nicht in den Orden aufgenommen werden dürfen.

Auch ist es ausgeschlossen, daß man das Kruzifix für Kandidatenscherze benutzt hätte. Man kann sich kaum Mönche vorstellen, die mit dem, was für sie mehr ist als ihr Leben, Scherze treiben.

Was also war es dann?

Vielleicht unterschieden sie zwischen dem Christus, zu dem sie beteten und dessen Göttlichkeit sie verkündeten, und dem, der von Pilatus gekreuzigt wurde?

Schließlich muß man genau beachten, daß sie die «Neuen» aufforderten, den zu verleugnen, der am Kreuz dargestellt ist, also den Gekreuzigten, und nicht das Kreuz selbst, das ja eines ihrer Embleme war!

Ist dieses Geheimnis der Templer vielleicht ein Geheimnis der Geschichte?

Sicher ist, daß einiges um den von Pilatus Gekreuzigten ein historisches Rätsel bleibt. Ein historisches Rätsel, das noch niemand befriedigend lösen konnte. Erst durch die Entdeckung der Schriftrollen vom Toten Meer könnte es endlich entschlüsselt werden.

Folgendes ist zu bedenken: Die Römer haben den Völkern in den von ihnen besetzten Gebieten nie eine eigene Gerichtsbarkeit zugestanden. Deshalb ist es schwer vorstellbar, daß Pilatus «seine Hände (in Unschuld, A. d. Ü.) wusch» nach einer Hinrichtung, die durch den Sanhedrin (Hoher Rat zu Jerusalem, A. d. Ü.) befohlen wurde.

Weiterhin ist die Kreuzigung eine rein römische Todesstrafe, auch in Palästina. Die Juden kreuzigten nicht, sie steinigten. Wenn also sie den Tod Jesu gewollt hätten, hätten sie ihn gesteinigt, wie dies mit Stephanus¹ geschah.

¹ Stephanus («Kranz»), einer der sieben Armenpfleger. Wurde vom Hohen Rat gesteinigt (A. d. Ü.).

Außerdem: Niemals hätte ein römischer Prokurator einen Menschen aus religiösen Gründen verurteilt, es sei denn, daß sich daraus Gefahren für Rom hätten entwickeln können. Eine Hinrichtung nach den strengen jüdischen Regeln aber konnte nur an einem entlegenen Ort, weit entfernt von den römischen Garnisonen, stattfinden. Völlig unwahrscheinlich, daß dies in Jerusalem, in der Nähe des Palastes des Pilatus, möglich war.

Daraus folgt: Jesus kann nur auf Befehl des Pilatus gekreuzigt worden sein. Aber Pilatus konnte nur aus nichtreligiösen Gründen tätig werden. Es interessierte ihn nicht, ob Jahwe gelästert wurde, solange daraus kein Aufruhr entstand – genauer: Aufruhr, der sich gegen Rom richtete.

Eine Auffassung, die sich übrigens, trotz der falschen Darstellung in den Evangelien, mittlerweile durchgesetzt hat.

Lesen wir, was im Johannesevangelium steht (18):

12. Die Schar aber und der Oberhauptmann und die Diener der Juden ergriffen Jesus...

13. Und führten ihn aufs erste zu Hannas.

24. Und Hannas sandte ihn gebunden zu dem Hohenpriester Kaiphas.

28. Da führten sie Jesus von Kaiphas vor das Richthaus.

29. Pilatus sprach zu ihnen: Was bringt ihr für Klage wider diesen Menschen?

30. Sie antworteten ihm: Wäre dieser nicht ein Verbrecher, wir hätten ihn dir nicht überantwortet.

31. Da sprach Pilatus zu ihnen: So nehmt ihr ihn und richtet ihn nach eurem Gesetz. Da sprachen die Juden zu ihm: Wir dürfen niemand töten.

Dies ist offensichtlich nicht sehr logisch. Denn schließlich ist Jesus von einer Schar und einem Oberhauptmann festgenom-

men worden, die durch jüdische Spitzel zu ihm geführt wurden. Damit ist zweifellos Judas gemeint.

Jesus ist also in den Händen der Römer, die ihn zu Hannas führen, dem Schwiegervater des Hohenpriesters, dann zum Hohenpriester selbst. Warum? Nur zur Identifizierung.

Vor Gericht verlangt Pilatus Zeugenaussagen von denen, die ihn gebracht haben. Sie erwidern: Wäre dieser nicht ein Verbrecher...

Pilatus legt ihnen nahe, den Prozeß zu vermeiden – wie jeder höhere Beamte will er keine Komplikationen.

«Richtet ihn nach eurem Gesetz.»

Und sie antworten ihm:

«Wir dürfen niemand töten.»

Also läßt Pilatus ihn kreuzigen. Aber nicht als Propheten oder als Lästere Jahwes.

Sondern als Verbrecher.

Und was war sein Vergehen? Wie dies üblich war, wurde es über dem Verurteilten auf das Tötungsgerät geschrieben: «Pilatus ließ eine Inschrift anfertigen, die er über dem Kreuz befestigte: Jesus von Nazareth, der Juden König, in griechisch, lateinisch und hebräisch» (Johannes 19,19).

Dies entsprach julianischem Recht, das bei «crimen majestatis» angewendet wurde: also bei Vergehen, die sich gegen das römische Volk oder das Staatswohl richteten. Strafbar im Sinne dieses Gesetzes war «jeder, der mit Hilfe von bewaffneten Männern gegen die Republik eine Verschwörung anstiftet oder durch dessen Verhalten Aufstände verursacht werden können».

Und: Waren die Jünger nicht bewaffnet? Vergißt man Petrus, der auf dem Ölberg sein Schwert gegen die römischen Legionäre zog?

Rebellion gegen Rom? Ja! Die Genealogie Jesu ist bekannt. Er

stammt von David über Joseph ab, und vielleicht stammte auch seine Mutter aus dem Hause Davids. Und er macht nie ein Geheimnis daraus, daß er Anspruch auf seinen Thron erhebt.

Man findet das an vielen Stellen in der Heiligen Schrift; Gabriel zu Maria: «Du wirst einen Sohn gebären... Der Herr wird ihm Davids, seines Vaters Thron geben. Er wird ewiglich über das Haus Jakob herrschen.»

Schon bei seiner Geburt wird er von den Weisen als der Juden König begrüßt.

Als Pilatus ihn fragt: «Bist du der Juden König?» antwortete er: «Du hast es gesagt.»

Man kann natürlich über diese Antwort streiten, indem man vorgibt, sie bedeute: «Du bist es, der es gesagt hat.» Aber auch diese Formulierung ist eine Bekräftigung.

Und was für ein König der Juden! Keiner, der seinen Anspruch auf das Königreich nur mit schönen Worten bekundete. So sprach er zu seinen Jüngern:

«Doch jene meiner Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrschen soll, bringt her und erwürgt sie vor mir!» (Lukas 19,27)

Davids Sohn drückt sich wie ein Revolutionär aus:

«Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.»

«Ihr sollt nicht wähen, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.»

Und über Orte, in denen er schlecht aufgenommen wurde:

«Wehe dir, Chorazin². Wehe dir, Bethsaida...»

Aber er macht auch Versprechungen:

«Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Siehe, wir haben

² Chorazin, Bethsaida: Ortschaften am See Genezareth (A. d. Ü.).

alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns also zuteil werden? Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet in der Wiedergeburt, wenn des Menschen Sohn auf dem Thron seiner Herrlichkeit sitzen wird, auch auf zwölf Thronen sitzen, um die zwölf Stämme Israels zu richten.» (Math. 19/27–28)

Nach dem Lukasevangelium bringt der Sanhedrin Jesus mit folgender Anklage vor Pilatus:

«Diesen fanden wir, der das Volk verführt und es abhalten will, dem Kaiser Steuer zu geben, und er sagt, er sei Christus, der König.» (Christus ist die griechische Übersetzung des hebräischen Wortes «Der Gesalbte». Alle erstgeborenen Söhne, die dem Herrn geweiht waren, waren gesalbt.)

Ist es nicht denkbar, daß die Tempelritter, die die Grundmauern des Tempels Salomos freilegten, jene Mauern, auf denen um 500 v. Chr. ein neuer Tempel errichtet wurde, den dann Titus im Jahr 70 zerstörte, ist es nicht denkbar, daß sie vielleicht dort Dokumente fanden, die das Rätsel um Jesus Christus aufklärten?

Vielleicht einen Text des Flavius Josephus³, den man bis dahin nicht veröffentlicht hatte oder nicht veröffentlichen wollte?

Und dennoch bleiben sie Christen! Obgleich sie es besser wissen. Sie fordern nur, den zu verleugnen, «der ans Kreuz geschlagen wurde»: den von Pilatus Gekreuzigten.

Gibt es noch etwas anderes?

Ja, und es liegt auf der Hand.

In den Evangelien gibt es Worte des Hasses, aber es gibt nicht nur Worte des Hasses. Es gibt auch Worte der Liebe. Worte,

³ Flavius Josephus, jüdischer Historiker, der die Geschichte des jüdischen Volkes schrieb (A. d. Ü.).

die wirklich christlich sind, Worte der Keuschheit und Worte der Weihe.

Sie passen nicht recht zusammen, selbst wenn man einerseits das Geschriebene buchstabengetreu auffaßt und andererseits ihm allegorische Bedeutung beimißt.

Wie paßt zum Beispiel dies zueinander: «Ärgert dich deine rechte Hand, so hau sie ab und wirf sie von dir», und: «Auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, so ihr das Unkraut ausjätet.»

Einmal sagt dieser Partisan: «Ich will die Gnade und nicht das Opfer», dann wieder will er, daß seine Feinde vor ihm hingerichtet werden!

Oder wie stimmt das überein: «Ich bin gekommen, um Zwist zwischen Sohn und Vater zu säen», heißt es einmal, dann aber: «Gott befiehlt: Ehre deinen Vater und deine Mutter, und der, der seinen Vater verdammt, soll mit dem Tod bestraft werden.»

Sollte es zwei verschiedene Texte gegeben haben?

Vielleicht sogar zwei Männer?

Es erscheint fast unmöglich, daß es nicht so gewesen ist. Und es gibt das Beispiel des Johannes. Johannes, der Evangelist. Er schildert Ereignisse, die nicht in den Berichten anderer Evangelisten stehen. Kann es nicht sein, daß Matthäus, Markus und Lukas von einem ganz anderen Menschen sprechen als Johannes?

Bei Matthäus, Lukas und Markus hält sich Christus an das Gesetz Moses, ohne ein Jota zu ändern. Bei Johannes vergibt er der Ehebrecherin, was konträr zu dem Gesetz Moses ist.

Johannes geht überhaupt nicht auf die Herkunft Jesu ein. Für Johannes ist Jesus Gott, ein Gott, der zu Fleisch geworden ist. Joseph hat damit nichts zu tun.

Es sind zwei: ein Partisan und ein Heiland. Um die antirömi-

sehe Politik des Partisanen zu tarnen, legte man ihm auch Worte des Heilands in den Mund.

Nicht immer sehr geschickt...

Man gibt dem Partisanen gegen die Römer deutliches Profil. Wahrscheinlich war er der älteste Sohn Josephs, der durch seinen Vater Anspruch auf Davids Thron hat, der sein Erbe zurückgewinnen will und die Menschen aufwiegelt, und den die Römer deswegen ans Kreuz schlagen. Und möglicherweise war sein Name Bar Abbas⁴ – Sohn des Vaters.

Der Heiland? Man weiß nichts von ihm. Vielleicht war er mit dem «Meister der Gerechtigkeit» der Essener identisch, der «so groß war, daß sein Name nicht ausgesprochen werden durfte.»

Wurde auch er gekreuzigt? Denkbar, wenn auch die Geschichte nichts von zwei Gekreuzigten überliefert. Man weiß aber aus den Schriftrollen vom Toten Meer, daß der Meister der Gerechtigkeit durch Marterungen von Juden starb. «Sie behandelten sein Fleisch nicht schonend.» Und in der traditionellen Darstellung dieses Ereignisses ist er als Inkarnation Gottes auf jeden Fall mit dem Kreuz verbunden.

Der Koran, der Jesus ebenfalls als Propheten anerkennt, verleugnet auch die Kreuzigung: «Der Messias Jesus... Sie (die Juden) haben ihn weder getötet noch gekreuzigt, aber sie waren bereit, es zu tun... Sie haben ihn nicht getötet, sondern Gott hat ihn zu sich empor geholt» (Sure 4, Vers 156–158).

All dies sind Vermutungen und können auch nur Vermutungen bleiben, aber sie würden sehr gut den Widerspruch

⁴ Bar Abbas: mit Jesus vor Gericht bei Pilatus, der lieber Bar Abbas als Jesus gekreuzigt hätte (A. d. Ü.).

erklären zwischen der belegten Ehrerbietung der Templer dem «Herrn Jesus, Heiligen Christ, Ewiglichen Vater und allmächtigen Gott, frommen Schöpfer, Spender, wohlwollenden Verteiler und vielgeliebten Freund, frommen und demütigen Erlöser, gnädigen und barmherzigen Retter»⁵ gegenüber und der ebenso belegten Verachtung für den von Pilatus Gekreuzigten.

Sie fühlten sich trotzdem als gläubige Katholiken. Denn für alles eine Deutung zu haben ist kein Hinderungsgrund, gläubig zu sein.

Wenn aber ein solches historisches Geheimnis der Allgemeinheit mitgeteilt würde, hätte es die breite Masse verwirrt, vor allem, wenn es ad hoc, ohne vorbereitende Erklärungen, völlig unvermittelt, z. B. bei der Verteidigung im Prozeß, damit konfrontiert wird.

Es ist möglich, daß es auch in diesem Fall so war wie bei den sogenannten «obszönen» Küssen: es waren Geheimnisse, die nur den Eingeweihten bekannt waren, die aber im Laufe der Zeit zu äußerlichen Gesten im ganzen Orden wurden und daß sich daraus tatsächlich ein Abfall vom Glauben entwickelt hat.

Ein Templer gestand während des Prozesses, daß er eines Tages den alten Meister des Ordenshauses von Ormeteau über den Grund für die Verleugnung des Gekreuzigten gefragt habe. Der Ordensmeister antwortete: «Frag nicht! Man weiß nicht, wo man beginnen soll... Es handelt sich um einen Propheten, ach, es dauert zu lang, es dir zu erzählen...»

Kein Wort von Gottes Sohn!

Für die Inquisitoren war auf jeden Fall die Verleugnung des

⁵ Gebet der gefangenen Templer, nach Oursel: Le Procès des Templiers (Denoël).

Gekreuzigten, das Spucken auf das Kreuz als Folterinstrument ausreichendes Beweismaterial für den Vorwurf der Ketzerei.

Und die Behauptung, daß der ganze Orden sich einer von der Kirche offiziell eingestuft und verdammt Ketzerei hingab, war ein Argument, um sich für den Prozeß die päpstliche Verurteilung des gesamten Ordens zu sichern.

Man hatte versucht, Aussagen von Templern zu erhalten, daß ihre Priester während der Messe nicht alle Einsegnungsworte sprachen. Mit dieser Methode wurde bereits bei den Verhören der Katharer gearbeitet.

Doch es gab zuviele Zeugenaussagen, daß die Messe von den Priestern des Ordens einwandfrei und konform den Glaubensvorschriften abgehalten wurde, als daß man daraus einen Anklagepunkt hätte machen können.

In einigen Schriften, die sich mit dem Templerorden beschäftigen, wird deshalb eine Verbindung zwischen den Katharern und den Templern vermutet. Aber das hieße doch sehr vorschnell die altprovenzalische Zivilisation des Ordens mit dem Sektierertum der Katharer gleichzustellen.

Man weiß wenig von der albigensischen Lehre der Manichäer, aber auf jeden Fall überschätzt man ihren Einfluß, wenn man sie für eine oder gar für die Grundlage der Zivilisation hält.

Das wenige, was man von den Albigensern weiß, genügt, um zu erkennen, daß diese Lehre einen absoluten Dualismus vertritt, der auf strengster Trennung von Geist und Materie basiert; dies aber steht völlig der Weltvorstellung, die die Templer dem heiligen Bernhard verdankten, entgegen. Für sie war sogar der Geist sinnlich wahrnehmbar.

Es stimmt, daß die Templer sich weigerten, an dem «Kreuzzug» gegen die Albigenser teilzunehmen; aber auch der Or-

den des «heiligen Johannes von Jerusalem» tat dies, und ihm kann man keine Kontakte zu den Albigensern nachsagen.

Weder der eine noch der andere Orden machte sich Illusionen über die «fromme» Idee, die diesem Kreuzzug zu Grunde lag: es ging in erster Linie um Krieg und Plünderung.

Und jene Deutschen, die nach Montsegur voll germanischem Stolz «pilgern», vergessen, daß die sächsischen Truppenkontingente des «Kreuzzugs» gegen die Albigenser besonders groß waren, weil die Beute aus dem reichen und heiteren Okzitanien (Südfrankreich ohne Provence, A. d. Ü.) lockte. Dies war kein Krieg, der die Templer anging. In keiner Weise.

Wie wenig man die Templer der Verbindung zu den Albigensern verdächtigte, beweist auch der erste Sühnevorschlag, den man dem Grafen von Toulouse (Oberhaupt der Albigenser, A. d. Ü.) machte: Er sollte sich verpflichten, daß er und seine Soldaten, die mehr Banditen als Soldaten waren, Juden, Ketzern und Wucherern keinen Schutz mehr gewährten, daß er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternähme und daß er entweder dem Templer- oder dem Hospitaliterorden als weltlicher Bruder beitrete.

Später, bei den Unterhandlungen zu Pamiers, wurden den Albigensern zwei Verpflichtungen auferlegt und von ihnen angenommen. Diese Urkunden trugen elf Siegel, darunter das des Simon von Montfort. Die Kommission, die den Text festlegte, bestand aus zwölf Mitgliedern, darunter vier Geistliche, zwei Bischöfe, ein Templer und ein Hospitaliter (diese Urkunden existieren noch in den Nationalarchiven und wurden im Band 8 der «Geschichte des Languedoc» veröffentlicht).

Die Urkunden legten für das albigensische Gebiet französisches Lehnsrecht fest, bestimmten die Gewichte und Maße,

limitierten die Weggelder und verlangten die Verfolgung der Ketzer.

Dieser Kampf gegen Wucher, gegen das Inkasso betrügerischer Weggelder, gegen Straßenräuber (dieser Punkt hatte nichts mit dem Katharismus zu tun, sondern betraf die Übergriffe des Grafen von Toulouse und seiner Kumpane), liegt völlig auf der «Linie» des Templerordens.

Was die manichäische Ketzerei betrifft, so scheint sie bei den Albigensern nicht mehr und nicht weniger üblich gewesen zu sein als in der Champagne, wo sie ebenfalls weit verbreitet war.

Um sich der Verfolgung zu entziehen, suchten Anhänger des Katharismus um Asyl bei den Templern und den Hospitalitern nach, doch wird von ihnen kaum Wesentliches über die katharische Lehre in die beiden Orden gedrungen sein.

Bekannt ist auch das Beispiel des Sancho Espada, eines Katharers, der während des «albigensischen Kreuzzugs» das Schloß von Montferrand verteidigte. Es gelang ihm, den päpstlichen Truppen zu entkommen und zum Hospitaliterorden zu flüchten. Dort wurde er Prior des Hauses von Toulouse.

Ähnliche Fälle werden sich auch beim Templerorden ereignet haben. Und vielleicht hat es tatsächlich den Versuch einer albigensischen Unterwanderung des Templerordens gegeben. Möglich auch, daß diese Unterwanderung einige Resultate in den im Süden gelegenen Ordenshäusern erzielte.

Das würde den Brief von Clemens IV. an den Großvisitator der Tempelherren erklären: «Die Templer mögen sich hüten, meine Geduld zu überfordern, weil dann die Kirche gezwungen wäre, die fast verbürgten Berichte über sträfliche Auswüchse, die bis zum heutigen Tag mit zu großer Nachsicht ertragen wurden, zu prüfen – und dann gäbe es keine Nachsicht mehr.»

Vielleicht meint dieses Schreiben bereits die bekannte Verleugnung des Gekreuzigten, aber es kann durchaus auch sein, daß einige katharische Handlungen der Templer dem Papst hinterbracht wurden. Offenbar führte die Aufdeckung solcher Abweichungen vom rechten Glauben bei den Betroffenen zum «Verlust des Mantels»⁶.

Außerdem sollte man festhalten, daß die ersten Denunziationen im Albigensergebiet alle von ausgestoßenen Templern kamen.

⁶ Verlust des Mantels: zeitweilige Degradierung (A. d. Ü.); Verlust des Hauses: Ausschluß aus dem Orden (A. d. Ü.).

Der Baphomet und die Alchimie

Die Aufnahmen waren geheim. Nach den Aussagen in den Verhören fanden sie im allgemeinen in den Ordenshäusern statt.

Sie waren aber nicht so geheim, daß nicht doch einige Informationen über ihren Ablauf nach außen drangen. Dadurch war es den Untersuchungskommissaren möglich, ihren Fragebogen aufzusetzen, der besonderes Gewicht, wie schon aus den Auszügen ersichtlich, auf das Ritual dieser Aufnahmen legte.

Aber es fanden in den Provinzhäusern auch andere Zusammenkünfte statt, deren Geheimnis besser bewahrt wurde und zu denen nicht alle Ordensmitglieder zugelassen waren, sondern nur bestimmte Ritter und anscheinend Mönchsritter.

Viele der Angeklagten erwähnten diese Zusammenkünfte, die meist in der Ordenskapelle stattfanden, aber fast alle bestätigten, daß sie nicht dabei sein durften.

Während der Zeremonie blieben die Türen des Hauses hermetisch verriegelt. Männer wachten an den Toren der Ritterkapelle, und in einigen Fällen wurde sogar eine Überwachung des Daches organisiert.

Wenn zu diesen Gelegenheiten, bei denen Ritter aus der ganzen Provinz zusammenkamen, ein fremder Prediger geladen war, um vor den versammelten Rittern eine Lesung zu halten, bat man den Prediger, nachdem er seine Predigt beendet hatte, die Kapelle zu verlassen, und die Ritter blieben allein zurück.

Aus keiner der Aussagen, die von den Verhören überliefert sind, geht hervor, daß ein Ritter verraten hätte, was sich bei diesen «Stiftsversammlungen» abspielte. Entweder verweigerten sie die Antwort oder sie täuschten vor, sie seien zu diesen Versammlungen nicht zugelassen worden.

Die einzigen Angaben darüber stammen von dienenden Brüdern, die es nur «flüchtig sahen». Wahrscheinlich kamen die Aussagen aus einer gewissen Bitterkeit, nicht zugelassen worden zu sein.

Einer berichtete, er habe gesehen, daß die Ritter ein Idol angebetet hätten. Ein anderer wollte eine schwarze Katze herumspazieren gesehen haben. Wirklich nichts Außergewöhnliches in einem Haus, in dem es mäusefangende Katzen geben mußte.

Was das angeblich angebetete Idol betrifft, so wurde es häufig gesehen und scheint nicht besonders geheim gewesen zu sein. Meist stand es in einem Wandschrank. Nach den Zeugenaussagen ist es an den verschiedenen Orten unterschiedlich gewesen.

Die meisten beschreiben es als die Büste eines bärtigen Mannes aus Holz oder Metall, mit leuchtenden Augen, manchmal besaß es zwei oder sogar drei Gesichter.

Fraglos handelte es sich um jenes «Idol», das man mit einer Schnur berührte, die dadurch geweiht wurde.

Solche Figuren werden weder besonders versteckt noch besonders herausgestellt.

Auch die verhörten Würdenträger berichteten davon und leugnen seine Existenz nicht, aber sie geben überraschend unterschiedliche Beschreibungen.

Hugues de Payraud, zweiter Würdenträger des Templerordens, beschreibt das Idol von Montpellier, als hätte es vier Füße: zwei neben dem Gesicht und zwei hinten.

Die Fragebogen sind darauf angelegt, so viel wie möglich über diese wundersamen Köpfe zu erfahren. Man spürt, daß man damit die Templer «beweiskräftig» des Götzendienstes anklagen wollte.

Die Anklagen betonten auch besonders die Berührung dieser «Idole» mit den auf der bloßen Haut zu tragenden Schnüren und ignorierten völlig, daß es solche mönchischen Einkleidungsbräuche in fast allen religiösen Orden gab.

Diese Bräuche hängen offensichtlich mit dem Kuschheitsgelübde zusammen. Außerdem hatte jede Schnur je nach der Anzahl ihrer Knoten besondere Eigentümlichkeiten. Doch das ist ein anderes Thema.

Nach diesen «Idolen», diesen Köpfen, liebten die Inquisitoren in allen Templerhäusern suchen – ohne Erfolg. Man fand nichts. Sie blieben genauso unauffindbar wie die geweihten Gefäße oder die Schatzkammern der Ordenshäuser.

Nur im Haus des Tempels zu Paris fand man einen Kopf, der eine Art Reliquienkästchen gewesen zu sein scheint. In ihm befanden sich zwei kleine menschliche Schädelknochen. Der Kopf trug das undeutbare Zeichen: Caput LVIII.

Wieder muß man sich wundern, daß keiner der verhörten Templer, ob Untergebener oder Würdenträger, auf die Idee kam zu erklären, daß diese Köpfe, um die es immer wieder ging, nichts als Reliquienkästchen waren und keine Idole. Denn der Templerorden besaß Reliquien, die jedoch nicht aufgefunden wurden. Einige Kästchen, in denen man sie aufbewahrte, hatten menschliche Körperformen, wie es der Mode der Zeit entsprach, z. B. eben jenes Reliquienkästchen mit der Aufschrift Caput LVIII.

Auf Fragen zu diesem Thema antworteten die Templer, zumindest die Würdenträger, listig ausweichend oder vage, niemals aber logen sie.

Die Untersuchungskommissare, die das nicht begriffen, bohrten nicht weiter nach. Ein gewisser Anschein von «Diabolismus» genügte ihnen, um den Templerorden zu verdammen.

Diesem «Idol» hat Bruder Gaucerant, Sergeant in Mont Pezat, einen Namen gegeben.

Zusammengefaßt sagte er aus, daß es sich dabei um den Kopf eines bärtigen Mannes gehandelt habe. «In figuram baffometi», also in der Gestalt eines «Baphomet», und man habe ihm gesagt, daß dieser allein in der Lage sei, ihn zu erretten.

Was bedeutet dieses Wort «Baphomet», wo kommt es her? Möglicherweise ist es nichts weiter als eine Verballhornung im Dialekt des Languedoc (ehemalige franz. Provinz, A. d. Ü.) für «Mahomet» (deutsch: Mohammed). So nannte man in dieser Gegend die Moscheen «baphomerics».

Außerdem kannte man aber im Mittelalter solche Figuren oder vom Teufel verhexte Köpfe. Der Volksmund nannte sie «Köpfe des Mahomet». Es waren meist Automaten, dazu bestimmt, einfältige Menschen zu verblüffen oder auch zu erschrecken.

Vom Papst Sylvester II. wird berichtet, er habe aus Spanien einen solchen Kopf mitgebracht, der imstande war, Fragen mit ja oder nein zu beantworten. Nach dem Geheimnis befragt, erklärte der Papst lediglich, daß es sich hierbei um eine Art Automat handle, der nach einem Rechensystem mit zwei Zahlen arbeite. Eine Form von «technischem» Dualismus, wie er auch unseren modernen elektronischen Gehirnen zugrunde liegt. (Die Anekdote ist übrigens nicht verbürgt.)

Auch Albert der Große soll einen ähnlichen Automaten besessen haben.

In alchimistischen und magischen arabischen Schriften wird ein «Goldkopf» erwähnt, ohne daß jemals seine Bedeutung

erklärt ist. Der berühmte Magier El-Ghirby aus Kairo soll einen solchen Kopf besessen haben, der mitunter wie ein Orakel von einem Geist befallen werden konnte, der ihm die Existenz und den Ort versteckter Schätze verriet.

Ob dies nun stimmt oder nicht – bei den Templern existierten solche seltsamen Köpfe, zumindest in den Provinzhäusern.

Das Wort «Baphomet» überlebte den Templerorden, und nicht nur im provenzalischen Sprachraum, sondern auch in Ländern mit anderen Sprachen. Und dies wäre nicht der Fall, wenn das Wort nur das bezeichnete, was Gegenstand des Prozesses war, dessen Einzelheiten obendrein der Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht wurden.

Also: Vielleicht war für Menschen, die provenzalisch sprachen, «Baphomet» gleich «Mahomet», aber für die Templern – und andere – bedeutete es bestimmt etwas anderes.

Am Portal der Kirche Saint-Méry, dem Templerquartier in Paris, befindet sich ein bärtiges, gehörntes, geflügeltes Teufelchen. Ein Halbtier, worauf seine Klauen hinweisen, eine Halbfrau, was die Brüste andeuten. Die Überlieferung spricht von ihm als «Baphomet», oder präziser als «Baphomet dem Templer».

Auch am Portal der Kirche Sainte-Croix in Provins befindet sich, fast identisch mit dem in Paris, ein bärtiges, gehörntes, geflügeltes, hermaphroditisches Teufelchen! Und genau dem Hauptportal dieser Kirche gegenüber stand früher ein Tempelhaus!

Diese zwei Darstellungen entstanden nach der Auflösung des Templerordens, aber in Saint-Bris-le-Vineux bei Auxerre steht auf dem Marktplatz ein Haus, das früher eine Templern-

komturei war, die zum Ordenshaus von La-Saulce-sur-Yonne gehörte.

In diesem Haus befindet sich heute das Postamt. Seine Fassade wurde vollständig übertüncht, aber in dieser Fassade blieb etwas erhalten, was zweifellos ein Fenstergiebel gewesen ist. Er zeigt eine dicht gedrängte Figurengruppe. Sie stellt eine Geburtsszene dar mit einer Wiege, einem Tier, offenbar einem Ochsen, und drei schwebenden Engeln.

Unter dieser Geburtsszene ist ein bärtiger gehörnter Kopf aus dem Stein gehauen, dessen Verwandtschaft mit den «Baphomets» in Saint-Méry und Sainte-Croix-de-Provins unverkennbar ist.

Sein Mund ist offen, so als ob er sprechen oder schreien wollte. Und die Hörner wurden so ausladend nach beiden Seiten platziert, daß sie die Form eines Halbmonds bilden, der aus dem Kopf zu wachsen scheint.

Und diese Figur von Saint-Bris-le-Vineux stammt aus der Zeit der Templern!

Man kann also unterstellen, daß alle drei Darstellungen einer und derselben Tradition entstammen: einer Templertradition, die den Orden überlebte, oder einer allgemeinen Zeitströmung, von der auch die Templern erfaßt wurden.

Man kann nicht beweisen, daß die Figur von Saint-Bris-le-Vineux jener entspricht, die von den Zeugen im Prozeß beschrieben wurde und die sie in den Komtureien gesehen haben wollen, aber eine Möglichkeit der Übereinstimmung ergibt sich durch die Ausführungen des Bruders Raoul de Gisy, Schatzmeisters der Champagne. Er beschreibt sie folgendermaßen: «Schrecklich. Sie erschien mir wie die Figur eines Dämons, eines «mauffé» (Teufels).» erinnert das nicht an die Pseudohörner auf dem Fenstergiebel von Saint-Bris-le-Vineux?

Für alle, die sich, sei es aus Überzeugung oder Skeptik, mit alchemistischen Schriften und den Symbolen dieser Wissenschaft beschäftigt haben, steht fest, daß der «Baphomet» von Saint-Méry eine «Zusammenfassung» der wichtigsten alchemistischen Symbole ist.

Wenn dem so ist, könnten die «Köpfe», die «Baphomets» der Templereien, auch nur aus einem Arrangement dieser Symbole gebildet worden sein, und das, was einige für die Anbetung dieser Köpfe durch die Ritter hielten, war nur eine kollektive und auf die Deutung dieser Symbole gerichtete Meditation!

Oder sollte das Wort «Baphomet» doch eine esoterische Bedeutung haben?

Für den österreichischen Archäologen Hammer-Piergall ist «Baphe» die Taufe und «Meteos» die Weihe. Es könnte vielleicht eine Art Feuertaufe bedeuten, was auf gnostischen Ursprung deutete, und tatsächlich lag das wichtigste Fest der Templer einen Tag vor Pfingsten, nämlich an jenem Tag, an dem der Heilige Geist über die Apostel in Form von Feuerzungen vom Himmel fiel.

Aber warum wurde er dann in Form eines Kopfes dargestellt?

Für John Charpentier ist «Baphomet» eine Verbindung aus den beiden Namen «Baptiste» (gemeint ist Johannes, der Täufer, A. d. Ü.) und «Mahomet». Streicht man nach dem dritten, heiligen (!) Buchstaben sieben Buchstaben aus, entsteht Bap(tiste-Ma)homet. Aber es war völlig ungewöhnlich, Johannes den Täufer nur «Täufer» zu nennen.

Emile Olivier vermutet eine Verbindung zu Baffo, dem Hafen von Zypern. Dort gab es einen berühmten Tempel, der der Göttin Astarte geweiht war. Das klingt nicht sehr überzeugend.

Gérard de Sède scheint mir der Wahrheit näher, denn er übersetzt «Bapheus mété», was Baphomet sehr nahe liegt, mit «Färber des Mondes»¹.

In diesem Fall könnte man «baffometi» als Adjektiv auffassen und «in figuram baffometi» mit «auf Art der Mondfärber» übersetzen, womit die Alchimisten jene bezeichneten, die Silber in Gold verwandeln konnten. Gemeint waren damit jene Alchimisten, die zur Herstellung des Steins der Weisen vorgezogen sind.

Damit bedeutete «Baphomet»: eine Figur, in der die Lösung zur Erzeugung des Steins der Weisen verborgen ist.

Ein alchemistisches Bilderrätsel also. Deshalb gehörte es nicht ausschließlich zum Templerorden, sondern zur Geheimsprache der Alchimisten. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß man es auch außerhalb der Templerbauten findet. Und daß es im eingeweihten Kreis des Ordens ein alchemistisches Kollegium gab – dieser Beweis ist zu erbringen!

Für diese Auslegung spricht, daß in den Anklageartikeln, in denen von jenem «Idol» die Rede ist, behauptet wird, daß es «die Bäume ausschlagen, die Erde sprießen» läßt...

Und gerade diese Macht über die Vegetation ist eine der allegorischen und realen Qualitäten, die den Erzeugnissen aus dem Athanor² zugeschrieben werden.

Nur die nicht darüber informierten Untersuchungskommissare nehmen die Formel für das Produkt. «Baphomet» aber ist kein Produkt, sondern eine zu entziffernde Formel.

Ähnliches sagte auch Paulus über die Bundeslade, sie berge nur den «Schatten kommender Wohltaten».

¹ Gérard de Sède: Les Templiers sont parmi nous (Juilliard).

² Athanor: Sandbad-Ofen der Alchimisten. Er war so gebaut, daß er eine stetige, schwache Hitze lieferte. Man benutzte ihn, um den Stein der Weisen herzustellen (A. d. Ü.).

Berücksichtigt man dies alles, braucht man sich nicht zu wundern, daß den Novizen versichert wurde, von diesem «Kopf» ginge alle Macht aus.

Warum war er aber von solcher Abscheulichkeit, die auf viele so abstoßend wirkte? Auch dies erklärt sich aus den alchimistischen Allegorien, nach denen die «erste Materie» des Steins der Weisen, der auch die vollkommene Schönheit einschließt, in der Meinung aller Alchimisten vulgär, häßlich, schuppig und auch ekelhaft sein muß.

Wie Aschenbrödel, das zur Fee wird, wie die Eschshaut, die zum glänzenden Mantel wird. Wie der Dornbusch, der die Rose umschließt.

Jetzt versteht man, warum keiner der Inquisitoren verbindliche Auskünfte über dieses «Idol» erhalten konnte. Die Nichtwissenden konnten nichts sagen, und die Wissenden spielten Nichtwissende.

War der Templerorden also ein Kollegium von Alchimisten? Stellten sie Gold her und war dies das Geheimnis ihres Reichums und ihrer Macht?

Man kann ihnen diese Fähigkeit nicht einfach abstreiten. Man hat sogar die Orte festgelegt, an denen Gold hergestellt worden sein soll: Luz-la-Croix-Hautc, Luz-Saint-Sauveur und diese berühmte «tour d'Arginics» an den Ufern der Saône, wo sich angeblich die Alchimisten in gewissen Nächten versammelten, wenn die Gestirne günstig standen.

Prosaischer ausgedrückt, kann man sagen, daß gewisse Kenntnisse «Gold wert sind» und der Reichtum und die Macht der Templer von diesem Wissen herkamen.

In ihren Ursprüngen ist die Alchimie eine religiöse Wissenschaft, und ihr Ideal ist sicher nicht nur die Erzeugung ir-

gendwelcher Metallunzen. Obwohl deren Herstellung theoretisch durchaus möglich wäre.

Noch vor einigen Jahren behauptete die moderne Wissenschaft, gestützt auf Dogmen, die genauso «abgesichert» waren wie die von der Unfehlbarkeit des Papstes, daß es unmöglich sei, Gold herzustellen.

Sie distanzierte sich etwas von diesem Dogma, als es den Atomphysikern bei Nuklearexplosionen gelang, künstliches Gold, wenn auch nur in winzigsten Mengen, herzustellen.

Wissenschaftler kombinierten menschliche Erkenntnisse mit grundsätzlichen Wahrheiten und errechneten für die Herstellung von Gold so unvorstellbar große Energien, daß die Erzeugung von Gold unwirtschaftlich wäre.

Also kann man künstliches Gold doch nicht herstellen. Also kann man Metalle nicht verwandeln, es sei denn, es gäbe eine uns unbekanntere Energiekraft der Alten. Dann wäre alles erklärt.

Oder auch nicht! Denn die Natur verändert ständig ohne Plan und meist ohne großen Kraftaufwand ihre Grundstoffe und schert sich dabei überhaupt nicht um unsere Berechnungen.

Auch den Menschen selbst verändert sie – und dies ohne gelehrte Grundsätze.

Diese Behauptung klingt unwahrscheinlich, aber sie ist ernsthaft zu belegen.

Um leben zu können, braucht jeder Mensch eine gewisse Dosis Kalium. Bei der Untersuchung von Ingenieuren und Arbeitern, die in der Sahara nach Erdöl gruben, stellte man Kaliummangel fest. Vorsichtsmaßnahmen waren zu treffen. Die Mediziner fragten sich, wie die Völker der Sahara, die Nomaden der Wüste, Kalium zu sich nehmen.

Man befragte sie. Doch sie verstanden die Frage nicht, sie sag-

ten ganz einfach, daß sie Salz essen, auch Natriumschlorid genannt. Man beobachtete sie und einige Tiere, die man auf die gleiche Art ernährte. Die Nomaden wie die Tiere nahmen in ihren Speisen kein Gramm Kalium zu sich, sonderten es aber in ihrem Schweiß und Urin ab.

Man mußte sich überzeugen lassen: In den menschlichen Körpern wie in denen der Tiere vollzog sich eine chemische Umwandlung.

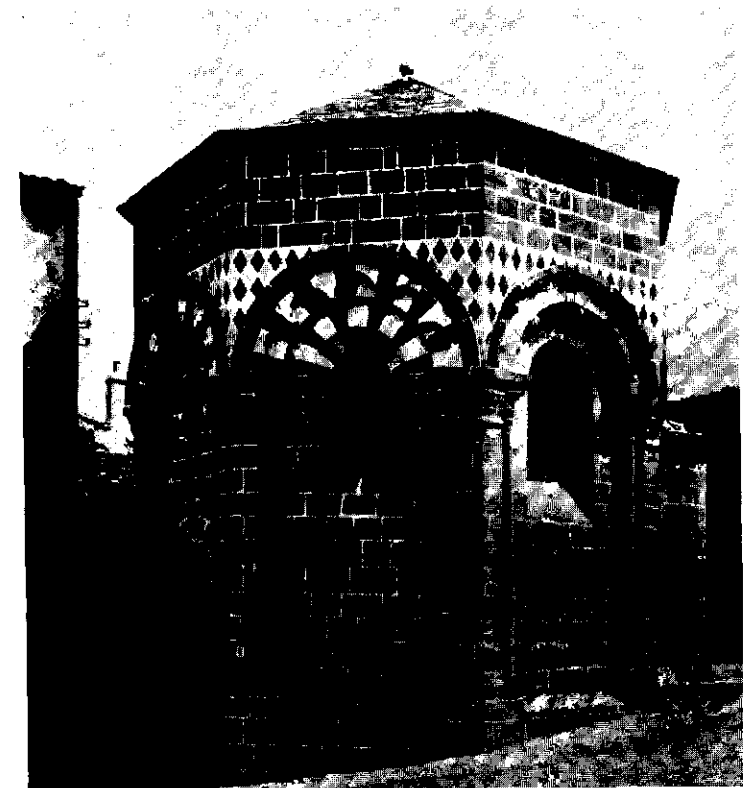
Salomo hatte Gold im Überfluß. Es ist bekannt, daß Salomo Goldminen besaß. Wo? Nun, Riddcr Haggard hat einen ganzen Roman über die Goldminen des Königs Salomo in

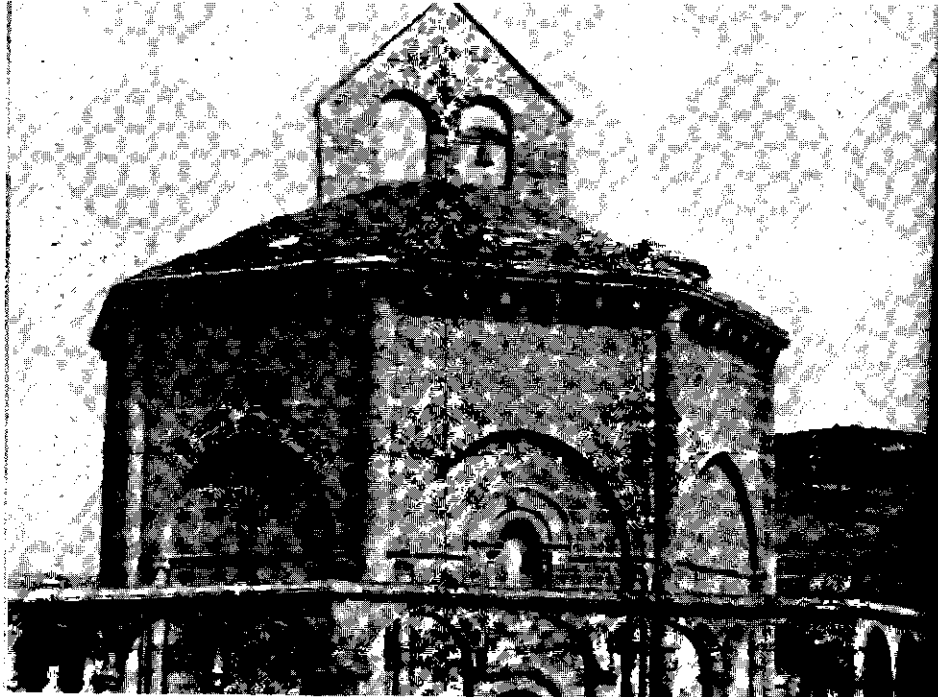
245 Oben: Der «Tour du Temple» (Turm der Templer) von Paris, Geldschrank des Ordens (Kapitel 15). Unten: Le Puy-en-Velay. Die achteckige Templerkapelle. Diese Kapellen dienten der gemeinsamen Einstimmung.

246 Oben: Der «Baphomet» der Komturei von Saint-Bris-Le-Vineux (Yonne; Kapitel 22). Unten: Der «Baphomet» der Saint-Merry-Kirche.

247 Oben: Saint-Jacques de Compostelle, Glorienportal. Einige «Greise» der Apokalypse halten die alchemistische Phiole in der Hand (Kapitel 22). Unten: Giebelfeld über dem Portal der Kirche Saint-Michel zu Salton, der Heimatstadt von Nostradamus. Das Lamm trägt das Kreuz der Geweihten des Templerordens (Kapitel 23).

248 Oben: Eunate (Spanien): achteckige Templerkapelle, die von einer ebenfalls achteckigen Bogenumrandung eingeschlossen ist. Die Kapelle wurde einige Kilometer von der Komturei auf freiem Gelände errichtet. An ihr führte der «alchemistische» Weg nach Saint-Jacques de Compostelle vorbei. Die Fenster der Kapelle waren aus durchscheinendem Marmor. Unten: Die Wandzeichnungen von Chinon sind eindeutig Botschaften jener Großwürdenträger, die in diesem Raum des Schlosses gefangen gehalten wurden.





Südafrika geschrieben. Aber mit welchen Schiffen transportierte Salomo dieses Gold?

Die Flotte, die David, sein Vater, und später Roboam, sein Sohn, hatte, existierte nicht mehr. Die Phönizier und vielleicht auch die Kreter holten das Gold übers Meer. Man weiß sogar von wo. Vom Rio de Oro, wo sie es gegen andere Güter eintauschten.

Aber warum sollten sie Gold für Salomo geholt haben? Sie gehörten nicht zu seinem Reich, und Israel dürfte kaum in der Lage gewesen sein, sie zu bezahlen.

Doch die Legende berichtet, daß Salomo Gold machen konnte und – welch ein Zufall – die Legende verrät auch, daß das «Hohelied Salomonis» ein Alchimistenbuch des Königs Salomo ist. Alchimist aber nannte man jene, die in der Lage waren, Gold zu machen.

Vielleicht sollte man überlegen, ob nicht doch die «Dogmen» der Wissenschaft, die ohnehin Schwankungen unterworfen sind, überholungsbedürftig sind und daß sehr wohl der «Weise» die Fähigkeit erlangen kann, Grundstoffe zu verwandeln, so wie es die Natur täglich tut.

Salomo, eingeweiht in die Alchimie, ausgestattet mit der ganzen Weisheit der Ägypter, baute den Tempel von Jerusalem «zur höchsten Ehre des Namens der Ewigkeit».

Die Tempel, ebenfalls Alchimisten, bauten die Kathedrale «zur höchsten Ehre deines Namens, o Herr».

Doch noch mehr als die Umwandlung der Metalle war ihnen die Wandlung der Menschen wichtig, die sie durch ihren «Athanos», durch die Kathedrale, erreichen wollen. Genau dies war auch der Tempel Salomos.

Fulcanelli hat in seinem Buch «Das Geheimnis der Kathedra-

len» auf das alchemistische Zubehör aufmerksam gemacht, das auf dem Standbild des in Chartres gekrönten Königs zu sehen ist. Er drückt in einer Mantelfalte einen langhalsigen Glaskolben gegen sein Herz.

Und an der «Ruhmespforte», einem Werk von Mateo in Santiago de Compostela, haben fast alle vierundzwanzig Musiker, die um Christus in seiner Herrlichkeit gruppiert sind, neben ihren Musikinstrumenten den berühmten langhalsigen Glaskolben in der Hand. Er war das Symbol für die Suche nach dem Stein der Weisen.

Übrigens behauptet die Überlieferung, daß in jeder der großen Notre-Dame-Kathedralen ein Versteck sei, in dem ein Stückchen des Steins der Weisen versteckt wurde, um den erfolgreichen Abschluß der Suche nach ihm zu belegen.

Das Versteck, so will es die Legende, sei dort zu suchen, wo der Rabe (franz. corbeau – corps beau – schöner Körper, A. d. Ü.) am Portal von Notre-Dame in Paris mit seinem Schnabel hindeutet.

Und weiter heißt es, daß der Alchimist, der bis zu diesem übermenschlichen Stadium des Seins vorgedrungen ist, aufgehört hat, Gefangener der Zeit zu sein.

Und dies bringt uns zu höchst ungewöhnlichen Feststellungen.

Jenseits der Zeit

P.-V. Piobb¹, der sich die Aufgabe gestellt hatte, die unleserlichen Prophezeiungen des Astrologen Michel de Nostradamus zu entziffern, kam etwa 1930, am Ende seiner aufschlußreichen Studien, zu dieser unerwarteten Schlußfolgerung:

«Von Nostradamus stammt nicht ein einziges Wort seiner Prophezeiungen. Nostradamus war total unfähig zu begreifen, worum es in dem Buch geht, das seine Signatur trägt.

Dieses Buch, dessen authentischste und vollständigste Edition aus dem Jahr 1668 stammt, wurde zu Lebzeiten von Nostradamus gedruckt, das heißt vor 1566.»

Ohne lange Erklärung, denn die würde eine Wiedergabe des gesamten Buches verlangen, nur die knappe Feststellung: die Prophezeiungen des Nostradamus sind ein Schriftstück der Templer. Es entstand nach der offiziellen Auflösung des Ordens, und sein Inhalt sind weniger Prophezeiungen als vielmehr Verhaltensmaßregeln aus dem Jenseits der Zeit für zukünftige Menschen.

Woher kommt diese «prophetische» Gabe, durch die es möglich ist, über wichtige zukünftige Ereignisse zu berichten, nicht nur über vorausgesehene, sondern auch über schon «vorbereitete», deren Eintreffen garantiert werden konnte?

Ein Ereignis ankündigen, das man selbst vorbereitet hat, ist aber keine Prophezeiung, sondern Voraussicht, und wenn ich die manchmal etwas verschleierte Meinung von P.-V. Piobb

¹ P.-V. Piobb: Nostradamus.

richtig deute, dann ist das Buch, für das Nostradamus als Verfasser zeichnet, nicht nur ein Buch der Voraussicht, sondern gleichzeitig ein verschlüsseltes Instruktionshandbuch zum Gebrauch für diejenigen, die für die Zukunft geplante Ereignisse verwirklichen sollen.

Mehr oder weniger eine Gebrauchsanweisung.

Sogar der Beiname «Nostredame» könnte mit Absicht gewählt worden sein – mit seinem Einverständnis, versteht sich – als ein Hinweis, daß man nur in diesen «Schriften» und sonst nirgendwo anders die versteckte oder zumindest «geheime» Botschaft suchen muß; denn der Templerorden berief sich immer auf Notre-Dame, «zu deren Ehren unsere Religion geschaffen wurde».

Und siehe da! Aus diesem Blickwinkel betrachtet, enthalten die Prophezeiungen Nostradamus' verblüffende Passagen!

Ich meine nicht nur die zahlreichen Anspielungen auf den Tempel, denn wegen des eigenartigen Kauderwelschs, in dem das Buch geschrieben ist, kann man diese Anspielungen nicht mit Sicherheit auf den Orden beziehen. Doch hat man bei einigen Bruchstücken der Vierzeiler manchmal den Eindruck, als würde ein Teil der unbekanntem Templergeschichte erzählt. Sehr deutlich in diesen zwei Zeilen:

«Eh der Sturz gekommen von den Kelten,
Unterhandeln in dem Tempel zwei...» (5,1)

Manchmal auch scheinen die Verse Hinweise zu geben, wo ein Schatz versteckt ist. Solche Anspielungen sind zahlreich. Serge Hutin hat in seinem Vorwort zu den Prophezeiungen des Nostradamus bereits darauf aufmerksam gemacht²:

² Vorwort zu den Prophezeiungen des Nostradamus (Belfont, Paris).

«Guien schlägt der Himmel an der Eichen,
Unweit dessen liegt der Schatz versteckt,
den man lang getrachtet zu erreichen.» (1,27)

«Zu erreichen» bedeutet vielleicht «wieder zusammenfügen», und was die Eiche Guien betrifft, so glaube ich nicht, daß es mit der Guyenne (alte franz. Provinz, A. d. Ü.) in Verbindung zu bringen ist, sondern eher mit der Mistel (franz.: gui, A. d. Ü.). Eine Mistel-Eiche ist gemeint, das heißt eine heilige Eiche.

Doch die Schriften des Nostradamus erschienen zu lange Zeit nach der Auflösung des Templerordens, als daß die Bezeichnung «Eiche» wörtlich genommen werden könnte. Vielleicht war es ein Ortsname, der an eine heilige Eiche erinnerte...

Man findet den Gedanken, daß etwas «vom Himmel bestimmt» sei; in einem anderen Vierzeiler der zweiten Prophezeiung:

«Gottes Wort, der Himmel wird es drücken,
daß nicht weitergehen kann sein Schritt,
das Geheimnis werden sie ersticken,
des Erlösers, daß man es zertritt.» (2,27)

Gottes Wort? Sollten die Gesetzestafeln gemeint sein? Worte, direkt von Gott in Stein graviert? «Drücken» (franz. frapper, A. d. Ü.) hat hier sicherlich, wie in der Seemannssprache, den Sinn von «markieren». Die letzte Zeile sagt aus, daß das Wort Gottes vergraben wurde...

An anderer Stelle heißt es, und diesmal ist es eine Drohung:

«Der eröffnet 's g'fund'ne Monument,
Und nicht alsobald es wieder schließt,
Dem geht's bö...» (9,7)

Und noch ein Vers, der auf eine zukünftige Reorganisation hindeuten könnte:

«Bürger von Hesperien ihn zu schirmen
Bergen tief im Tempel ihren Schatz,
In den Tempel gier'ge Löwen stürmen...» (10,81)

Ich verstehe diesen Vers so: Nachdem der Tempelerschatz an einem geheimen Ort in Sicherheit gebracht wurde, gründen die Bürger des Abendlandes den Templcrorden neu. Der folgende Zweizeiler könnte einen Hinweis auf die Zeiten sein, die auf die Auflösung des Ordens folgen:

«Die Schwarzen des Tempels, am Platz Negrilve
Werden sie eine Bleibe schaffen...» (5,1)

Die «Schwarzen des Tempels», vielleicht sind damit die Sergeanten gemeint, die ein schwarzes oder braunes Ordensgewand trugen? «Negrilve» ist das Wort für Schwarzwald, es könnte aber auch einen Ort bedeuten, genannt sei zum Beispiel die Komturei Noir-lieu in der Marne, Bezirk Sainte-Menehould, Kreis Dammartin-sur-Yèvre.

«Bleibe»? Ist es die Bezeichnung für einen Schlupfwinkel, einen Durchgangsort?

Unmöglich, alles zu erwähnen, was sich auf den Templerorden beziehen könnte, doch auf das, auf was mich Jean Monterey³, der ein sehr bemerkenswertes Buch über Nostradamus schrieb, aufmerksam machte, möchte ich noch hinweisen:

«Unt'rem Futter Wiederkäuer schaffen
Fort Soldaten im Bauch Herbipolis,
Ihr Versteck verrät...» (10,13)

³ Jean Monterey: Nostradamus, prophète du XX^e siècle (La Nef de Paris).

Mit «unt'rem Futter Wiederkäuer» ist offensichtlich Heu oder Stroh gemeint. Nun, eine Überlieferung, die durch Zeugnisaussagen belegt ist, besagt, daß am 12. November, am Abend vor der Verhaftung, mindestens ein geheimnisvoller Karren mit Stroh das Haus des Tempels in Paris mit unbekanntem Ziel verließ.

Und «Wiederkäuer»? Wahrscheinlich wurde der Wagen von Ochsen gezogen. «Der Bauch der Stadt Herbipolis» bezeichnet sicherlich den Untergrund eines Ortes, dessen Name die Worte Stadt und Pflanze (franz.: l'herbe, A. d. Ü.) beinhaltet. Es gibt eine ganze Anzahl von Städten und Dörfern in Frankreich, in deren Namen das Wort «herbe» vorkommt. Es könnten zum Beispiel sein: Malherbe, Herbcauvilliers usw.

Man muß schon sagen, daß die Prophezeiungen von Nostradamus erstaunlich sind, denn dieser «Prophet» des 16. Jahrhunderts erzählt zwar die zukünftige Geschichte, erwähnt aber so gut wie überhaupt nicht Amerika, das offiziell zwölf Jahre vor seiner Geburt entdeckt wurde, so daß sein Mannesalter in die große Zeit der Konquistadoren fällt!

Es ist also gar nicht so absurd zu überlegen, ob das Buch nicht schon vor seinen Lebzeiten existierte. Das Originalmanuskript, nicht die spätere Fassung, die deutlich von ihrer Epoche geprägt ist.

Wenn das Buch älter ist und wenn Nostradamus es nur redigierte, um eine Version für seine Zeit herzustellen, dann muß es in dieser Epoche noch jemanden gegeben haben, der die Aufgabe hatte, aus den dunkeln Formulierungen der Prophezeiungen die Informationen herauszuschälen, die sich auf den Templerorden bezogen und für Eingeweihte bestimmt waren. Er mußte fähig sein, in diesem «Wortsalat» das Wesentliche von den Füllwörtern zu trennen, zu entschlüsseln, zu

verstehen und – selbstverständlich – die Anweisungen zu befolgen.

Das wirft die Frage auf, ob der Orden über die Scheiterhaufen, die Verurteilungen, das Verbergen hinaus weiterexistierte.

Man könnte an eine Weitergabe des Gedankenguts denken. Eine Weitergabe, die vielleicht bis heute noch nicht aufgehört hat. Was zu einer grundlegenden Revision der Geschichtsschreibung führen könnte.

Tatsächlich waren nicht an allen Orten die Templer ins Gefängnis geworfen, gefoltert oder verbrannt worden.

Selbst in Frankreich gelang es den Offizieren Philipps des Schönen nicht, alle Mitglieder des Ordens zu verhaften. Und die königlichen Truppen waren zahlenmäßig zu schwach, um an einem Tag gleichzeitig alle Templer einzuschließen.

Plaisans, ein höherer Lehnsmann Philipps IV., bekannte, «daß einige, die als der Ketzerei verdächtigt, verhaftet und angeklagt worden waren, aus dem Gefängnis entkamen; daß andere, obgleich vorgeladen, nicht vor Gericht erschienen; wieder andere, die auf Befehl des Papstes festgenommen werden sollten, sind geflohen, einige von ihnen gründeten in den Wäldern Räuberbanden, andere wurden Straßenräuber, andere sogar Mörder. Einige drohten den Richtern und den Beamten, die mit dem Prozeß befaßt waren, mit Mord durch das Schwert oder mit Gift. Ein großer Teil derer, die in den spanischen Königreichen lebten, sind zu den Sarazenen übergelaufen⁴...»

Gerüchte in verschiedenen Gegenden, an denen sicher etwas

⁴ Lizerand: L'Affaire des Templiers (Champion, 1923).

Wahres ist, behaupteten, die Templer seien in den Untergrund gegangen, «Maquis» geworden.

Nicht weit von Besse, am Ortsausgang von Cheix (Puy-de-Dôme), liegen die berühmten Jonas-Grotten, die sich stufenweise dreißig oder vierzig Meter übereinander stapeln und deren klaffende Eingangsöffnungen das Gebirge durchlöchern. Mehr als sechzig Grotten gibt es noch. Von Menschenhand in unbestimmbarer Vorzeit ausgehöhlte Grotten.

Pfade mit Brüstungen wurden in den Fels gehauen und gut erhaltene und sonderbare Wendeltreppen führen zu diesen Grotten, die durch Wände, Gänge und Rillen aufgeteilt sind.

Einige behaupten, daß diese Unterschlüpfen zu einer richtigen Stadt keltischen Ursprungs gehörten, die von jenen Templern besetzt und ausgebaut worden wäre, die hier nach der Vernichtung ihres Ordens untertauchten.⁵

Von Humbert Blanc, dem Präzeptor der Auvergne, weiß man, daß er nach England flüchtete, wo er festgenommen und verhört wurde.⁶

In der Umgebung von Lyon blieben viele versteckt, vielleicht in Klöstern, und waren eigentlich nur kurze Zeit in Gefahr.

In Spanien gab es andere Mönchsritterorden, die nach dem Modell des Templerordens aufgebaut waren. Zum Beispiel: Calatrava, Alcántara, Avis-et-Aile, Saint-Jacques-de-l'Épéc. Als ihr Orden aufgelöst wurde, durften die Templer diesen Orden beitreten, und sie scheinen dies in großer Zahl getan zu haben. Besonders viele gingen in den Orden von Calatrava, der ihren Idealen am nächsten war, weil auch er von Zisterziensern gegründet worden war.

⁵ Fraipont: Monts d'Auvergne.

⁶ Dupuy: L'Ordre des Templiers.

In die Klöster dieses Ordens bringen sie auch ihre Schätze und bestimmt auch ihre Dokumente.

In Portugal wurde bekanntlich der Templerorden ganz einfach in den Orden Christi überführt, dessen Ordenskleid der weiße Mantel mit dem Templerkreuz blieb, unter dem dann die großen Entdecker segelten.

In England wurden die Templer verhaftet, gefangengenommen und verhört. Man hatte es besonders auf ihre Güter abgesehen.

Eine Freimaurerüberlieferung besagt, daß jene Tempelritter, die in Schottland Zuflucht nahmen, das ein unabhängiges Königreich war, unbehelligt blieben und hier den Grundstock zur Freimaurerei legten. Diese Überlieferung ist jedoch durch nichts belegt.

In Deutschland hat man sie nur verhaftet und verhört. Verschiedene Provinzkonzile sprachen sie frei.

Diese Hinweise zeigen, daß die Möglichkeit eines heimlichen «Überlebens» des Templerordens nicht a priori verworfen werden kann.

Und unter jenen, die entkommen konnten oder in ihrem Land unbehelligt blieben, waren sicher auch Angehörige des geheimen «Kollegiums». Würdenträger, die nicht nur die Geheimnisse der Organisation und der Politik des Ordens kannten, sondern auch seine magische Geheimlehre.

Nichts spricht dagegen, daß diese «Weisen» des Templerordens Schüler heranzogen und ihnen weitergaben, «was nicht verbreitet werden durfte», und zweifellos auch Möglichkeiten einer aktiven Beeinflussung, die uns unbekannt sind.

Zu der Frage, ob der Templerorden möglicherweise weiterlebte, ist schon viel Tinte vergossen worden, und zweifellos ist

das Thema noch lange nicht abgeschlossen. Mit Recht. Denn die Existenz eines «Kollegiums», das zukünftige Ereignisse beeinflusst, hätte eine Macht, der sich niemand entziehen könnte.

Wenn so etwas möglich ist, könnte dies die Ursache für die außergewöhnlichsten Erscheinungen sein.

Außergewöhnlich und gelegentlich auch sehr komisch, so wie die «Auferstehung» von Fabr -P laprat, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich zum Großmeister eines selbsterfundnen Templerordens machte und indiskutable Beweise seiner angeblichen Berechtigung vorlegte. Darunter ein Dokument vom Anfang des 14. Jahrhunderts, das im Stil der französischen Sprache des 15. Jahrhunderts geschrieben ist!

Nicht ernst, nur komisch zu nehmen sind auch die Knights Templar in Amerika, die sich in Gala-Mantelcapen h llen, Helme mit stolzem Ro schweif tragen und deren geheime Zusammenkünfte oft und reichlich von der Presse fotografiert werden.

Und all die vielen anderen Templergr ppchen, eines geheimer als das andere, mit gedruckten Satzungen ihrer Vereinigung. Doch selbst deren Gründer scheinen vergessen zu haben, daß die «Heilige Jungfrau am Anfang unserer Religion war, und in Ihr und Ihrer Ehre wird, wenn es Gott gef llt, das Ende unseres Lebens und das Ende unseres Ordens sein, wenn es Gott gef llt, daß dies so sei ...»

Alle diese Templervereinigungen sind genauso esoterisch wie der Teufel und so geheim wie die Natur. Sie gehen mit den alten magischen Symbolen genauso sinnlos um wie Bierischstrategen, für die Streichhölzer ausreichende Symbole für ihre Kriegsspiele sind.

Aber was soll's, die geheimen Sitzungen dieser Gesellschaften sind weniger gefährlich als jene der Atomphysiker in Nevada.

Und mitunter sind sie sogar in gewisser Weise wertvoll, weil sie versuchen (und mehr oder weniger auch verwirklichen), das, was im Menschen schlummert, zu erwecken und ihn bewußt werden zu lassen, daß er eine höhere geistige Ebene erreichen kann. Denn dies war eine der Missionen des wahren Templerordens.

Und wenn einige dies nur in einem Mantel aus teurem Stoff erreichen zu können glauben, stört das nicht – persönliche Armut ist in unserem Zeitalter nicht mehr gefragt.

Und außerdem: Die Schwemme solcher nicht ernst zu nehmenden Vereinigungen könnte eine gute Verteidigung und Tarnung für die echten sein.

Um seinen Behauptungen das rechte Gewicht zu geben, scheute sich Fabré-Pélaprat nicht, Guesclin⁷ zu den Großmeistern zu rechnen, von dem an diese Würde von einem auf den anderen übertragen wurde bis hin zu ihm. Andere machten Jeanne d'Arc zu einer Tempelritterin. (Doch die gab es, zumindest soviel ich weiß, nicht im Orden, weder die große Regel noch die kurzgefaßte erlauben sie.) Sie berufen sich dabei auf jene authentische und erstaunliche Geschichte, die sich im Reims während der Krönung Karls VII. mit dem Banner Johannes ereignete.

Bei der Salbung trug Jean de Foucauld das Banner Johannes, was üblich war, da die Jungfrau den Oberbefehl hatte.

Doch der Zeremonienmeister wollte den Einzug des Banners in die Kathedrale verhindern. Die Antwort Johannes ist bekannt: «Sie war im Schmerz bei uns, und es ist selbstverständlich, daß sie auch bei der Ehrung dabei ist.»

«Sie» nicht «das»! Es war also kein Banner, das man nicht ein-

⁷ Guesclin: wohl Guiteclin, Gestalt aus dem Rolandslied (Schlacht von Ronceval, 778. A. d. Ü.).

lassen wollte, sondern eine Standarte. Aber ob nun Banner oder Standarte – warum wurde der Zutritt verweigert?

Es sei denn, was behauptet wurde, diese Standarte sei der «Bausséant»; die schwarz-weiße Standarte der Templer gewesen.

Die Vorgeschichte für dieses historische oder erfundene Ereignis soll so gewesen sein: Johanna, die auserwählte Tempelrin, wäre von ihrem Schildträger Jean d'Aulon, offenbar einem Templer, erzogen und gelenkt worden. Gewiß ist, daß er ihr strategischer Lehrmeister war.

Als man sie nach Chinon brachte – ausgerechnet Chinon, wo noch die «Graffiti»⁸ der dort festgesetzten Würdenträger des Templerordens zu sehen sind –, um den Dauphin zu treffen, hätte sie ihm zugleich ihre Tempelzugehörigkeit eingestanden, und der Erbe, aber nicht der Nachkomme, Philipps des Schönen habe ihr schließlich verziehen.

Nachdem sie verraten und ausgeliefert wurde, verurteilten Inquisitoren Johanna zum Scheiterhaufen aufgrund derselben Beschuldigungspunkte, wegen der der Großmeister Jacques de Molay verbrannt worden war: ketzerisch und rückfällig.

Zweifellos gibt es in der Geschichte der Jeanne d'Arc okkulte Hintergründe. Wie bei vielen anderen Geschichten. Aber hängen diese Hintergründe mit dem Weiterleben des Tempelerordens zusammen? Wer könnte das bestätigen? Wenn der Orden weiterexistierte, dann bestimmt absolut geheim.

Man sollte jedoch nicht vergessen, daß ein Erbe des Tempels erhalten blieb, nämlich der «Tempel» selbst, oder um ihn mit

⁸ Graffiti: Wandzeichnungen (A. d. Ü.).

dem allgemein gebräuchlichen Namen zu nennen, unter dem er allen bekannt ist: die Kathedrale.

Selbst wenn die Templer nicht die geistigen Schöpfer dieser Bauten gewesen sein sollten, Schöpfer im weitesten und höchsten Sinn, so waren sie doch zu eng mit ihrer Errichtung verbunden, als daß diese Kathedralen nicht doch ein kleiner oder auch sehr großer Teil ihrer selbst wären.

In diesen Bauten ist, zumindest unter ihrer Aufsicht, ein außergewöhnliches technisches, wissenschaftliches und menschliches Wissen verankert, zweifellos das kompletteste «Buch der Natur», das jemals verwirklicht wurde. Und dies führt zu dem einzigen, was «offiziell» den Templerorden überlebte, obgleich dieser Fortbestand nicht absolut direkt ist: die Bruderschaft der Gefährten der Pflicht.

Außergewöhnlich genug, daß sie überhaupt überleben konnten, nachdem sie von der königlichen Gewalt und deren Handlangern hitzig verfolgt wurden, bis ihnen die Revolution erlaubte, aus der Heimlichkeit aufzutauchen. Selbst die Gewerkschaften verboten sie, sobald sie die Möglichkeit dazu hatten.

In mönchischer Zucht begründet, erhielten sie sich die religiöse Ehrfurcht, das Werk zu vollenden. Es ist bewundernswert, daß ihre Ethik bis heute unverändert blieb. Die Ehrfurcht vor dem Werk beinhaltet die Ehrfurcht vor der Arbeit. Sie ist sowohl die Fähigkeit zur Vollendung des Werks wie auch die Fähigkeit zur persönlichen Vervollkommnung. Wenn sie auch nicht mehr «religiös» sind in einem Jahrhundert, das es ebenfalls nicht mehr ist, so haben sie doch die Regeln, die Zucht und Rituale behalten, um über die «intelligente» Bearbeitung der Materie einen Weg zur inneren Reife zu finden. Und diese Arbeit ist der Pflicht geweiht, das heißt: dem Werk. Auch kommen sie auf die Devise der Templer

zurück, die vielleicht auch die ihre war: «Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam.»

Und es ist dieses «non nobis», das sie zu Rittern macht. AufBitten des Priors der französischen Templer gab der heilige Ludwig diesen Kirchenbaumeistern jene Freiheiten, die sie zu Freimaurern machte.

Als Philipp der Schöne, nachdem er ihre Tempelerschützer vernichtet hatte und vielleicht auch ihre Meister anzugreifen versuchte, ihnen diese Freiheiten wieder nehmen wollte, beugten sie sich nicht.

Freimaurer waren sie und Freimaurer wollten sie bleiben. Die «Kinder Salomos» wurden zur «Bruderschaft der Pflicht der Freiheit». Sie wanderten aus oder tauchten unter.

Ohne jedoch auf die Weitergabe ihres Wissens, ihrer Lehre oder ihrer Rituale zu verzichten. Ihre großen Baumeister, praktizierende Rosenkreuzler, schlossen noch lange die Rose in das Kreuz ein: die großartigen Rosetten unserer Kathedralen zeugen davon.

Nur scheint mit der Ausschaltung der «Kenner des Konzepts», der geistigen Planer, auch der Sinngehalt der Zahlen, die tiefere Bedeutung der Worte verlorengegangen zu sein.

Sie bewahrten die Symbole und die Allegorien. Sie meißelten sie hier und dort ein, wie eine Nachricht, aber sie hatten die eigentliche Anwendung vergessen. Die Symbole werden eingraviert, aber sie werden nicht mehr benützt. Sie sind «instruktiv», aber nicht mehr «aktiv». Die «Brüder der Pflicht» waren von ihrer Wurzel getrennt, abgeschnitten von denen, die ihnen die «Möglichkeiten» zur Deutung hätten mitteilen können.

Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Vollendung des Werks gerichtet. Doch sie können es nicht mehr verwirklichen. Sie beginnen zu suchen. Viele verzeihen weder dem

König noch dem Papst und trennen sich mehr oder weniger von der Kirche. Und machen sich auf die Suche nach den neuen Besitzern des Grals.

Sie glauben, diese Besitzer unter den Philosophen, den weltlichen Gelehrten, zu finden. Diesen wollen sie ihre Bruderschaft und ihre Riten (zumindest einige) und sogar ihren Namen, die Freimaurerei, nahebringen.

Aber die «Philosophen» besaßen niemals den Gral. Die Architektur vom 15. Jahrhundert an bezeugt dies. Weder besaßen sie die nötige Demut, um dahin zu gelangen, noch hatten sie das «non nobis» (nicht für uns...).

Umgekehrt ist es nicht ausgeschlossen, daß sie die Sühnung der Tempelherren auf ihre Rechnung genommen haben.

Man sollte sich in diesem Zusammenhang erinnern, daß die königliche Familie 1791 im Turm des Templerordens von Paris eingekerkert wurde, in jenem Turm also, in dem Philipp der Schöne sich am 14. September 1307 siegestrunken schlafen legte, nachdem die Templer in ein Kerkerloch geworfen worden waren.

Es heißt, daß am 21. Januar 1793, als der Kopf Ludwigs XVI. unter der Guillotine fiel, ein Mann schrie:

«Jacques de Molay, du bist gerächt...»

Die Ketzerei

Mit allen Mitteln versuchten die Inquisitoren zu beweisen, daß die Templer Ketzer waren. Möglicherweise waren sie sogar selbst davon überzeugt. Während jene französischen Bischöfe, die dem königlichen Hof nahestanden, die Inquisitoren unterstützten und so viele Gefangene wie möglich den kirchlichen Gerichten und damit dem Scheiterhaufen auslieferten, scheint im Gegensatz dazu das Generalkonzil zu Vienne den Anklagepunkt der Ketzerei absichtlich ausgeklammert zu haben.

Der Papst ließ es zu keinem Urteil kommen, indem er den Orden vorläufig auflöste.

Das zeigt, daß man sogar in Frankreich gar nicht so sicher war, daß die Anklage wegen Ketzerei belegt werden konnte. Was die Templer betrifft, so waren alle ihre Antworten, die uns in den Prozeßpapieren erhalten geblieben sind, feierliche Versicherungen, wie auch das außergewöhnliche «Gebet des Templers» deutlich zeigt, daß sie sich in nichts als Ketzer betrachteten.

Keiner der Angeklagten war Theologe. Sie betonten dies wiederholt, aber sie fühlten sich deshalb nicht weniger als ehrliche katholisch-apostolische Christen, und darum forderten ihre Würdenträger lautstark, nur vom Papst beurteilt zu werden, weil sie seinem Urteil mehr vertrauten als dem der Inquisitoren.

Sie gestanden Vergehen. Ich bin nicht sicher, ob sie damit religiöse Vergehen meinten, wahrscheinlich waren es eher Un-

achtsamkeiten. Zum Beispiel, daß man eine entstellte Passage des Weiherituals bei den Aufnahmezeremonien für neue Mitglieder habe durchgehen lassen.

Alle Angeklagten fordern immer wieder, an der Messe teilnehmen und kommunizieren zu dürfen: Das ist doch nicht die Handlungsweise von Ketzern. Also? Und wenn sich beweisen ließe, daß die Häresie nicht aus ihren Reihen kam?

Bitte sehr, hier ist der Beweis! Aus folgenden Gründen glaube ich nicht, daß der Templerorden vom Wesen jenes Glaubens abwich, den sie der heilige Bernhard gelehrt hatte: sie haben es gesagt und proklamiert: «Dein Glaube, der auch der vom Tempel Christi ist, wurde auf dem Generalkonzil gestiftet zu Ehren der Heiligen und glorreichen Jungfrau Maria, Deiner Mutter, durch den seligen Bernhard, Deinen heiligen Beichtvater, der für dieses Amt durch die Heilige Römische Kirche ausersehen wurde; er ist es, der mit anderen Ehrenmännern ihn lehrt und ihm seine Mission anvertraut.»

Nur, der «Glaube» des heiligen Bernhard ist sicherlich nicht der der Inquisitoren.

Zweifellos sind die Templer Ende des 13. Jahrhunderts nicht mehr genau das, was sie bei der Ordensgründung waren, schließlich hat sich der Orden, wie alles andere auch, entwickelt. Die Tuchmacher liefern ihnen die besten Stoffe. Wolle und Leinen bezogen sie aus ihrer Landwirtschaft, wie auch die Nahrungsmittel, die sicherlich reichhaltiger waren, als es der Gründer einmal vorgesehen hatte, aber die Hungersnöte sind nicht mehr so zahlreich, wie sie es zur Anfangszeit waren, dank ihrer Bemühungen.

Und sie achteten weiterhin darauf, daß die Regel sine proprio¹ respektiert wurde.

¹ sine proprio: ohne Auslassung (A. d. Ü.).

Wenn die Morgenlandkämpfer bei ihrer Rückkehr einen gewissen Hochmut zeigten, durch den sie gelegentlich unsympathisch wirkten, so betraf das in keiner Weise ihren Glauben.

Eine große Zahl Ritter wechselte vom Orden zu den Zisterziensern, sie trennten sich also vom Ritterleben zugunsten eines absoluten Mönchsaseins. Und bei diesen Voraussetzungen sollte Ketzerei nicht entdeckt und gestoppt worden sein? Aber wäre nicht auch der heilige Bernhard, obgleich einer der Kirchenväter, in den Augen der Inquisition ein Ketzer? Seine Wunder, und als außergewöhnlicher Wundertäter vollbrachte er viele, hätten perfekt als Diabolismus eingestuft werden können! Dieser Diabolismus, der in allen Dingen steckt, den der Templerorden fast mit Gott gleichstellt, ihn zum Beherrscher der Materie macht. Und der dem manichäischen «Dämon» so nahe steht!

Was hätten die dominikanischen Inquisitoren über den gesagt, der verkündete: «Regnum Dei intra nos est» – «Das Königreich Gottes ist in uns»? Was hätten sie gemeint von dem, der verkündete, daß man mehr Erkenntnisse aus den Buchen und Eichen als aus den Büchern gewinnen könne? Und was von dem, der da schrieb: «Ihr findet mehr in den Wäldern als in den Büchern; die Bäume, die Steine geben euch das Wissen, das die Meister euch nicht lehren können. Glaubt ihr, daß ihr den Honig nicht aus dem Stein schlecken könnt, das Öl nicht aus härtestem Stein? Vermitteln die Berge nicht Sanftheit? Lassen die Hügel nicht Milch und Honig fließen? Sind die Täler nicht mit Weizen gefüllt? Ich hätte euch so viele Dinge zu sagen! Ich kann mich kaum zurückhalten!»²

² Epistel 106, übers. Dom Alexis Presse: Les Plus beaux écrits de saint Bernard (La Colombe, 1947).

Es ist die Vorstellung der Göttlichkeit, die die Mittelmäßigen nicht ertragen können, weil ihnen selbst der Zugang dazu versperrt ist! Und wenn Mittelmäßige die Gesetze machen, kann man sicher sein, daß sie sie auf ihr Niveau herabziehen.

Manchmal hat man bei der Lektüre der Originale der Tempelverhöre den Eindruck, daß sie «der Geist» verlassen habe. Jedoch gibt das Ende des Großmeisters Jacques de Molay zu denken.

Im Verlauf der Verhöre glänzten weder er noch die anderen Großwürdenträger besonders, weder durch den Scharfsinn ihrer Antworten, noch durch mannhafte Haltung.

Und trotzdem.

Am 18. März 1314, also fast zwei Jahre nachdem der Orden durch die päpstliche Bulle ausgelöscht wurde, erschienen auf dem Vorhof von Notre-Dame in Paris, wo ein Schaugerüst errichtet worden war, Jacques de Molay, Großmeister, und die «Visiteurs» Hugues de Payraud, Geoffroy de Gonville und Geoffroy de Charnay.

Man hatte sie vor die dort versammelte Masse geschleppt, um ihnen das Urteil zu verkünden, das sie zu lebenslänglicher Haft verurteilte.

Nun, Jacques de Molay ergriff das Wort und gemäß Lizerand³, von dem ich diese Übersetzung von Villani benutze, «sagt er, daß die Häresien und die Sünden, die man ihnen nachsagte, nicht wahr seien; daß die Regel des Tempels heilig, gerecht und katholisch sei; aber daß er des Todes würdig sei und daß er sich anbiete, ihn mit Geduld zu ertragen, weil er aus Angst vor den Qualen und wegen der Heucheleien des

³ Lizerand: Pièces du procès des Templiers.

Papstes und des Königs von Frankreich Geständnisse gemacht habe. Geoffroy von Charnay schloß sich seinen Worten an und erklärte alle gegen den Orden vorgebrachten Anschuldigungen sowie alle durch die Folter erpreßten Geständnisse für falsch.»

Es ist sicher, daß in diesem Moment Jacques de Molay wie auch der Präzeptor der Normandie genau wußten, daß diesen Erklärungen unweigerlich der Scheiterhaufen folgen mußte. Der Orden war nicht mehr zu retten, da er schon vor zwei Jahren ausgelöscht wurde. Allein schon deshalb kann man sicher sein, daß weder Jacques de Molay noch Geoffroy de Charnay logen.

Man erklärte beide für rückfällig und überstellte sie unverzüglich der kirchlichen Macht, d. h. dem Propst von Paris. Ein königlicher Rat, der sofort einberufen wurde, verurteilte sie zum Tod auf dem Scheiterhaufen.

Am selben Abend wurden die zwei Würdenträger auf einer kleinen Insel, die sich stromabwärts von der Ile-de-la-Cité befand, etwa in der Nähe des jetzigen Pont-Neuf, hinter der Statue Heinrichs IV., verbrannt.

Der König soll die Hinrichtung aus einem der Fenster seines Palasts, des heutigen Palais de Justice, beobachtet haben.

Nun, hier ist der Bericht, den ein Zeuge der Hinrichtung, Godefroy de Paris, niederschrieb (ich zitiere nach René Gilles⁴):

«Der Großmeister, der sah, wie das Feuer vorbereitet wurde, zog sich ohne Zögern aus. Ich berichte, wie ich es gesehen habe. Er stand ganz nackt im Hemd da, langsam und gelassen, ohne Zittern, obgleich man ihn heftig zog und herumstieß. Man packte ihn, um ihn an den Pfahl zu binden; als man ihm

⁴ René Gilles: Les Templiers sont-ils coupables? (Guichaoua).

die Hände mit einem Strick zusammenbinden wollte, wandte er sich an seine Henker: «Laßt mich wenigstens die Hände falten, damit ich Gott mein Gebet darbringen kann, denn dafür ist der rechte Zeitpunkt, bevor ich jetzt sterben werde. Gott weiß, daß dies zu Unrecht ist. Bald wird Unglück über die kommen, die uns ohne Gerechtigkeit verurteilten. Gott wird unseren Tod rächen, ich sterbe mit dieser Überzeugung. Ich bitte euch, dreht meinen Blick zur Jungfrau Maria, der Mutter von Jesus Christus.» Man gewährte ihm diesen Wunsch, und der Tod ereilte ihn in dieser Haltung so sanft, daß jeder in höchste Verwunderung versetzt wurde.»

Dieses Ende verdient, daß man darüber nachdenkt.

Zuerst entkleidet sich Jacques de Molay gern seines Ordensgewands. Das heißt: der Templerorden ist nicht verurteilt. Der «Mantel» wird nicht mit ins Feuer und in die Vernichtung einbezogen.

Und dann: «Der Tod nahm ihn so sanft, daß jeder in höchste Verwunderung versetzt wurde.»

Aber der Tod durch das Feuer kann doch für einen normalen Menschen nicht besonders sanft sein. Wenn es so war, grenzt es an ein Wunder.

Vielleicht hatte er durch religiöse Übungen jene Fähigkeiten erhalten, die auch in unseren Tagen nicht unbekannt sind; denken wir nur an die Bonzen (Fo-Priester in Japan, China und Hinterindien, A. d. Ü.), die sich in Saigon freiwillig verbrannten, ohne sich den geringsten Schmerz anmerken zu lassen.

Und hören wir diesen Vierzeiler von Nostradamus, den dreizehnten der zweiten Prophezeiung (freie Übersetzung, A. d. Ü.):

«Der Körper ohne Seele kann kein Opfer sein,
der Tag des Todes wird zur Geburt,
glücklich macht der göttliche Geist die Seele,
wenn sie Gottes Wort in seiner Ewigkeit sieht.»

Lesen wir auch das Wort des heiligen Bernhard noch einmal: «Wenn das Wort Gottes in mich eindringt... flüchten die Laster; meine fleischlichen Regungen werden beherrscht; meine Seele verändert sich; der innere Mensch erneuert sich...»

Die dem Templerorden gegebene «Lehre» war mehr als eine Ordensregel!

Wer zu jenem Grad der Beherrschung vorgedrungen ist, in dem er «das Wort Gottes in seiner Ewigkeit sieht», der hat so erstaunliche Erleuchtungen wie der Großmeister Jacques de Molay, der mit lauter Stimme den Papst nach vierzig Tagen und Philipp den Schönen nach einem Jahr vor Gottes Richterstuhl zitieren konnte.

Siebenunddreißig Tage nach der Hinrichtung, am 20. April, starb Papst Clemens V. Eine Darmentzündung zerfraß seinen Magen. Ausgerechnet ihm, der so gefräßig auf die Schätze der Welt war.

Acht Monate später stürzte Philipp der Schöne in Fontainebleau von seinem Pferd⁵ – ein König ohne Ritterschaft –, und am 29. November starb er an der Lähmung, die er sich bei diesem Sturz zugezogen hatte.

In demselben Jahr kam auch Nogaret, der für den König die Geschäfte führte, elend und geheimnisvoll um.

Den Denunzianten, die den Prozeß «in Schwung gebracht

⁵ «stürzte vom Pferd, ein König ohne Ritterschaft...» Im Französischen Wortspiel mit «cheval» und «chevalerie».

hatten», erging es nicht besser: Esquieu von Floyran wurde erdolcht, Gérard Laverna und der Geistliche Bernard Pelet wurden aufgehängt. Enguerrand de Marigny kam 1315 an den Galgen von Montfaucon.

Seit 1328 regierte kein Nachkomme von Philipp dem Schönen mehr in Frankreich.

Und es kamen die Kriege, die Hungersnöte und die große Pest.

«Daß das Feuer aus dem Dornbusch herauskomme und die Zedern Libanons zerstöre!»

Legenden entstanden, machten die Runde...

Kaum daß die Templer Jacques de Molay und Geoffroy de Charnay verbrannt waren, stürzte sich die Menge auf die noch heiße Asche, um sie wie eine Reliquie einzusammeln.

Und die Legende will, daß in der Nacht sieben Maurer, angeführt von einem Templer, zur Hinrichtungsstätte gingen, dort eine Handvoll Asche nahmen und sie in Richtung des Königspalastes streuten, indem sie das «Macbenach» riefen, wie es einst die Handwerksgesellen getan hatten, als der Baumeister des Tempels Salomos, Hiram von Tyrus, ermordet wurde.

Denn zu den Attributen des Großmeisters gehörte der «abacus», der Magisterstab der Baumeister des Tempels...

In Frankreich verschwand die Dynastie. Der Enkel Philipps des Schönen, Eduard I. von England, wurde abgesetzt und kam durch Mord um. Sein Urenkel Eduard III. verwüstete das französische Königreich.

Die Schätze des Tempels

Das Konzil zu Vienne, das am 16. Oktober 1311 eröffnet wurde, hatte die Aufgabe, die Anschuldigungen, die gegen den Tempel vorgebracht wurden, zu prüfen und die Kirche zu reformieren.

Nachdem man die Protokolle der päpstlichen Kommissionen angehört hatte, beschlossen die Patres, jede Entscheidung aufzuschieben, bis die Verteidigung des Templerordens vorgelegt worden sei. Der Papst stellte sich dem entgegen und gab 1312 mit einer Bulle «Vos clamantis» sein persönliches Urteil über die Angelegenheit ab:

«Wenn man den schlechten Ruf der Templer, die Verdächtigungen und Beschuldigungen, deren Gegenstand sie sind, in Erwägung zieht; die geheime Art und Weise, mit der man im Orden aufgenommen wird, erwägt, und die schlechte und antichristliche Führung vieler seiner Mitglieder; besonders den Eid in Erwägung ziehend, der jedem von ihnen abverlangt wird, nichts über ihre Aufnahme nach außen dringen zu lassen und niemals aus dem Orden auszutreten; ferner in Erwägung ziehend, daß der gegebene Skandal nicht wieder gutgemacht werden kann, wenn der Orden weiterbesteht; weiterhin die Gefahr erwägend, die für den Glauben und für die Seelen gegeben ist, wie auch die schrecklichen Missetaten zahlreicher Ordensmitglieder; letztlich in Erwägung ziehend, daß die römische Kirche wegen kleinster Anlässe andere berühmte Orden aufgehoben hat, heben wir, nicht ohne Gram und tiefen Schmerz, nicht kraft eines richterlichen Urteils,

sondern kraft apostolischer Entscheidung und Anordnung den obengenannten Orden der Templer mit all seinen Einrichtungen auf. . . »¹

Am 2. Mai setzte die Bulle «Ad providam» die Übergabe aller Güter fest. Nachdem die Einleitung befahl, die Dornen der Untreue auszureißen, wurde spezifiziert:

«Diese Auslöschung des Ordensstatuts, seines Ordensgewandes, selbst seines Namens, haben wir mit Genehmigung des Heiligen Konzils angeordnet, nicht in Form eines definitiven Urteils, denn nach den Untersuchungen und den angestregten Prozessen waren wir juristisch nicht in der Lage, es auszusprechen, aber wohl durch das geistliche Recht, was einer apostolischen Verfügung gleichkommt und eine immerwährende unwiderrufliche Gültigkeit besitzt. Wir untersagen von nun an jedem, diesem Orden beizutreten, das Ordensgewand anzuziehen und sich wie ein Templer zu verhalten, und zwar unter Strafe der Exkommunikation ipso facto.»

Der Orden ist ausgelöscht, und seine Nachfolger, wenn es sie gibt, sind exkommuniziert. Aber er ist nicht verdammt. Was der Papst hier tut, ist lediglich Politik.

Es folgt die Verteilung der Güter:

«Schließlich haben wir verfügt, daß die Güter aufewig denen des Hospitaliterordens des heiligen Johannes von Jerusalem übergeben werden. Wir geben, überlassen, vereinigen, verleihen ein und fügen hinzu: für immer dem Hospitaliterorden . . . die Güter, so wie sie der Templerorden, der Meister und die Templerherrn zur Zeit ihrer Verhaftung im Königreich von Frankreich besaßen, also im Monat Oktober ein- tausenddreihundertsieben.»

Ausgenommen waren die Güter in den Königreichen Kastil-

ien, Aragonien, Portugal und Mallorca außerhalb des Königreichs Frankreich, die man für den Heiligen Stuhl reservierte.

Aber offenbar sind weder die «Kassen» der Komtureien noch die «Schätze» in die Hände Philipps des Schönen gefallen.

Guillaume de Plaisans läßt in seiner an den Papst gerichteten Rede bei diesem Thema Groll durchklingen: «Weil sie in vielen Teilen der Welt ihre Burgen gegen die Kirche und deren Helfer verschanzten und weil sie ihre Güter verborgen und vergeudet haben, weil sie sie zerstreuten, sogar die Heiligen Gefäße . . .»

Anders ausgedrückt, weder Geld noch die Geräte für den Gottesdienst wurden von den Offizieren des Königs aufgefunden!

Sie fanden nur, was nicht mitgenommen werden konnte: landwirtschaftliche Geräte und Pachtviehbestand; und das, was dem Orden verpfändet war oder im Speicher lag.

Weder Gold noch Silber noch Dokumente, und an Urkundensammlungen nur jene, die Landkäufe betrafen.

Hierfür sind zwei Erklärungen möglich: entweder bedienten sich die Offiziere Philipps des Schönen in die eigene Tasche, oder die Verhaftung des Ordens, lange im voraus vorbereitet, war nicht so geheim geblieben, daß nicht doch etwas ruchbar geworden wäre.

Aber die Offiziere hätten vielleicht Gold oder Silber genommen, doch sicher keine Dokumente.

Zweifellos besaß ein großer Teil der Komtureien, außer dem, was sie für Kriegsbedarf und Mundvorrat benötigten, nicht viel Bargeld; aber dies war sicherlich anders bei jenen, die an den «Kreuzungs»-Punkten der kommerziellen Aktivitäten lagen (ich denke an Plätze wie Provins, Baucaire und andere,

¹ Nach der französischen Übersetzung von Ourscl, op. cit.

die die Wechsel anderer Ordenshäuser einlösten und die notwendigerweise über reichlich Bargeld verfügen mußten).

Woher kommen diese Erzählungen von verborgenen Schätzen, von denen die meisten wahrscheinlich sogar stimmen? Oder zumindest gestimmt haben, denn später «gefundene» Schätze wurden bestimmt nicht gemeldet.

Es ist ja auch nur logisch, daß jede Komturei ihr «persönliches Versteck» besaß, denn wenn sich auch die Straßenräuber vor den Tempelrittern fürchteten, so waren doch die Templereien zu dieser Zeit nicht ausreichend gegen kriegerische Angriffe oder Raubüberfälle geschützt. Diese «Verstecke» mußten schon lange vorbereitet gewesen sein. Vielleicht wurden die wertvollen Güter hier sogar ständig eingelagert.

Es gibt also noch Templerschätze?

Sehr wahrscheinlich. Jedoch ist es für Schatzsucher ratsam, vorher über gewisse Aspekte dieser Frage nachzudenken.

Es wäre erstaunlich, wenn in den Komtureien, die gemäß der päpstlichen Anordnung den Hospitalitern zufielen, keine Durchsuchungen vorgenommen worden wären; damit verbleibt denen, die jetzt suchen, kaum noch eine Chance.

Schließlich: Von den Templern, die Philipp dem Schönen entkommen konnten, sind bestimmt einige zurückgekehrt, um in den ihnen bekannten Verstecken nach verborgenen Schätzen zu suchen.

Vielleicht wurde das Geheimnis der wichtigen Verstecke auch weitergegeben. Ich bleibe dabei, daß dies das Geheimnis der «Graffiti» von Chinon ist.

Man kennt die Geschichte dieser «Graffiti», die durch Paul Le Cour in der franz. Zeitschrift «Atlantis» auf eine überzeugende Art dargestellt wurde.

Als sich die Kommissionen für die päpstliche Untersuchung der Anklage gegen die Templer gebildet hatten, behielt sich

der Papst die Vernehmung der gefangenen Großwürdenträger vor. Er residierte zu dieser Zeit in Poitiers, wohin er sich abgesetzt hatte. Dort, forderte er, sollten ihm die Großwürdenträger zum persönlichen Verhör vorgeführt werden.

Weder der König noch die Inquisitoren konnten sich diesem Ansuchen widersetzen. Es wurde deshalb ein Gefangenekonvoi zusammengestellt, der sich von Paris nach Poitiers auf den Weg machte. Aber als der Konvoi in die Nähe von Tours kam, unterbrach man die Reise unter dem Vorwand, daß die Gefangenen von einer Krankheit, die nirgendwo näher beschrieben ist, befallen worden seien, und setzte sie im Schloß von Chinon gefangen, das unmittelbar der königlichen Gewalt unterstand und zu den Gütern des Königs gehörte.

Die Gefangenen wurden dort einige Zeit festgehalten. Sie drangen nie bis zum Papst vor und wurden später nach Paris zurückgebracht.

Aber während dieser Zeit in Chinon ritzen die Gefangenen in die Steine der Halle, in der sie eingeschlossen waren, Zeichnungen von merkwürdiger Eigenart.

Alle diese Zeichnungen sind symbolisch, und die meisten sind sogar magisch: geflammte Herzen, Kreuze, Symbole für dreifache Einfriedungen, Brettspiel, das Zeichen für Karfunkel.

Offensichtlich hat gerade dieser geheimnisvolle Teil der «Graffiti» Paul Le Cour beeindruckt. Er kam zu der Überzeugung, daß es sich bei den Menschen, die hier eingeschlossen waren, um Eingeweihte gehandelt haben muß. Das dürfte stimmen, soweit ein nicht in die Magie Eingeweihter diese symbolischen Zeichen überhaupt deuten kann.

Aber diese Männer kannten bestimmt die traditionelle Symbolik. Und man muß sich fragen, was sie dazu veranlaßt hat, diese Symbole einzugravieren, die in sich selbst kein Geheimnis bergen. Geheim ist lediglich die Art, sich ihrer zu bedienen.

Man könnte natürlich sagen, daß diese Gravierungen Früchte eines erzwungenen Müßiggangs sind, daß man sich die Wartezeit verkürzte, indem man eine Mauer mit irgendwelchen Zeichnungen bekritzelte.

Aber dies sind nicht irgendwelche Zeichnungen! Und ich glaube, daß sie mit der Absicht geschaffen wurden, sie zu nutzen, sie an die Menschen der Gegenwart oder der Zukunft weiterzugeben! Und nicht an irgendwelche Menschen, sondern an jene, die die Bedeutung dieser Symbole verstehen.

Nur, warum sollte man sie denen, die die Bedeutung kennen, übermitteln? Diese Zeichnungen sagen ihnen nichts Neues. Sie sind vollkommen unnütz, außer ...

Außer wenn diese Symbole ein Bilderrätsel wären.

Es gab eine bestimmte Art «Bilderrätsel», durch die man die Symbole lesen konnte. Das war und ist noch eine feststehende Methode, um das, was man nicht für jedermann offenlegen will, zu übermitteln, eben nur zum Gebrauch für jene, die dies zu lesen verstehen.

Die «Graffiti» von Chinon wenden sich an jene Menschen, die nicht nur diese Symbole kennen, sondern sie auch zu lesen verstehen. Und es ist wahrscheinlich, daß es eine «Templerart» gab, sie zu lesen.

Sie wenden sich an die Ordensbrüder, aber weder nur um ihnen bekannte Symbole wieder ins Gedächtnis zu rufen noch um ihnen althergebrachte Wahrheit anzuvertrauen, die sie ohnehin wissen, wenn sie die Symbole kennen, sondern um ihnen durch diese Symbole Dinge zu verdolmetschen, die nur sie allein verstehen sollen.

Und da diese Dinge geheim sind, kann es sich nur um materielle Werte handeln, um versteckte materielle Werte.

Um ein Beispiel zu nennen, das aber wirklich nur als Beispiel zu verstehen ist: Angenommen, ein Würdenträger graviert

ein Herz mit einem Kreuz darüber. Das ist ein Symbol. Ein christliches Symbol unter anderen; übrigens nicht spezifisch christlich, aber allgemein bekannt. Man findet es in den meisten religiösen Bauwerken. Niemand würde ihm besondere Aufmerksamkeit schenken.

Ein Herz kann man auf verschiedene Weise darstellen. Regelmäßig oder unförmig; und ein «Fehler» im Herz kann eine besondere Bedeutung haben. Besonders für jene, die geübt waren, bestimmte Formen symbolischer Geheimschriften zu entziffern, die Geheimschrift der Templar zum Beispiel.

Solch ein gewollter Fehler konnte einen Ort bezeichnen, bildlich oder phonetisch.

Dort, wo der Unkundige nur ein Herz mit einem Kreuz darüber sieht, liest der Kundige vielleicht: «Im Herzen jener Komturei (der berühmte Fehler in der Herzform) befindet sich das Versteck unter dem Kreuz.»

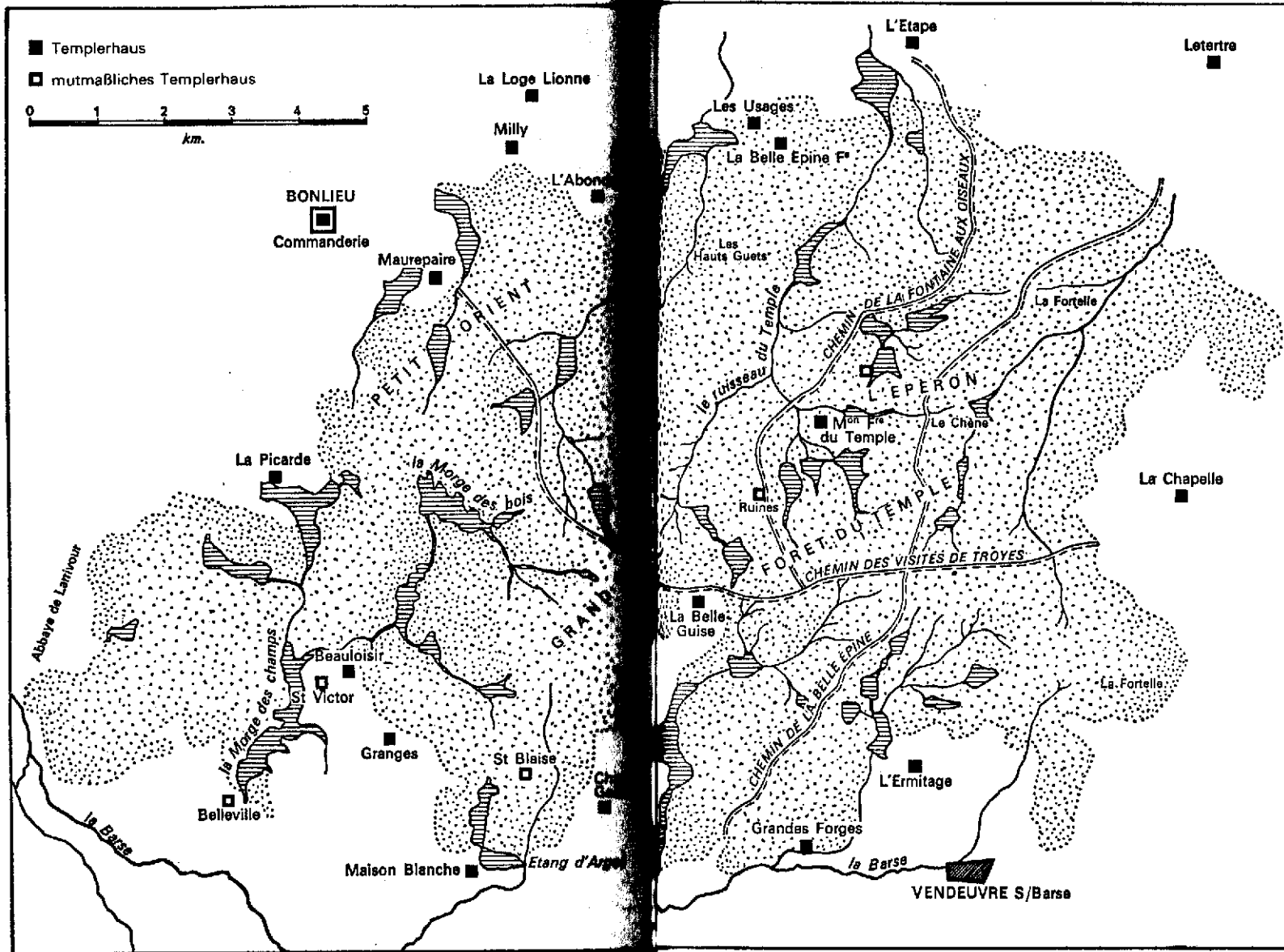
Aber das konnten nur eingeweihte Brüder herauslesen.

Ich habe natürlich überhaupt keinen Beweis, daß diese Erklärung richtig ist, aber sie erscheint mir logisch.

Und diese «Erklärung» wird noch durch die Tatsache bekräftigt, daß die «Graffiti» von Chinon nicht einfach aus primitiven Kratzern gemacht wurden, wie es zum Beispiel ein Gefangener aus Langeweile mit einer Nagelspitze täte, sondern es sind richtige halberhabene Bildhauerarbeiten, zwar ohne besonderes manuelles Können ausgeführt, aber sehr tief eingegritzt, als ob man wollte, daß sie erhalten blieben.

Aber hier ist zweifellos nicht der richtige Ort, um sich zuviel Illusionen über den Geldwert der in diesen Verstecken verborgenen Schätze zu machen.

Aber handelte es sich überhaupt um Geld?



Der Wald des Parzival

In seiner Arglosigkeit bat Jacques de Molay, daß die Güter des Ordens nicht verschleudert würden. Sie wurden es. Der Kuchen war groß, und viele bedienten sich.

Die rasche Beute weckte den Appetit. Bereits einige Jahre später bestätigten sich einige mehr oder weniger diskrete Vorwürfe gegen den Hospitaliterorden des heiligen Johannes von Jerusalem, der nach allem genauso schuldig war wie die Templer.

Die Kirche aber verschloß ihre Ohren. Sie war nicht daran interessiert, schon wieder einen anderen Mönchsorden aufzulösen. Philipp der Schöne war tot. Man verfolgte die Vorwürfe nicht weiter.

Die Hospitaliter eigneten sich die Templerkomtureien an. Mehr oder weniger schnell verkauften sie die meisten. Die Güter verschwanden, und mit ihnen viele der «kleinen Schätze». Aber der eigentliche Schatz des Ordens blieb unauffindbar. Man sucht ihn noch heute. Woraus kann dieser Schatz bestanden haben? Gold? Dokumente? Zweifellos. Aber vielleicht noch Bedeutenderes. Der Gral!

Es gibt keine überzeugende Beschreibung des Grals, so wenig wie vom Kessel des Lug, von Luzifers Smaragd, den Goldäpfeln der Hesperiden, dem Auge des Horus, dem Goldenen Vlies, den Gesetzestafeln, dem Heiligen Kelch ...

Deshalb könnte man fast glauben, daß es sich um verschiedene Erscheinungsformen und Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache handelt.

Selbst Worte, die wir aus toten Sprachen übersetzen, bezeichnen vielleicht für uns jetzt Dinge, die überhaupt nicht dem ursprünglichen Sinn entsprechen. Weil wir den kabbalistischen Schlüssel nicht mehr besitzen, ging ihr Sinn verloren. Das einzige, was man feststellen kann, ist, daß sie Symbole für Dinge sind, durch die sich Zivilisationen entwickeln konnten.

Symbole, aber auch Greifbares, eine Art von Büchern oder Schriften, die eingeritzt oder in Stein gehauen wurden. Verfaßt in der allumfassenden Sprache der ursprünglichen «Zeichen», die man wegen ihrer unbekanntenen Herkunft lange Zeit «Sprache der Vögel» nannte; Schreibkunst, Gravierung oder Bildhauerei, die der «Schlüssel der Welt» waren.

Wenigstens zur menschlichen Welt, der einzigen, die den Menschen in seinem Menschenstatus berührt.

Auch Talismanobjekte. Wer könnte daran zweifeln? Wir wissen leider nur sehr wenig, wie viele «Formen» auf Menschen einwirken, aber jedes Objekt, das in den vorgegebenen Proportionen, Maßen und Rhythmen hergestellt wird, hat direkten Einfluß auf jenen Menschen, der eine innere Beziehung dazu hat.

Nach Plato suchen die Künstler das Schönheitsideal der göttlichen Welt, und in ihren Werken geben sie davon einen Abglanz zurück.

Der Gral brachte denen, die ihn betrachten durften, alle Nahrung und Freude und alle geistige Entfaltung.

Vielleicht offenbarte sich diese «ernährende» Wirkung nicht dadurch, daß sie dem Geist, der Intelligenz zu schärferer Urteilskraft verhalf, denn das ist eine animalische Eigenschaft, vielleicht schenkte sie die Gabe, unmittelbar in der «Natur» der Dinge zu «lesen»?

Man würde dann die Mühe verstehen, die man sich gemacht

hat, um ein Objekt, das solche Wirkung hervorrufen kann, den Blicken zu entziehen, um zu verhindern, daß irgendein Zauberlehrling diese Kraft für das Böse benutzt. Antäus und der Drache verteidigen die Goldäpfel; Isis versteckt das Auge des Horus; Medeas Vater bewacht in seinem Kaukasus, wo Prometheus angekettet war, das Goldene Vlies; Moses legt das Große Tabu auf die Bundeslade, die die Leviten bewachen und die Salomo vergräbt ...

Versuchen nicht auch heute die Atomphysiker, ein wenig spät, Formeln wieder in ihren Besitz zu bringen, durch die vielleicht die Menschheit zugrunde gehen wird? Doch noch gibt es auf diesem Gebiet nur «Annäherungen» an das Wissen.

Als im 12. Jahrhundert die Sage vom Gral in christlicher Version wieder auftauchte, wird die Suche nach diesem Gegenstand, dessen bloße Betrachtung dem Menschen, der ihm würdig ist, jede Nahrung, sowohl auf Erden als auch im Himmel, bringt, zu der großen Aufgabe des Rittertums, das in ihm sein Ideal sah.

Die Suche, aber auch die Bewachung.

Die Sage erzählt, daß Percival, ein asiatischer Prinz, der den Gral besaß, sich in Gallien niederließ, dort einen wunderschönen Tempel nach dem Vorbild des Tempels Salomos bauen ließ und in ihm die Heilige Schale aufstellte.

Eine kriegerische Miliz wurde für die Bewachung, Verteidigung und zu Ehren des Grals gebildet. Sie hatte den Auftrag, alle zu vertreiben, die nicht würdig waren, sich ihm zu nähern.

Die Mitglieder dieser Truppe nannten sich Templisten. Der Templist, der sich die Ideale des Rittertums zu eigen machte, durfte auf keine Frage, weder über sein Befinden noch über das Amt, das er in der Miliz innehatte, Antwort geben. Auch

mußte er jedem, wer es auch sei, der ihm diese Frage stellte, seine Hilfe verweigern, und wie weit er auch vom Tempel entfernt war, mußte er sofort aufbrechen und zurückkehren. Der Führer dieser Miliz hieß: König des Grals.

Weil er die Länder des Okzidents für unwürdig hielt, brachte Parzival (im heutigen Französisch: vallée claire, helles Tal), dem es gelungen war, zum Königtum des Grals emporzusteigen, an der Spitze der Templistenritter diesen wundersamen Kelch in Gegenden des Orients!

Der Orient, das sind für uns die Länder des Nahen Ostens, die mehr oder weniger weit entfernten Länder der aufsteigenden Sonne; aber im Mittelalter war Orient noch etwas anderes: es war die Schönheit eines Gegenstandes, so wie man heute auch noch sagt: Perle von schönem Glanz (franz.: l'orient d'une perle). Orient war auch die geheiligte Gegend, die Gegend, aus der das Licht kam; in der Kirche war es das Allerheiligste. In der mittelalterlichen Überlieferung wird Christus manchmal «Orient» genannt. Auch heute kann es noch den Sonnenaufgang im Sinn von «Erwachen» bedeuten oder auch die Erleuchtung.

Heute noch ist in den Freimaurerlogen der Platz des Ehrwürdigen zum «Orient» gerichtet, weil nur er Kenner der traditionellen Doktrin ist. In den Cayenne-Verbindungen ist dies der Platz des Magisters.

Also, Parzival brachte den Gral in den Orient. Aber jeder Ort, wo sich der Gral befindet, wird zum Orient (franz.: Glanz, A. d. Ü.).

Ein dreifacher Ring von Tempelbesitzungen umgibt den Wald des Orients. Und in allen Gegenden zwischen Seine und Aube hatten die Templer das absolute Monopol der

«Forstgerichtsbarkeit», d. h. der Bewachung und Auswertung der Wälder ...

Der Orient, vielleicht ist er nichts anderes als der Wald des Orients?

Und damit sind wir wieder an den Platz zurückgekehrt, an dem der Templerorden entstand.

Am 13. November 1307, dem Tag, an dem die Verhaftung der Templer erfolgte, versammelt der Propst von Troyes, Jean de Villarcel, nicht weniger als vierzig bewaffnete Männer, um die Komturei von Payns einzuschließen. Dort findet er nur einige Brüder, darunter den königlichen Steuereinnahmer der Champagne, Raoul de Gizy, Sergeant und Präzeptor von Payns und Troyes.

Hatte diese Komturei, die nur schwach befestigt war, eine besondere Bedeutung?

Offenbar hat der Propst von Troyes nicht mehr in dieser Komturei gefunden als seine Mitbrüder an anderen Orten. Der Schatz war nicht da. Aber es ist möglich, daß er einmal hier durchkam und daß eine Erinnerung daran zurückblieb. Vorbeikam, um den Orient zu erreichen, zum Beispiel ...

Man muß mit dem Flugzeug diesen Wald überflogen haben, weil beim Blick aus der Höhe die Umriss der heutigen gradlinigen Grenzlinien verschwimmen, dann erst kann man sich ein Bild machen, welches unentwirrbares Gebüsch ehemals dieses Waldmassiv gewesen sein muß.

Man muß sich über die Waldkarte gebeugt haben, um festzustellen – abgesehen von den modernen Markierungen –, wie völlig unmöglich es war, Wege zu schlagen.

Man muß im Herbst, wenn die Erde mit Wasser vollgesogen ist, versucht haben, durch das Unterholz zu dringen, um zu ahnen, welche Gefahren im Wald lauerten, als er noch wild war; Gefahren, die durch Dutzende von künstlichen Weihern vergrößert wurden, deren Ufer zu morastigen Fallen wurden.

Auf der beachtenswerten Karte im Maßstab 1:20 000 des «Service National Géographique», auf der noch die alten Deiche der Weiher eingetragen sind, die inzwischen austrockneten oder zugeschüttet wurden, versuchte ich das wiederzuerwecken, was vor dem Bau der Straßen da war, als die Weiher noch Weiher waren, dieses dichte Waldgebiet, und in diesem speziell den Teil, der den Namen «Wald des Tempels» trägt.

Nun, hier das Ergebnis: Davon ausgehend (und die Bodenbeschaffenheit läßt gar keine andere Möglichkeit zu), daß die einzigen benutzbaren «Wege», zumindest für eine Truppe, die Erhebungen sind, erkennt man schnell, daß jeder Versuch, Querverbindungen zu schaffen, in Sackgassen endet, weil ein System von Weihern oder ein Bach, der sich durch die morastigen Niederungen schlängelt, den Weitermarsch versperrt.

Einige Stellen in diesem «Wald des Tempels» müssen absolut unzugänglich gewesen sein – außer offenbar für die daran «Gewöhnten», die die Durchgänge kannten.

Es ist ein perfektes Labyrinth, ein verzauberter Wald ...

Man könnte alles mögliche in diesem Wald verstecken. Es zu finden, ohne das «Wort» zu haben, wäre völlig ausgeschlossen. Dieses dichte Netz von Weihern errichtete der Templerorden nicht an den Waldrändern, an denen Holzfäller arbeiteten, sondern in der Mitte dieses Urwalds.

Aber warum diese Weiher? Bestimmt nicht wegen der Fische! In den Ebenen weit und breit gab es natürliche Weiher mehr als genug.

Einen Grund dafür habe ich schon genannt: man wollte sich das ganze Jahr über sumpfiges Gebiet erhalten, aber noch aus einem anderen Grund: um die «Verstecke» zu tarnen.

Im Gegensatz zum Waldboden – und dem in der ganzen Gegend –, der aus «gastine» besteht, also aus schwerer Erde, ist der Boden darunter aus sehr fester Kreide, durch die das Wasser nur langsam durchsickern kann.

Übrigens weiß man durch andere unterirdische Gewölbe, daß die Konstrukteure des Tempels, die Ingenieure, die man nicht mit den religiösen Baumeistern verwechseln darf, herausgefunden hatten, daß bestimmte Mischungen verschiedener Tonsorten eine Festigkeit erreichten, die der unseres Zements gleichkommt, und vollkommen feuchtigkeitsresistent waren.

Also, kann man ein besseres Versteck finden als unter dem Wasser eines Weihers? Speziell eines künstlichen Weihers, den man nach eigenem Gutdünken füllt, wenn das «Versteck» angelegt ist, das dann durch das Wasser zugedeckt wird? Ein «Versteck», das jeder Nachforschung trotzt, weil man das Risiko eingeht, es beim Öffnen unter Wasser zu setzen.

Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß damit ein Aufspüren durch Wünschelrutengänger verhindert wird, weil die Wassermasse einen dichten Isolierungsschutz liefert. Die Frage liegt also nahe, ob diese «Schätze», ob groß oder klein, die es in jeder Komturei gab – oder zumindest in jedem Ordenshaus –, noch immer im Schutz dieser Weiher ruhen, die fast alle in der Nähe der Templerhäuser angelegt worden waren.

Ich möchte niemandem den Mut für Nachforschungen nehmen, aber trotzdem muß ich darauf hinweisen, daß ich allein in diesem Wald des Orients fünfundfünfzig Weiher zählte, und dazu kommen noch jene, die ich nicht entdeckte, und das sind vielleicht genauso viele.

Wenn es geheime «Verstecke» gibt, werden sie, wie man sieht, noch immer gut bewacht, durch die Materie selbst!

Ein Detail am Rande: Eine der erwähnten Querrouuten hat den Namen «Weg der Besucher von Troyes» beibehalten. Welche Besucher waren gemeint? War dieser Zugang den Großvisitatoren des Tempels vorbehalten? Oder den Spaziergängern? Oder beiden?

Nach all dem kann es nicht mehr verwundern, daß der Wald des Tempels vom Wald des Orients eingeschlossen ist, begrenzt an «vier Ecken»: durch das Pachtgut von Belle-Guise, einem Ort, der Hauts-Guets genannt wurde, und von zwei «Fortelles».

Genausowenig überrascht es, im Norden dieses Waldgebietes einen «Wald des Dornbuschs» anzutreffen und im Süden einen Weg des «Schönen Dornbuschs». Und vielleicht war es der Gedanke an eine Wiedervereinigung mit gefiederten Tieren, die einer Mulde diesen Namen gab: «Die Vogelquelle» mit dem sehr alten «Weg der Vogelquelle», die den jetzigen Waldweg des Tempels in der Nähe der noch nicht identifizierten Ruinen kreuzt, nicht weit vom «Pfad des Konvents».

Verzauberter Wald ... Ich habe Chrstien de Troyes (nordfranz. Dichter, 12. Jahrhundert, A. d. Ü.) noch einmal gele-

sen, der seinen Parzival immer wieder durch einen Wald ziehen läßt, in dem das Schloß mit dem Gral versteckt liegt.

Die Handlung spielt natürlich in Wales, aber in einem Wales, das beängstigend dieser Champagne mit ihren Bäumen gleicht, jenen Landschaften in der Umgebung von Troyes.

In der Nähe, sowohl vom Wald des Orients wie auch beim Parzival-Wald, gibt es zwei Abteien: Larrivour und Basse-Fontaine.

So wie Parzival, der, nachdem er sich seinen Weg durch das Walddickicht gebahnt hatte, den Rat eines alten Einsiedlers in dessen Einsiedelei annahm, kann man auch noch heute das Waldgebiet betreten, wenn man von Vendeuvre-sur-Barse den Weg wählt, der an einer Einsiedelei vorbeiführt!

Im Parzival-Wald gab es einen «Schmerzensberg», an dessen Spitze nur der beste Ritter der Welt sein Pferd anbinden konnte, nachdem er unter der Eiche mit den hundert Lichtern vorbeigekommen war. Die höchste Erhebung in diesem Wald des Tempels ist die Anhöhe von Eperon, zu ihren Füßen liegt ein Ort, der «Eiche von Eperon» genannt wird!

Das Gralsschloß, viereckig und von Türmen flankiert, liegt an einer verborgenen Stelle des Waldes, verborgen, aber auch sich verbergend vor entweihenden Blicken, bewacht vom Fischerkönig. Und wen wundert es noch, einen «Fischerkönig» in diesem Wald des Orients vorzufinden, wo Weiher im Überfluß vorhanden sind?

Und dieses abenteuerliche Schloß, in dem der Fischerkönig¹ den Gral bewacht, der von niemandem gesehen werden kann, außer von dem, der würdig ist, zu ihm durchzudrin-

¹ Fischerkönig: In Wolfram von Eschenbachs «Parzival» heißt diese Figur Amfortas (A. d. Ü.).

gen, kann es nicht, wie so viele geheimnisvolle Schlösser, unter den Wassern verborgen sein?

Sollten die Romane von Chrctien de Troyes und von Gyot dem Provcnzalen, der zweifellos Guyot de Provins war, wie auch der von Wolfram von Eschenbach Reisebeschreibungen sein?